

100

ULB Düsseldorf



+4030 229 01



U.B. Düsseldorf



1982, 12 1

Memoiren-Bibliothek.

—
Fünfter Band.
—

74/10898



Memoiren-Bibliothek.

Groß Oktav. Preis eines jeden Bandes 6 Mark.
In Liebhabereinband 8 Mark.

Band I—III.

Napoleon I. und sein Hof.

1802—1810.

Memoiren der Gräfin Remusat,
Palastdame der Kaiserin Josephine.

Band IV.

Napoleon I. und sein Hof.

1810—1815.

Memoiren der Generalin Durand,
Palastdame der Kaiserin Marie Luise.

Band V—IX.

Memoiren des Fürsten Talleyrand.

1754—1838.

Herausgegeben vom
Herzog Albert von Broglie.

(Im Druck befindet sich)

Band X—XII.

Napoleon III. und sein Hof.

1851—1873.

Denkwürdigkeiten, Erlebnisse und Erinnerungen
aus der Zeit des zweiten französischen Kaiserreiches
von Adolf Ebeling.



К. п. а. с. Каллемаи

Memoiren
des
Fürsten Talleyrand

herausgegeben

mit einer Vorrede und Anmerkungen

vom

Herzog von Broglie.

Deutsche Original-Ausgabe von Adolf Ebeling.

Drittes Tausend.

Erster Band.



Köln und Leipzig.

Druck und Verlag von Albert Ahn.

1891.

A. G. 286
2 7

Alle Rechte vorbehalten.

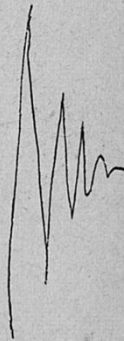


J'apprends dans l'instant que les Russiens ont miné le pont de
Sena, ce que vraisemblablement ils veulent le faire sauter certainement
même, le D. d'Utrante a dit au G. et au Général de l'empêcher par tous
les moyens qui sont en son pouvoir, mais vous savez bien qu'il ne s'en
a aucun, toutes choses qui est en votre pouvoir, soit par vous-même
soit par le Duc, soit par Lord Capthorpe &c. Quant à moi, s'il
le faut, je me porterais sur le pont, on me fera sauter si on veut.
J'ai été fort content des deux lettres pour la contribution.

Samedi à 10 heures

L. W. B.

A mon Cousin, le Duc de Tallmyr.





Abbe' de perigord. f.

10 novembre 10 heures 1890
du soir

Tout se calme à Londres: il y a
encore quelques groupes insignifiants
dans la cité: mais on n'y regarde
pas, la police a eu un avantage
réel sur la canaille: elle l'a repoussée
et traitée fort durement, cela a fait
grand plaisir à tout le monde. — Les
partis ont ajourné la lutte, c'est leur
de la motion de Mr. Langham, qui se fera
le 16, que tous les efforts de l'opposition
se montrèrent sans toute leur force,
— la majorité d'un côté ou de l'autre
n'a rien-gainé chose de fort important
— le duel est calme et ferme: il a fait
tête à l'orage avec son beau caractère,
— mardi 16 c'est Mr. Langham et
Mr. Peel qui engageaient le combat.
— je vous envoie le lendemain-jour
utile à toute l'Europe que la position

De Dieu soit telle qu'il gouverne
encore longtemps les affaires, va a
besoin de lui, c'est la seule grande
reputation qui reste; on voudrait la
diminuer ou la détruire si c'étoit
possible. ce n'est pas sans le
monde d'un homme fort. — ma lettre
est portée par Louis que j'envoie
en courrier a Paris — adieu
je vous dis tout ce qui peut être
dit de plus tendre et de plus
amical.

Le p. de Talleyrand

Die Talleyrandschen Memoiren, welche seit langen Jahren mit so großer Spannung von der ganzen gebildeten Welt erwartet wurden, liegen nun endlich in den ersten beiden Bänden gedruckt vor.

1891

Fast ein doppeltes Menschenalter ist seit dem Tode des großen französischen Staatsmannes verflossen und mehr als ein volles Jahrhundert seit seinem ersten Auftreten in der politischen Welt. Dasselbe fiel gerade in die gewaltige Gährung Frankreichs, die zu der großen Revolution wurde, welche eine Grenzscheide in der neueren Geschichte Europas bildet, wie kaum ein anderes Ereignis je zuvor.

Es ist schwer, wo nicht unmöglich, für jene Zeit mit der unsrigen auch nur eine entfernte Parallele zu finden, was man beim Lesen dieser Memoiren niemals außer acht lassen darf.

Und auch das darf man nicht vergessen, daß dieselben von einem französischen Minister geschrieben sind, der, wie man auch sonst seine politische Laufbahn und die Rolle, die er in derselben spielte, betrachten mag, doch niemals aufgehört hat, Franzose zu sein.

Diesen Standpunkt muß der Leser sich stets gegenwärtigen, um sich ein richtiges Urteil über die Wirksamkeit und über die Pläne und Ziele dieses großen Staatsmannes zu bilden.

Am deutlichsten tritt dies im zweiten Bande auf dem Wiener Kongreß hervor, und speciell in seiner Animosität gegen Preußen.

War doch Preußens König der erste gewesen, der am 17. März 1813 sein Volk zum Befreiungskriege aufrief und dessen tapfere Heere mit ihren unsterblichen Führern am meisten zur Vernichtung der Fremdherrschaft beigetragen hatten.

Dadurch erklärt sich Talleyrands feindliches Auftreten gegen Preußen sofort; und doch haben wir jetzt kaum mehr als ein mitleidiges Lächeln, wenn wir lesen, wie er seinem König berichtet, daß das deutsche Volk sich phantastisch mit der Idee eines großen, einigen Reiches trage, und daß die preußischen Staatsmänner an der Spitze dieser Idee ständen.

Ihm war ja, wie Frau von Staël sagte, in der Politik das „zweite Gesicht“ gegeben; er mochte wohl die hohe Mission vorausahnen, die Preußen beschieden war und die es fünfzig Jahre später so ruhmvoll erfüllte.

Er selbst hatte den siebzehnjährigen Prinzen Wilhelm am 31. März 1814 an der Seite seines Vaters in Paris einziehen sehen, aber soweit reichte doch sein „zweites Gesicht“ nicht, daß es ihm auch den dereinstigen anderen Einzug dieses selben Prinzen als Wilhelm I.,

den glorreichen Kaiser eines mächtigen und geeinigten Deutschlands gezeigt hätte.

Man muß sich also ganz in jene Zeit zu Ende des letzten und zu Anfang dieses Jahrhunderts zurückversetzen, um Talleyrand, wie er uns aus seinen Memoiren entgegentritt, richtig zu verstehen und zu beurteilen.

Er paßte für jene Zeit, und jene Zeit paßte für ihn. Und doch dämmerte die neue Ära schon langsam herauf; Talleyrand sah noch als Achtzigjähriger, nach 1830, ihren ersten Schimmer, dann starb er, und mit ihm ging die alte Diplomatie der Höfe und Kabinette, deren begabtester und gewandtester Vertreter er so lange gewesen, zu Grabe — der „ehrliche Makler“ trat an seine Stelle, *Stimmer* vor dem er, wenn er ihm gegenüber gestanden, wohl die Segel hätte streichen müssen.

Aber deshalb ist gerade Talleyrands Wirksamkeit so überaus charakteristisch, und der Einblick, den uns seine Memoiren in dieselbe gewähren, so anregend und lehrreich zugleich.

Den Staatsmännern, den Politikern von Fach und den Geschichtsforschern werden sie als Quellenstudium besonders willkommen sein, denn sie geben über gar vieles neuen und überraschenden Aufschluß; aber auch jeder Gebildete wird sie mit Interesse lesen, denn sie sind ein lebenswahres Spiegelbild der damaligen politischen und socialen Zustände.

Die sogenannten „Memoiren Talleyrands“, die in früheren Zeiten vielfach auftauchten und die neuerdings

Stoff zu manchem Feuilleton geliefert haben, können wir hier ganz unberücksichtigt lassen. Es sind nichts wie Falsifikate und Mystifikationen, zumeist auf die Freude am Skandal eines gewissen Lesepublikums berechnet. Das Testament Talleyrands, gleich in der Vorrede des französischen Herausgebers, des Herzogs von Broglie, weist ihnen den richtigen Platz an.

Die deutsche Bearbeitung der Talleyrandschen Memoiren ist aus der Feder des gerade auf diesem Gebiete rühmlichst bekannten Prof. A. Ebeling, und einem besseren konnte die schwierige Aufgabe, die eine Kraft ersten Ranges erforderte, wohl kaum anvertraut werden.

Derselbe hat bereits durch seine Bearbeitung der Remusat'schen und Durand'schen Memoiren, die in mehr als einer Hinsicht eine vortreffliche Ergänzung zu den Talleyrandschen bilden, seine vorzügliche Befähigung, speciell nach dieser Richtung hin, glänzend bewährt.

Prof. Ebeling hat zwanzig Jahre in Paris gelebt, und seine zahlreichen Schriften über die französischen Zustände jener Epoche werden noch heute gern gelesen; auch ist es ihm vielfach vergönnt gewesen, sich in jenen Kreisen zu bewegen, in denen die Traditionen der Talleyrandschen Zeit noch fortleben.

Man muß aber nicht allein die französische Sprache gründlich kennen, sondern auch in ihren Geist eingedrungen sein, um eine litterarische Arbeit von der Bedeutung, wie die vorliegende, so voll und ganz bewältigen zu können, wie es hier geschehen ist.

Gewiß werden daher viele deutsche Leser, wenn sie auch sonst französisch recht gut verstehen, doch die deutsche Ausgabe vorziehen, denn die mehrfach vorkommenden längeren, sowohl staats- und kirchenpolitischen wie staats-ökonomischen Abhandlungen und Betrachtungen dürften ihnen im Original nicht sofort und jedenfalls nicht so bequem verständlich sein, und der elegante, klare Stil, der alle Ebelingschen Arbeiten auszeichnet, trägt zu diesem leichteren Verständniß in hohem Grade bei.

Die Verlags-Handlung.

Vorrede des Herzogs von Broglie.

Der Fürst Talleyrand starb am 17. Mai 1838. Er hatte vier Jahre vor seinem Tode, am 10. Januar 1834, ein Testament gemacht und darin alle notwendigen Verfügungen getroffen, sowohl über die Verteilung seines Vermögens unter seine Erben, wie auch über eine Menge von großen und kleinen Andenken für seine Verwandten und Freunde bis zu seiner Dienerschaft.

Zwei Jahre später, am 1. Oktober 1836, fügte der Fürst seinem Testamente, in Form eines Kodizills, noch die folgende Nachschrift hinzu:

„Diese Nachschrift soll gleich nach Verlesung meines Testaments meinen Erben, Verwandten und nächsten Freunden mitgeteilt werden.

Vor allem und zunächst erkläre ich hiermit feierlich, daß ich in der katholischen, römisch-apostolischen Religion sterbe.

Ich will hier nicht von dem Anteil sprechen, den ich kurz vor der französischen Revolution an den Arbeiten und Gesetzen der konstituierenden Versammlung gehabt habe, auch nicht von meinen damaligen Reisen nach England und Amerika und von meinem Aufenthalt in jenen Ländern. Dieser Teil meines Lebens ist in meinen Memoiren geschildert, die eines Tages veröffentlicht werden.

Ich möchte hier nur den Mitgliedern meiner Familie und allen Personen, die mir Freundschaft und Wohlwollen bewiesen,

einige nähere Aufklärungen geben über meine Teilnahme und Mitwirkung an den Ereignissen, die sich in Frankreich nach meiner Rückkehr von Amerika zugetragen haben.

Ich hatte schon früher auf mein Amt und auf meine Würde als Bischof von Autun verzichtet; meine Demission wurde vom Papste angenommen, der mich dem weltlichen Stande zurückgab. Das Breve meiner Säkularisation ist diesem Testamente beigelegt.

Ich fühlte mich frei und meine Lage gebot mir, eine neue Laufbahn einzuschlagen. Ich suchte eine solche für mich allein, denn ich wollte meine Zukunft von keiner Partei abhängig machen; auch kannte ich keine Partei, die meinen Anschauungen entsprochen hätte. Nach reiflicher Überlegung beschloß ich, meinem Vaterlande Frankreich zu dienen, gleichviel in welcher Lage es sich befinden möge; in jeder Lage konnte man Gutes fördern und sich nützlich machen. Aus diesem Grunde habe ich auch niemals Bedenken gehabt, allen Regierungen zu dienen, vom Direktorium an bis zu der Epoche, wo ich dies schreibe. Als die Greuel der Revolution vorüber waren, erschien alles willkommen, was in irgendeiner Weise zur Ordnung und Sicherheit beitragen konnte; jeder verständige Mensch in Frankreich konnte damals vor der Hand nichts anderes wünschen.

Die Rückkehr zu einer monarchischen Regierung war in jener Epoche für Frankreich unmöglich. Es mußte ein vermittelnder Übergang geschaffen werden und mehr als einer. Im Direktorium durfte man kein Element des Königtums erwarten, denn der Geist des früheren und kaum beseitigten Konvents trat dort immer wieder, wenn auch schüchtern, hervor; aber eben deshalb konnte auch das Direktorium nicht von Dauer sein. Es war auch nur eine Vorbereitung auf das Konsulat, in welchem das monarchische Prinzip schon deutlicher und offener hervortrat. Hier konnte man also erfolgreicher wirken, denn es war ein bedeutender Schritt weiter zur Monarchie. Dann kam das Kaiserreich, aber der Kaiser war mehr Autokrat als Monarch im wahren Sinne des Wortes. Man darf jedoch dabei nicht vergessen, daß Frankreich damals mit England Krieg führte und daß andere Kriege in Aussicht standen, daß ferner die politischen Parteien noch keineswegs zur Ruhe gekommen waren

und noch immer das Land bedrohten. Daher diente ich auch dem Kaiser, wie ich dem Konsul und dem Direktorium gedient hatte, und diente ihm mit aufrichtiger Ergebenheit, so lange er selbst für Frankreich die gleichen Gesinnungen hegte. Sobald ich aber sah, daß er in seinen Unternehmungen revolutionäre Wege einschlug, die später seinen Untergang herbeigeführt haben, trennte ich mich von ihm und legte mein Portefeuille nieder, was er mir niemals verziehen hat.

Im Jahre 1814 wurden die Bourbonen, mit denen ich seit 1791 in gar keiner Verbindung gestanden, zurückberufen, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil man ihre Regierung für die günstigste und beste hielt, um die endliche Ruhe, der sowohl Frankreich wie ganz Europa in hohem Grade bedurften, wieder herzustellen. Ich habe in meinen Memoiren den wesentlichen Anteil, den ich an jenen bedeutungsvollen Ereignissen genommen, und auch die kühne Initiative, die ich damals ergriff, näher besprochen. Die Rückberufung der Bourbonen geschah indeß nicht in Anerkennung eines bereits vorher bestehenden Rechtes. Wenn sie selbst es in dieser Weise auslegten, so thaten sie es weder auf meinen Rat noch mit meiner Zustimmung, denn die Doktrin, zu der ich mich bekannte und noch bekenne, ist die folgende:

Die Monarchen sind nur Monarchen durch eine Reihe von Thatfachen, welche sie an die Spitze der staatlichen Gesellschaft gestellt haben. Diese Thatfachen sind für jeden Monarchen selbst und für seine Nachfolger unwiderruflich, so lange derselbe in den bestimmten Grenzen seiner wahren Machtvollkommenheit regiert; überschreitet er diese Grenzen, um mehr zu sein, so ist er kein rechtmäßiger Monarch mehr. Mit dieser Doktrin, die ich niemals verleugnet habe, konnte ich unter den verschiedenen Regierungen die mir angetragenen Funktionen sehr gut annehmen und erfüllen.

Jetzt, in meinem zweiundachtzigsten Jahre, wo ich auf eine lange und vielumfassende politische Thätigkeit zurückblicke und dieselbe in meinem innersten Gewissen streng prüfe und ernst erwäge, bin ich zu dem folgenden Resultate gelangt:

Von keiner unter allen Regierungen, denen ich gedient, habe ich mehr erhalten, als ich ihr nicht meinerseits durch meine Dienste gegeben habe;

keine habe ich früher verlassen, als sie selbst sich nicht verlassen hat;

ich habe niemals die Interessen irgendeiner Partei und auch meine eigenen und die meiner Familie mehr berücksichtigt als die wahren Interessen Frankreichs, die übrigens, meiner festen Überzeugung nach, auch niemals mit den wahren Interessen Europas in Widerspruch standen.

Dieses Urtheil, das ich selbst über mich fälle, wird hoffentlich von allen unparteiischen Menschen bestätigt werden; aber sollte man mir auch später, wenn ich nicht mehr bin, diese Gerechtigkeit vorenthalten, so genügt das Gefühl, daß man mir dieselbe schuldig ist, vollständig für die Gewissensruhe meiner letzten Tage.

Mein bestimmter Wille ist ferner, und derselbe soll die gleiche Rechtskraft meines eigentlichen Testaments haben, daß die Schriften und Aufzeichnungen, die ich nach meinem Tode hinterlasse, erst nach Ablauf von vollen dreißig Jahren veröffentlicht werden, damit alle Personen, von denen ich darin gesprochen habe, nicht mehr am Leben sind und damit sich niemand beklagen könne, wenn ich im Interesse der Wahrheit gezwungen war, etwas Nachtheiliges oder Unvorteilhaftes über ihn zu sagen. In allem, was ich niedergeschrieben, habe ich niemals die Absicht gehabt, jemand zu beleidigen oder zu verletzen. Und selbst nach Ablauf von dreißig Jahren sollen meine Erben noch zu entscheiden haben, ob diese Veröffentlichung unbeanstandet geschehen kann.

Ich empfehle auch den Bewahrern meiner Papiere, alle und jede Vorkehrungen zu treffen, und zwar schon im voraus, um einer geheimen Entwendung, oder etwas dem ähnlichen, vorzubeugen.

Denn wir leben in einer Zeit, in welcher es von falschen und gefälschten Memoiren wimmelt, welche hier von gewissenlosen und gewinnsüchtigen, dort von feigen und elenden Menschen verbreitet werden, sei es aus einer unlauteren Parteiliebe, sei es auch nur um das Andenken bedeutender Toten zu beschimpfen, oder wenigstens zu verdächtigen. Diese Menschen scheuen zur Erreichung ihres Zweckes die handgreiflichsten Lügen und die unsinnigsten Verleumdungen nicht, um ihr schmutziges Gewerbe mit Erfolg zu betreiben.

Aus diesem Grunde beauftrage ich die Vertrauenspersonen, denen ich meine Papiere hinterlassen habe, sofort und ohne Verzug öffentlich und wie ich selbst es thun würde, gegen jede derartige Schrift, die vor Ablauf der erwähnten dreißig Jahre, als von mir herrührend, erscheinen sollte, energisch zu protestieren.

Schloß Valençay, 1. Oktober 1836.

Talleyrand.“

Dieses wichtige Dokument enthält zwei verschiedene Hauptpunkte.

Der erste betrifft das politische Glaubensbekenntniß Talleyrands, das er vor seinem eigenen Gewissen und vor der Nachwelt ablegt, und hier bedarf es keines Kommentars; die Memoiren liefern ihn hinreichend.

Der zweite Punkt betrifft die Vorschriften in Bezug auf die Verwahrung und Veröffentlichung seiner hinterlassenen Papiere, und nur von diesen und den damit verbundenen Nebenumständen haben die Herausgeber dieser Memoiren dem Publikum Rechenschaft abzulegen.

Ein weiteres Kodizill, das Talleyrand am 17. März 1838, also nur wenige Monate vor seinem Tode, seinem Testamente beigefügt hat, spricht sich noch einmal folgendermaßen über jene Vorschriften aus:

„Hiermit erkläre ich, daß meine Nichte, die Frau Herzogin von Dino, als meine Universalerin, einzig und allein das Recht hat, meine sämtlichen Papiere und Schriften o h n e A u s n a h m e, zu empfangen und aufzubewahren, um davon denjenigen Gebrauch zu machen, der ihr bekannt ist, und keinerlei Veröffentlichung derselben, gleichviel unter welchem Vorwande, vor dem vollen Ablauf der festgesetzten dreißig Jahre zu veranlassen. Im Falle jedoch die Frau Herzogin vor mir das Zeitliche segnen sollte, so wird der französische Gesandte am badischen Hofe, Herr von Bacourt, dem

ich als Zeichen meiner Hochachtung und Freundschaft einen Brillant-
ring im Wert von 50000 Franken vermache, an ihre Stelle treten
und auch alle Papiere, die ich in England zurückgelassen habe, in
Verwahrjam nehmen.

Talleyrand.“

Die Herzogin von Dino, die bald darauf den Titel
einer Herzogin von Talleyrand und von Sagan annahm,
starb am 29. September 1862, also sechs Jahre vor
Ablauf der dreißig Jahre, die Talleyrand als Termin
für die Veröffentlichung seiner Memoiren bestimmt hatte.

Die Herzogin war bis kurz vor ihrem Tode im Besitz
aller Papiere ihres Oheims geblieben und traf in ihrem
Testamente vom 19. September 1862 (§ 17) über die-
selben die folgende Verfügung:

„Die Papiere meines verstorbenen Oheims, des Fürsten
Talleyrand, die mir durch Testamentsbeschluß übergeben worden
sind, befinden sich zum größten Teil in den Händen des französischen
Gesandten Adolf von Bacourt; ein kleinerer Teil von ihnen,
der mit verschiedenen notwendigen Bemerkungen versehen ist, wird
sich in meinem Nachlaß vorfinden. Ich bestimme nun hierdurch,
daß nach meinem Tode auch dieser letzterwähnte Teil dem Herrn
von Bacourt übergeben werden soll, der sie unter den gleichen
Bedingungen in Verwahrung nehmen wird, unter denen ich selbst
sie empfangen habe.“

Herr von Bacourt überlebte die Herzogin nur wenige
Jahre: er starb am 28. April 1865, aber er war bereits
früher von derselben mit der genauen Durchsicht und der
chronologischen Anordnung der Memoiren des großen
Staatsmannes betraut worden und hatte außerdem noch
den Auftrag ausgeführt, die in England deponierten Papiere
nach Frankreich zu schaffen.

So war denn zuletzt Herr von Bacourt allein in den Besitz dieses wichtigen schriftlichen Nachlasses gelangt, und er hatte mit unermüdllicher Sorgfalt den namhaftesten Theil desselben, d. h. die eigentlichen Memoiren, für den Druck vorbereitet.

Deshalb hegte er auch begreiflicherweise den Wunsch, wenn es ihm nicht vergönnt sein sollte, die Veröffentlichung zu erleben, das Manuskript auch seinerseits wieder sicheren und bewährten Händen anzuvertrauen, wie er selbst es damals von der Herzogin von Dino erhalten hatte. Darauf bezieht sich die folgende Klausel in seinem Testamente:

Unter Bezug auf die beiden soeben von mir erwähnten Testamente (das des Fürsten Talleyrand und das seiner Nichte, der Herzogin von Dino und späteren Herzogin von Talleyrand) finde ich mich veranlaßt, schon jetzt die nötigen Bestimmungen zu treffen, wenn ich vor der Veröffentlichung der Talleyrandschen Memoiren sterben sollte. Ich habe zu dem Ende zwei Vertrauenspersonen gewählt, und mache denselben zur Pflicht, folgendes genau zu beobachten und gewissenhaft zu befolgen:

1. Sie treten vollständig an meine Stelle, als Hüter und Bewahrer der betreffenden Papiere und Dokumente.

2. Sie werden für die Veröffentlichung derselben Sorge tragen, und zwar zu derjenigen Epoche, die ich weiter unten näher bestimmt habe.

Als diese Vertrauenspersonen bezeichne ich: den Herrn Châtelain, ehemaligen Notar, wohnhaft zu Paris, Rue d'Anjon Saint-Honoré Nr. 17, und den Herrn Paul Andral, Advokaten am kaiserlichen Gerichtshofe zu Paris, Rue Saint-Lazare Nr. 101. Beide Herren haben mir ihre völlige Bereitwilligkeit erklärt, die ihnen aufgetragene Mission anzunehmen und auszuführen.

Die genannten beiden Herrn werden also gleich nach meinem Tode in den Besitz der Papiere treten, deren Aufbewahrungsort in meinem Testamente bezeichnet ist.

Die Hauptbedingung aber, welcher die Herren Châtelain und Andral sich zu unterwerfen haben, ist diese: die Veröffentlichung der Memoiren darf in keinem Falle vor dem Jahre 1888 stattfinden, also noch zwanzig Jahre später als der vom Fürsten Talleyrand selbst bestimmte Termin von dreißig Jahren.“

„Adolphe de Bacourt.“

Wie man sieht, hatte Herr von Bacourt die Klausel des Talleyrandschen Testamentes zu einem weiteren Aufschub von zwanzig Jahren in Anwendung gebracht, und diejenigen, die sich jetzt im Besitz des Manuskriptes befanden, mußten sich dieser Anordnung ohne weiteres fügen.

Doch auch hier trat der Tod wieder dazwischen. Herr Châtelain starb bald darauf, und sein Sohn nahm als Bevollmächtigter seine Stelle ein, und kurz vor Ablauf des letztbestimmten Termines wurde auch mein lieber und unvergeßlicher Freund Andral abgerufen.

Dieser hatte mich im Einverständnis mit Herrn Châtelain zu seinem Nachfolger in der Memoiren-Angelegenheit bestimmt, und ich traf nun mit dem jüngeren Châtelain zu der endlichen Veröffentlichung die notwendigen Vorbereitungen, die noch immer verwickelt und mühevoll genug waren und viel Zeit beanspruchten.

Man weiß, mit welcher Beharrlichkeit, sowohl die Herzogin von Dino als auch Herr von Bacourt, mehrfach in ihren Testamenten versicherten, daß sie sich im Besitze sämtlicher Papiere des Fürsten Talleyrand ohne Ausnahme befänden, und daß sie mit ängstlicher Sorgfalt jeder Entwendung vorgebeugt hätten. Dies erklärte sich genügend aus ihrer gerechten Befürchtung, trotz aller Vor-

sichtsmaßregeln dennoch eines Tages irgendwo einer Veröffentlichung von gefälschten und unechten Memoiren Talleyrands zu begegnen. Hatte doch der Fürst selbst noch kurz vor seinem Tode seinen Erben gewissermaßen auf die Seele gebunden, zum Schutz seines Andenkens die Papiere vor jedem „diebischen Eingriffe“ zu bewachen.

Ein sehr wichtiger und ernster Umstand trat hinzu, diese Befürchtung zu erhöhen, ein Umstand, der schon bei Lebzeiten des Fürsten ihm und seiner Familie viel peinliche Sorgen und Unruhen verursacht hatte.

Talleyrand war nämlich genötigt gewesen, einige Jahre vor seinem Tode seinen Privatsekretär, der sein Vertrauen gröblich gemißbraucht, zu entlassen. Der Sekretär hatte über zwanzig Jahre im Dienste des Fürsten gestanden und gerade zu einer Zeit, wo dieser, als Minister und Botschafter, die wichtigsten Staatsinteressen vertrat, die vielfach zu den Angelegenheiten von ganz Europa in enger Beziehung standen.

Bei seiner Entlassung mußte natürlich der Sekretär alle Papiere, die in seinen Händen waren, abliefern, aber man merkte gar bald, daß er dies nur teilweise gethan und manche Dokumente unterschlagen hatte. Er prahlte sogar ganz offen mit dem Besitz derselben und drohte mit ihrer Veröffentlichung, wenn der Fürst etwas gegen ihn unternehmen sollte.

Der Vertrauensmißbrauch war um so unwürdiger, weil der Sekretär in der langen Reihe von Jahren nicht allein in einer gewissen Intimität zu seinem Herrn gestanden,

sondern auch nach und nach gelernt hatte, die Handschrift desselben auf das täuschendste nachzuahmen. Man erfuhr auch nur zu bald, daß der gewissenlose Mensch allerlei Briefe und Schriften des Fürsten, als von dessen eigener Hand geschrieben, verbreitete, die Anlaß zu den abenteuerlichsten Geschichten, zu gehässigen Verleumdungen und Verdächtigungen gaben.

Durch einen Zufall gelangte Herr von Bacourt in den Besitz mehrerer dieser gefälschten Papiere, die er sofort mit den Originalen verglich. Die Kopien konnten auch das geübteste Auge irre führen, nur die verschiedenen eingeschobenen Phrasen und Bemerkungen im Sinne des Fälschers bewiesen deutlich den beabsichtigten Betrug.

Man kann sich also leicht die Bestürzung der Talleyrandschen Testamentsvollstrecker vorstellen, als drei Tage nach seinem Tode, am 20. Mai 1838, die Times in London die folgende Notiz veröffentlichte:

„Was die nachgelassenen politischen Memoiren des Fürsten Talleyrand betrifft, so sollen dieselben bekanntlich erst dreißig Jahre nach seinem Tode veröffentlicht werden. Sein früherer Sekretär jedoch, ein Herr Perrey, hat sich einen großen Teil des Manuskriptes zu verschaffen gewußt, und die Erben werden jetzt wohl nicht ohne bedeutende Geldopfer den Wunsch des Erblassers erfüllen können. Unter den Papieren, die der genannte Herr Perrey besitzt, sollen sich die satirischen Biographien und Schilderungen von mehr als hundert unserer Zeitgenossen befinden, und ganz besonders diejenigen der intimen Freunde Talleyrands und seiner Familie.“

Allerdings brachte die Times acht Tage später, am 28. Mai, eine Erklärung des Herrn Perrey (die Times hatte zuerst seinen Namen genannt) welche diese Behauptung

tung Tügen strafte und jeden mit einer gerichtlichen Klage bedrohte, der unter seinem Namen irgendwelche Schriften Talleyrands veröffentlichen und sich dabei auf ihn, Berrey, als Bürgen für die Echtheit derselben, berufen würde.

Aber welchen Wert konnte eine solche Erklärung von einem Manne haben, der bereits als Fälscher bekannt war und der schon früher das Vertrauen seines Herrn vollständig verscherzt hatte. Und wenn er selbst auch nicht weiter gehen wollte, so konnte er doch leicht seine Fälsficate an einen anderen Menschen ähnlicher Sorte verkaufen, der dann seinerseits die Betrügereien fortsetzte.

Herr von Bacourt faßte deshalb den Entschluß, um jeder Confusion der echten und nachgemachten Handschriften vorzubeugen, die wirklichen Memoiren Talleyrands abzuschreiben und diese, wenn auch nur teilweise Abschrift findet in seinem Testamente besondere Erwähnung:

„Hier in Leder eingebundene Bände sind die einzige und wortgetreue Kopie der Talleyrandschen Memoiren, so wie mir dieselben von den Erben überliefert wurden“

und außerdem steht noch am Schluß des ersten dieser vier Bände die folgende Erklärung der Nichte und Universalerin Talleyrands, der früheren Herzogin von Dino:

„Hierdurch bescheinige ich, als Testamentsvollstreckerin meines verstorbenen Oheims, des Fürsten von Talleyrand-Perigord, daß dieser Folioband von fünfhundert und einer geschriebenen Seite die einzige vollständige und getreue Originalkopie der fünf ersten Abteilungen der Memoiren meines Oheims enthalten, und außerdem noch eine Abhandlung über den Herzog von Choiseul, die mein Oheim gleichfalls hinterlassen hat.

Sagan, 20. Mai 1858.

Dorothea von Kurland,
Herzogin von Talleyrand und Sagan.

Eine gleichlautende Erklärung mit derselben Unterschrift befindet sich auch auf der letzten Seite des zweiten Bandes.

Am Schluß des dritten nimmt Herr von Bacourt selbst das Wort, weil die Herzogin inzwischen gestorben war:

„Ich Endesunterzeichneter, als Testamentsvollstrecker der Frau Herzogin von Talleyrand und Sagan, der Universalerin des verstorbenen Fürsten von Talleyrand, erkläre hierdurch, daß dieser Folioband von fünfhundert und sechs Seiten die authentische und vollständige Abschrift der achten, neunten und zehnten Abteilung des Originalmanuskriptes der Talleyrandschen Memoiren enthält.

Baden, 20 Januar 1863

A. de Bacourt.

Der vierte und letzte Folioband enthält kein derartiges Certificat, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil nun auch der letzte der direkten Testamentsvollstrecker, Herr von Bacourt, nicht mehr unter den Lebenden weilte. Seine kurz vor seinem Tode getroffene Verfügung über die Memoiren und die Zeit ihrer Veröffentlichung kennen wir bereits.

Nach dieser Bacourtschen Abschrift ist nun das vorliegende Memoirenwerk gedruckt worden. Man hat darin nichts gestrichen, geändert oder modifiziert. Nur einige wenige Anmerkungen von der Hand des Herrn von Bacourt sind weggelassen, weil sie z. B. kein Interesse mehr bieten konnten. Dagegen sind manche biographische Notizen über Personen hinzugefügt, die in den Memoiren genannt werden und die der heutige Leser wohl zumeist vergessen hat, die aber doch zum Verständniß des Ganzen oft wesentlich beitragen.

Was schließlich die von der Herzogin von Talleyrand erwähnte Abhandlung über das Ministerium des Herzogs von Choiseul betrifft, so beabsichtigte Herr von Bacourt dieselbe schon im ersten Bande zu bringen, obwohl sie ihrem Inhalte nach einer späteren Zeit angehört. Wir haben deshalb vorgezogen, die Abhandlung an den Schluß des letzten Bandes zu setzen, wo man sie mit verschiedenen anderen Schriftstücken Talleyrands finden und gewiß mit Interesse lesen wird.

* * *

Wir haben jetzt noch einige Worte über die Memoiren selbst zu sagen.

Die zwölf Abteilungen, aus denen sie bestehen, bilden, wie der Leser sich bald überzeugen wird, keineswegs ein vollständiges und in sich zusammenhängendes Ganzes.

Der erste Hauptteil umfaßt die Zeit von der Jugend Talleyrands bis zum Jahre 1815, wo er als Minister der auswärtigen Angelegenheiten unter Ludwig XVIII. seine Demission gab und von den Staatsgeschäften zurücktrat. Diesen Teil hat Talleyrand unzweifelhaft während der Restauration niedergeschrieben.

Der zweite Hauptteil beginnt mit der Julirevolution 1830 und behandelt die Thätigkeit Talleyrands als Botschafter in London. Dieser Teil ist jedenfalls nach seiner i. J. 1834 erfolgten Demission in völliger Zurückgezogenheit, wo er bereits achtzig Jahre zählte, verfaßt worden.

Eine Unterbrechung von vierzehn Jahren und die Kürze mit welcher Talleyrand über manche Epoche seiner politischen Wirksamkeit hinweggeht, z. B. über die Rolle, die er in der konstituierenden Versammlung gespielt hat, zeigen deutlich, daß er keineswegs beabsichtigte, in seinen Memoiren ein vollständiges Lebensbild zu geben. Er selbst sagt es übrigens auch in der kleinen Notiz, die er dem Werke voranschickt, indem er hinzufügt, er habe nur deshalb den Titel „Memoiren“ für seine aufgezeichneten „Erinnerungen“ gewählt, weil er keinen passenderen gewußt.

Was man daher gewöhnlich in solchen Memoiren zu finden hofft: Enthüllungen über wenig bekannte Lebensverhältnisse des Verfassers und persönliche Eindrücke und Schilderungen von Ereignissen, bei denen er Zeuge gewesen u. dergl. — das würde man hier vergebens suchen. Mit Ausnahme einiger kurzen Notizen über seine Kindheit und seine erste Jugendzeit, sagt Talleyrand so gut wie nichts von seinem Privatleben, und auch nichts über dasjenige der vielen Personen, die er gekannt und die ihm mehr oder weniger nahe gestanden. Wohl ist sein Urtheil über die gesellschaftlichen Verhältnisse, in welchen er so lange Jahre gelebt hat, wenn er überhaupt darauf zu reden kommt, fein, bedacht und zutreffend, aber wenn der Leser glaubt, bei dieser Gelegenheit amüsante Anekdoten zu hören, oder wohl gar allerlei Indiskretionen und pikante Enthüllungen aus der *chronique scandaleuse*, so würde er sich sehr getäuscht finden. Der fast in dem

ganzen Werk vorherrschende ernste Ton, abgesehen von dem eigentlichen Zweck seiner Memoiren, hätte auch solche Abschweifungen nicht wohl gestattet.

Ebensowenig scheint Talleyrand die Absicht gehabt zu haben, auf die verschiedenen gegen ihn gerichteten Beschuldigungen zu antworten. Eine alleinige Ausnahme bildet die Ermordung des Herzogs von Enghien, von der einige Schriftsteller seine Mitwissenschaft, oder gar seine Mitwirkung behaupten. Gegen diese Verleumdung erhebt er sich in einem besonderen Artikel mit großer Entrüstung; über alle anderen Vorwürfe und Anklagen beobachtet er ein vollständiges Schweigen. Man darf es aber nicht ein Schweigen der Geringschätzung, oder der Mißachtung nennen, sondern es scheint mehr die Folge eines von vornherein gefaßten Entschlusses zu sein, seine Leser mit allem, was ihn selbst und persönlich betrifft, nicht weiter zu behelligen, um ihre volle Aufmerksamkeit und Teilnahme für die großen politischen und nationalen Interessen zu bewahren, die er so vielfach in erster Reihe vertreten und bei denen er mehr als einmal die Geschicke der Völker in seinen Händen hielt. Auf diesem Gebiete war er der Nachwelt Rechenschaft schuldig, und diese Rechenschaft hat er in seinen Memoiren abgelegt.

Sein Hauptzweck (und alles berechtigt zu dieser Annahme) war einzig und allein, darzuthun, daß das Schicksal Frankreichs nicht gelitten hat, weil es ihm die Leitung desselben anvertraute; alles andere erschien ihm nebensächlich, und von diesem, jedenfalls nicht kleinlichen

Gesichtspunkte aus, konnte er die Verunglimpfungen seiner Person leicht verschmerzen, obwohl sie ihn während seiner langen Laufbahn nicht verschonten und auch noch über seine Gruft hinaus nicht verstummten.

Gewiß giebt es in Talleyrands Privatleben viel Unrecht, Irrtümer und Fehler, die niemand beschönigen, aber weswegen ihn auch niemand verdammen soll, denn er hat in seinen letzten Stunden vieles davon feierlich widerrufen.

Trotzdem wird aber seine politische Wirksamkeit in Bezug auf Frankreichs innere Verhältnisse, besonders während der einzelnen Epochen der Revolution, immer eine verschiedene Beurteilung erfahren, denn weil er keiner von jenen Parteien angehörte, die noch heute in Frankreich bestehen, so glaubt eine jede sich berechtigt, ihn von ihrem Standpunkte aus zu richten.

Aber wo Talleyrand, sei es als Minister oder als Botschafter, für die nationale Größe und Unabhängigkeit seines Vaterlandes einzutreten und dieselben zu verteidigen hatte, da wird es schwer halten, seine bedeutenden Verdienste nicht voll auf und offen anzuerkennen.

Um ihm in dieser Hinsicht gerecht zu werden, muß man nicht allzulange bei seiner ministeriellen Thätigkeit unter dem Direktorium, dem Konsulat und dem Kaiserreich verweilen. Er selbst geht darüber im allgemeinen kurz hinweg, denn so gewaltig und großartig auch die Ereignisse jener Epoche sind, die er dann und wann mit der Feder eines bewährten Geschichtsforschers schildert, so

spricht er davon doch immer mehr als bloßer Zuschauer und nicht als Mitwirkender. Stets läßt er durchblicken, daß, trotz der hohen Würden, die er damals bekleidete, seine Stellung nur eine äußerliche und rein persönliche und sein Einfluß nur ein nomineller gewesen. Er war zumeist nur der ohnmächtige Vollstrecker von Befehlen und Entscheidungen, die er vorher gewöhnlich bekämpft hatte.

Den beschränkten Emporkömmlingen der Revolution konnte er sich nicht verständlich machen, und der gewalthätige Herrscher selbst, dem er diente, folgte immer nur dem Impuls seines eigenen Genies oder seiner Leidenschaften, und ihm, dem Minister, dessen Mahnungen und Warnungen unberücksichtigt gelassen wurden, blieb nichts übrig, als seine ganze Geschicklichkeit und Umsicht aufzuwenden, die nicht von ihm begangenen Fehler, soviel er vermochte, wieder gut zu machen.

Erst auf dem Wiener Kongreß nach der Restauration 1814, und als Botschafter in London unter dem Julikönigtum nach 1830, wo er mit dem vollen Vertrauen seiner königlichen Herren ausgerüstet war, konnte er sich frei bewegen und selbständig handeln.

In diesen beiden Stellungen, unleugbar den glänzendsten und bedeutendsten seines ganzen Lebens, hat die Diplomatie in der Person Talleyrands eine Rolle gespielt, die wohl einzig dasteht in der Geschichte, und deshalb hat er auch dieser Epoche den umfangreichsten Raum in seinen Memoiren angewiesen.

In der Regel sind selbst die berühmtesten Diplomaten doch immer nur die geschickten und glücklichen Dolmetscher fremder Ansichten und Ideen, und die Vollstrecker von Instruktionen und Befehlen, die ihnen von einem höheren Orte zugehen. Was wäre wohl der Vater Joseph ohne Richelieu gewesen? Ihr Ansehen und ihr Einfluß beruhen weit weniger auf ihrem persönlichen Verdienst und ihrer geistigen Bedeutung, als auf der Furcht oder der Zuneigung, welche die von ihnen vertretenen Regierungen erwecken. Was hätten wohl die französischen Bevollmächtigten im westfälischen oder im Pyrenäen-Frieden ohne die Siege Condés und Turennes erreicht? Auf derartige gewichtige Elemente, die eine diplomatische Stellung schon günstig vorbereiten, konnte Talleyrand sich weder berufen, noch sich stützen: er schöpfte seine ganze Kraft einzig und allein aus sich selbst.

In Wien erscheint er als der Besiegte vor vier siegreichen Großmächten, die noch verbunden sind und sozusagen noch unter Waffen stehen; er spricht im Namen eines Königthums, das nach fünfundzwanzig wildbewegten Jahren auf einem noch in Gährung befindlichen Boden wieder aufgerichtet ist, und dieser Boden ist noch dazu von feindlichen Truppen besetzt. Das Königthum steht verlassen und allein und hat als einzigen Rückhalt eine decimierte und nicht einmal zuverlässige Armee. Und bevor noch der Kongreß seine Verhandlungen zu Ende geführt hat, richten sich auf einmal die abenteuerlichen und schrecklichen Hundert Tage drohend auf, und der fran-

zöfische Bevollmächtigte spielt die fast lächerliche Rolle des Vertreters eines auß neue exilierten Monarchen.

In London ist er das Organ einer solchen aus der Revolution hervorgegangenen Regierung, die deshalb von allen europäischen Monarchien mit berechtigtem Mißtrauen betrachtet wird, und diese Regierung steht fast immer auf dem Punkt, von derselben Volksgewalt, die sie geschaffen, wieder gestürzt zu werden. Es gab Tage in London, wo die Stimme des Botschafters, wenn er sie zu Friedensversicherungen erhob, in dem Echo verhallte, das den Kriegslärm der pariser Gemeuten über den Kanal trug.

Trotzdem kann man nicht umhin, einzugestehen (und wer es etwa bezweifeln sollte, wird sich durch die Lektüre der Memoiren davon überzeugen) daß Talleyrand nicht einen Tag, weder in Wien noch in London, aufgehört hat, die eigentliche Seele der Beratungen hier wie dort zu sein, und daß er es gewesen, der den versammelten Vertretern Europas die Beschlüsse eingegeben, unter denen Frankreich, bei verständiger Abwägung der einmal bestehenden Verhältnisse, jedenfalls nicht zu leiden gehabt hat.

Die wunderbare und seltene Begabung des Fürsten, aus sich selbst immer neue geistige Hülfquellen zu schaffen, wenn ihm die materiellen von außenher versagten, ist leichter anzuerkennen, als zu erklären. Das Übergewicht, das ein bedeutender Mann, sowohl im öffentlichen, wie im Privatleben, gleich einem Herrscher auf alle diejenigen ausübt, die in seinen Kreis treten und mit ihm verkehren,

liegt unleugbar in einer angeborenen Charaktereigenschaft, die sich nur schwer analysieren läßt. Bei Talleyrand kam noch ein seltener politischer Scharfblick hinzu, der ihn gleich im ersten Moment die Lage klar und richtig erkennen ließ und der ihn befähigte, sich aus allen Verwickelungen, an deren Lösung jeder andere verzweifelt hätte, nicht allein gewandt und zielbewußt herauszufinden, sondern aus denselben sogar noch Nutzen zu ziehen.

Als er i. J. 1814 auf dem Wiener Kongreß, dieser imposanten „europäischen Ratsversammlung“, erschien, so gut wie machtlos und nur auf sich selbst angewiesen, begriff er sofort, daß die bloße materielle Macht, selbst nach einem glänzenden Siege, doch nicht alles ist, und daß ihm, trotz der Ungunst der Verhältnisse, dafür eine geistige Macht zu Gebote stand, die eine ganze Armee ersetzte. Und dies Gefühl macht ihn stärker als die Verbündeten mit ihren zahllosen Soldaten; er stellt sich ihnen kühn gegenüber und entfaltet sein Banner, auf welchem nichts anderes geschrieben steht als die monarchische Legitimität. Man lese nur den Text der Instruktionen, die er für den Kongreß mitbringt und die er selbst sich gegeben hat, wenn er auch als dienstfertiger Minister dem König die Autorschaft zuwendet, so wird man finden, daß sie nichts anderes enthalten und bezwecken, als die Wiederherstellung des in ganz Europa durch Napoleon so schwer verletzten Legitimitätsprinzips, mit der praktischen Folge, den depossidierten Monarchen und Fürsten den Thron und die Herrscherrechte ihrer Vorfahren zurückzugeben.

Dieser Plan ist in den Instruktionen systematisch entwickelt, Artikel für Artikel, Staat für Staat, ohne alle Beschränkung oder Zweideutigkeit, man möchte hinzufügen: ohne alle Menschenfurcht, und was das seltsamste war, Talleyrand legte dies monarchische Glaubensbekenntniß offen und unumwunden ab, das doch im Munde eines früheren Ministers der Republik und des Kaiserreiches Staunen erregen mußte.

Und ebenso seltsam war es, daß diejenigen, die es anhörten, ganz und gar nicht erstaunten, sondern es durchaus natürlich fanden und ihn auf den Widerspruch, in den er dadurch mit sich selbst und mit seiner Vergangenheit geriet, nicht aufmerksam zu machen wagten.

Die Ursache dieses Verhaltens lag übrigens nahe: zwanzig Jahre lang war der Boden Europas durch unaufhörliche Kriege mit Blut getränkt, die Länder waren zerstückelt, gewaltsam auseinander gerissen und nach Gutdünken wieder zusammengefügt worden, und die öffentliche Stimme sprach sich nur mit Abscheu, ja mit Ekel gegen alle Eroberungen und Revolutionen aus. Republiken waren auf Republiken gefolgt, dann hatte die Raune des kaiserlichen Eroberers Königreiche auf Königreiche geschaffen, die heute aufstauhten und morgen wieder verschwanden, und die Völker, anfangs geblendet von diesen Phantasmagorien, waren schließlich matt und müde geworden, immer den Herrn zu wechseln und sehnten sich nach endlicher Ruhe. Die Fürsten, denen man heute den Thron nahm und ihnen, wenn man sie nicht ganz bei Seite warf, eine

andere Krone gab, die sie jeden Augenblick wieder verlieren konnten, dachten und fühlten ebenso. Alle Fürsten verlangten laut nach dem abhanden gekommenen Rechtsprinzip, um die in ihren Grundvesten erschütterten Staaten wieder aufzurichten und ihre Existenz zu sichern.

Und dieser universelle Wunsch war es, den Talleyrand mit kundigem Blick sofort erkannte und auf dessen Erfüllung er als Repräsentant Ludwigs XVIII. unentwegt hinarbeitete.

Durch das wiederhergestellte und auf seine alten Grenzen zurückgeführte französische Königtum war jenes Rechtsprinzip bereits zur Geltung gekommen, und der König selbst war gewissermaßen ein lebendiger Protest gegen eine Herrschaft der Usurpation und der Militärdespotie. Er hatte an dem Kriege, dem er seine Rückberufung verdankte, nicht teilgenommen, und diejenigen, die ihm die Thore seines Landes wieder öffneten, erkannten dadurch sein Recht an und schützten ihn als Throngleichem. Deshalb bedurfte er auch keiner Heere, um diejenigen, die den Usurpator besiegt hatten, zu verhindern, es ähnlich wie Napoleon zu machen, und die von ihnen besetzten Länderstrecken als gute Beute zu erklären.

Man hat wohl den Einwurf gehört, daß Talleyrand es mit seiner loyalen Erklärung zu Gunsten der monarchischen Legitimität wohl schwerlich ernst gemeint hat, und daß er seinem Vaterlande auf dem Kongreß noch weit nützlicher hätte sein können, wenn er nicht so rücksichtslos für Sachsen und Neapel und für noch so manche andere Kleinstaaten eingetreten wäre. Er hätte, meint

man, Preußen und Rußland den Norden ruhig überlassen sollen, Preußen würde sich dann sehr wahrscheinlich nicht so weit nach Westen ausgebreitet haben und für Frankreich wäre dadurch die gefährliche Nachbarschaft mehr in die Ferne nach Osten hin gerückt worden. Dies oftgehörte Raisonnement scheint mir ein sehr oberflächliches zu sein und zwar schon aus dem Grunde, weil Talleyrand dadurch mit seinen einmal ausgesprochenen Prinzipien in argen Konflikt gekommen wäre.

Man denke nur an sein erstes Auftreten im Kongreß, das er in seinen Memoiren so drastisch geschildert hat. Die Minister der vier verbündeten Hauptmächte empfangen ihn, wie auf Verabredung, mit einer mehr als kühlen Reserve und erklären mit großer Arroganz, daß sie, obwohl der Friede geschlossen sei, doch die Koalition gegen Frankreich aufrecht erhalten wollen; sie beabsichtigten also, in der großen Versammlung aller Bevollmächtigten ein kleines Privatkomitee zu bilden, gewissermaßen einen Staat im Staate, und vermutlich hinter verschlossenen Thüren die Neugestaltung Europas zu beraten und allenfalls Frankreich später von dem Resultat ihrer Beratungen in Kenntnis zu setzen und dessen Zustimmung zu verlangen.

Die Herren betrachteten Frankreich als einen revolutionären Seuchenherd, gegen den man sich durch eine strenge Quarantaine abschließen müsse, um die übrigen Länder vor Ansteckung zu bewahren.

Und nun erscheint Talleyrand und zerreißt gleich am ersten Tage, wenn ich mich so ausdrücken darf, diesen

Sanitätskordon, und zeigt zugleich eine weit monarchischere Gesinnung, als diejenigen, die noch in ihm den Revolutionär der alten Zeit sehen.

Schon die Worte, die bei dieser Gelegenheit einer der Botschafter seinem Nachbar zuflüsterte: „Der tausend! Talleyrand spricht ja mit uns wie ein Minister Ludwigs XIV.“, war ein Triumph für die Nationalehre Frankreichs. Aber es handelte sich auch um mehr als um das bloße patriotische Gefühl; es handelte sich, und die nächste Zukunft sollte es nur zu bald zeigen, noch immer um die eigentliche Existenz Frankreichs und um die Erhaltung seiner Selbstständigkeit.

Ludwig XVIII. war nur durch sein legitimes Erbrecht wieder in den ungeschmälerten Besitz des Landes seiner Vorfahren gelangt; wie durfte er also, ohne energischen Protest zusehen, daß ein Starcker gegen einen Schwachen dies Recht verletzte, er, der diesem Prinzip seine Krone verdankte. Das wäre nicht allein eine große Inkonsequenz, sondern auch eine Art von moralischer Undankbarkeit gegen das Schicksal gewesen.

Kaum zehn Monate später, und Frankreich geht von neuem einer schrecklichen Katastrophe entgegen, seine Existenz ist von neuem schwer bedroht und in Frage gestellt, und die Entscheidung liegt in den Händen derselben Sieger wie damals. Das waren angstvolle Tage für jedes französische Herz! Schon war die Karte entworfen, die Frankreich um einige seiner schönsten Provinzen ärmer machen sollte, und wieder konnte Ludwig XVIII. nichts weiter thun, als

die Unverletzlichkeit seines Erbes in die Schale der großen europäischen Wage legen. Wie hätte er aber auch nur mit diesem Anspruch auftreten können, wenn sein Vertreter in Wien die Beraubung und Verkürzung anderer Länder gutgeheißen und die Hand dazu geboten, er, der jetzt von einem gleichen Unglück bedroht war?

Man nehme nur ein Beispiel: Wenn Talleyrand, anstatt das Erb- und Besitzrecht unseres alten und treuen Freundes, des Königs von Sachsen, gegen die unersättliche Vergrößerungspolitik Preußens unausgesetzt zu verteidigen, das Land dem Nachbar ruhig überlassen hätte, wo wäre eine Garantie gewesen, daß dieser Nachbar nach dem Siege von Waterloo nicht über den Rhein hinaus seine begehrliche Hand nach den Ländern der Maas und der Vogesen ausgestreckt?

Wahrlich, die Mission eines Verteidigers der Legitimität, die Talleyrand so mannhaft übernommen, fand zu keiner Zeit eine eklatantere Rechtfertigung, als an jenem Tage, wo die materielle Macht seines Königs wieder vernichtet und wo demselben nichts weiter geblieben war als sein gutes Recht

Darauf gehen fünfzehn Jahre dahin, wo die Thätigkeit des großen Staatsmannes unterbrochen wird, und auch die Memoiren sprechen nicht davon.

Dann erscheint er wieder auf der Weltbühne und zwar in London, um an dem europäischen Völkerrat teilzunehmen. Hier vertritt er ein neues Königtum, Resultat einer neuen Revolution, deren erster Gewaltakt

das die Zerstörung der legitimen monarchischen Erbfolge war.

Dieser Übergang ist ein so plötzlicher und der Rollenwechsel Talleyrands ein so überraschender, daß der Leser davon unleugbar betroffen wird. Bei näherer Überlegung indes bemerkt man bald, daß trotz der Wandlung, die oft sogar manchen Widerspruch enthält, der Mann ganz derselbe geblieben ist, daß er dieselben Zwecke verfolgt und daß er mit derselben diplomatischen Gewandtheit verfährt, nur daß ihre Anwendung und Benutzung eine wesentlich verschiedene sind.

In Wien hatte Talleyrand gegen eine Koalition zu kämpfen, die im vollen Frieden weiter bestand, um Frankreich für immer zur Verlassenheit und Machtlosigkeit zu verdammen. In London galt es, die Neubildung dieser Koalition zu verhindern und dadurch einem eventuellen neuen und allgemeinen Kriege vorzubeugen. Talleyrand hat eine gefährliche und äußerst schwierige Aufgabe zu lösen, denn scheinbar hat sich in den politischen Verhältnissen Europas seit 1815 so gut wie nichts verändert: in den Kabinetten sitzen noch dieselben Minister mit denselben Ideen und Ansichten, und dieselben Generale erwarten nur den Befehl, mit denselben Heeren wieder ins Feld zu rücken . . . alles dasselbe; nur in Frankreich ist eine neue Revolution ausgebrochen und hat die kaum erloschenen feindseligen Gefinnungen der Großmächte wieder wachgerufen. Und ein seltsames Spiel des Zufalls: der Held von Waterloo ist jetzt der Präsident des englischen

Ministeriums, der vielleicht nur einen Wink zu geben braucht, um alle Soldaten marschfertig zu machen, die er schon einmal, im Verein mit den anderen Verbündeten, zum Siege gegen Frankreich geführt hat.

Und doch hatte in den fünfzehn Jahren, die Tacitus einmal „einen großen Abschnitt im Leben der Sterblichen“ nennt, die Zeit unmerklich, unaufhaltsam und ganz in der Stille unter der anscheinend so unbeweglichen Oberfläche weiter gearbeitet und den Geist der Völker auf neue Bahnen gelenkt, und wohl nirgends mehr als gerade in England, in diesem England, das Talleyrand schon einmal vor mehr als einem Menschenalter als Verbannter betrat und als Geächteter verlassen mußte. Das alte England von ehemals, das England der Castlereagh und der Pitt, das die Seele der europäischen Koalition gegen Frankreich gewesen und fast ein Vierteljahrhundert lang zu dessen Bekämpfung und Vernichtung unermessliche Geldopfer gebracht hatte — dies England existierte nicht mehr, und es gab keinen Burke mehr, der als geschworener Feind der Revolution alles, was aus Frankreich kam, von vornherein mit einem unerbittlichen Anathem belegte. Ein günstiger volksfreundlicher Wind hatte die demokratischen Ideen und Reformen von der Seine an die Themse getragen, bis hinein in die ehrwürdigen gothischen Hallen Westminster, und keine Stimme erhob sich mehr, die Julirevolution zu schmähen und zu verdammen. Im Gegenteil, England erinnerte sich jetzt auf einmal seiner eigenen Revolution von 1688, wo es gleichfalls die Krone

der einen Linie auf die andere übertragen hatte und ihr treu geblieben war, und der britische Nationalstolz schmeichelte sich, den Franzosen darin das Beispiel gegeben zu haben.

Talleyrand hatte kaum den Fuß auf den englischen Boden gesetzt, als er die große Wandlung, die sich dort vollzogen, schon, wenn ich so sagen darf, in der Luft spürte und auch sofort sein Auftreten und seine Handlungsweise nach dem Umschwung der Verhältnisse einrichtete. Sein Plan war dieser: dem Bündnisse der Monarchen des Continents, die noch immer vor der Revolution und vor allem was von ihr ausging, zitterten, wollte er das Bündniß der zwei liberalen Monarchien, England und Frankreich, entgegensetzen, die beide aus dem Volkswillen hervorgegangen waren. Und als er in der ersten feierlichen Audienz seine Creditive überreichte, wagte er es, dem König von England, einem Verwandten des Hauses Braunschweig, dessen Herzog die französische Revolution so heftig bekämpft hatte, die Freundschaft des neuen Franzosenkönigs anzutragen, und zwar im Namen einer politischen Wahlverwandtschaft beider Nationen.

Von jenem Tage an verfolgt er sicher und bewußt seine Ziele. Ein liberales Ministerium kommt ans Ruder; er hatte mit seinem gewohnten Scharfblick den Sturz der Tories vorausgesagt, und die Wege ebenen sich vor ihm mehr und mehr. Er hat sich schon wieder des Hebels bemächtigt, den er nach seinem Sinne geschickt in Bewegung setzt. Das drohende Schreckbild eines Bünd-

nisses der Kontinentalmächte verschwindet, sobald England seinen Anschluß verweigert, und eine Verständigung mit dem englischen Kabinett wird leicht erzielt, zunächst in Bezug auf eine freundschaftliche Neutralität unserer nordöstlichen Grenzen durch Anerkennung des belgischen Königreiches, das, wie das französische, durch freie Volkswahl geschaffen wurde.

Allerdings sind wir jetzt weit von Wien und von dem absoluten Prinzip der Legitimität entfernt, auf das man sich nicht mehr, wenigstens nicht mehr in der Allgemeinheit, berufen darf. Die Achtung vor dem Willen der Nation hat die Legitimität ersetzt. Gewiß, hier ist mehr als ein Bedenken zu erheben und mehr als ein Einwurf zu machen, gegen diese Freiheit und Unabhängigkeit der Geister, die nicht mehr die politischen Grundsätze als feststehende Wahrheiten betrachten, denen ihre Überzeugung sich unterordnen muß, sondern nur noch als ein Mittel, das man, je nach Maßgabe des augenblicklichen Bedürfnisses, praktisch verwendet.

Aber ist nicht gerade diese Anschauungsweise die unvermeidliche Folge der Revolutionen?

Talleyrand war gewiß nicht der einzige jener Generation von 1789, der mit hohen Zukunftsbildern in das Leben eintrat, dessen Streben und Wirken aber durch Enttäuschungen aller Art gelähmt wurden, und bei dem mit den schwindenden Illusionen auch die bloßen Theorien schwanden, um einem weltverachtenden politischen Scepticismus Platz zu machen. Dies mußte ich hier, als eine

notwendige Reserve aussprechen, die allerdings schwer genug wiegt; aber dafür kann man dann auch umso einstimmiger und unbestrittener die diplomatische Gewandtheit, die geistige Überlegenheit und vor allem den politischen Scharfblick anerkennen, wo nicht bewundern, mit deren Hilfe dieser merkwürdige Staatsmann die widerstreitenden und oft völlig ganz entgegengesetzten Meinungen seiner Kollegen zu vereinigen und seinen Plänen dienstbar zu machen wußte.

Und diese Pläne verfolgten immer nur, was man nicht vergessen darf, das eine patriotische Ziel: Frankreich zu dienen nach Innen wie nach Außen, sei es im Sturm der Revolutionen, oder in der politischen Neugestaltung des Kaiserreiches, oder in der friedlicheren Entwicklung unter der Restauration und dem Julikönigtum; niemals verliert er dies Ziel aus den Augen, das sich mit zwei Worten bezeichnen läßt: Ruhe und Sicherheit für die Gegenwart, Größe für die Zukunft.

Um aber gerecht zu sein, müssen wir neben den persönlichen Verdiensten, die Talleyrand durch seine Erfolge bei so vielen Verhandlungen und Abschlüssen erungen, auch der beiden Monarchen aus dem Hause Frankreich gedenken, denen er in der letzten Hälfte seiner politischen Laufbahn seine Dienste gewidmet hat. Sie schenkten ihm ihr volles Vertrauen und er fand bei ihnen immer den sichersten Anhalt, und die festeste Stütze. Die Briefe Ludwigs XVIII. im zweiten Bande der Memoiren zeugen von einer edlen Gesinnung und von einer männ-

lichen Würde, wie sie einem König zukommen. Die Briefe der späteren Bände werden dies günstige Urteil noch erhöhen. So wird man u. a. im dritten Bande einen Brief Ludwigs XVIII. finden, den wir, seines hochherzigen Inhaltes wegen, schon jetzt unseren Lesern mittheilen möchten. Er datiert vom Jahr 1815, nachdem die Verbündeten zum zweiten Male in Paris eingezogen waren. Es verbreitete sich nämlich das Gerücht, die Preußen wollten die Senabrücke in die Luft sprengen, als eine Vergeltung für ihre damalige Niederlage. Sowie der König dies erfuhr, schickte er an Talleyrand die folgenden Zeilen:

„Ich höre soeben, daß die Preußen die Senabrücke unterminiert haben und daß sie dieselbe wahrscheinlich schon in dieser Nacht in die Luft sprengen wollen. Der Herzog von Otranto hat den General Maison beauftragt, dies durch alle in seiner Macht stehenden Mittel zu verhindern. Sie wissen aber so gut wie ich, daß der General gar keine Macht besitzt. Thun Sie alles, was Sie können, entweder durch den Herzog (Wellington) oder durch Lord Castlereagh. Was mich betrifft, so werde ich mich, wenn es sein muß, auf die Brücke stellen; man mag mich dann mit in die Luft sprengen.

Samstag, 10 Uhr.

Louis.“

Dies Autograph befindet sich unter den nachgelassenen Papieren Talleyrands, der es umso sorgfältiger aufbewahrte, weil dieser noble Zug, den man bereits in der damaligen Zeit veröffentlichte, später mehrfach bestritten wurde.

Die Briefe Ludwig Philipps, die sich vorzugsweise auf das neue Königreich Belgien beziehen, tragen einen anderen Charakter; sie gereichen aber diesem Monarchen gleichfalls zur Ehre. Sie enthalten vortreffliche Rathschläge einer langen politischen Erfahrung, sie bestätigen überall eine bis ins kleinste gehende Sorge für die Wohlfahrt Frankreichs und stellen die dynastischen und Familieninteressen immer in den Hintergrund, um schließlich in den Augenblicken der Entscheidung fest und entschlossen aufzutreten. Beide Könige waren die getreuen Hüter der von ihren Vorfahren begründeten mächtigen Einheit Frankreichs, die leider von ihren Nachfolgern durch schwere Verschuldung und durch unsinnige Unternehmungen bedauerlich geschädigt wurde. Und sollte dieser beklagenswerte Zustand kein vorübergehender, sondern ein für alle Zeiten dauernder sein, so kann die Geschichte nur sagen, daß derselbe von jenem Tage an datiert, an welchem die rechtmäßigen Herrscher in Frankreich von ihrem Throne herabsteigen mußten.

Paris, 1891.

Memoiren des Fürsten Talleyrand.

Ich weiß nicht, welchen Titel ich diesen Schriften geben soll. Sie sind kein eigentliches Geschichtswerk, denn die Reihenfolge ist darin zu oft unterbrochen, und es kommen sogar manche Wiederholungen vor. Ich kann sie aber auch nicht wohl „Memoiren“ nennen, denn mein Privatleben und meine persönlichen Verbindungen habe ich in diesen Blättern fast ganz unberücksichtigt gelassen. Wohl dachte ich daran, diese umfangreichen Bände „Meine Ansichten über die Ereignisse meiner Zeit“ zu benennen, und diese Bezeichnung hätte vielleicht so ziemlich das Richtige getroffen, wenn ich selbst nur nicht während meines ganzen Lebens so vielen Schwankungen unterworfen gewesen wäre. Ein philosophischer Titel würde vollends unverständlich, wo nicht anmaßend sein. Ich setze deshalb lieber gar keinen Titel und mache auch keine Dedikation.

Meine Nichte, die Herzogin von Dino, wird schon dafür sorgen und nötigenfalls auch meine Verteidigung übernehmen.

Talleyrand.

Erste Abtheilung.

1754—1791.

Ich bin i. J. 1754¹⁾ geboren; meine Eltern waren nicht sehr vermögend, aber sie hatten eine Stellung am Hofe und dadurch für sich und ihre Kinder ein standesgemäßes Auskommen.

Seit langer Zeit hatte der hohe Adel Frankreichs den persönlichen Dienst beim König, wenn auch nicht gerade formell abgelehnt, so doch nur selten nachgesucht. Es genügte ihm, zu den ersten Familien des Landes zu gehören. Die Nachkommen der alten großen Kronvasallen hatten übrigens auch weniger Gelegenheit, sich bemerklich zu machen, als die Abkömmlinge der Feudalbarone, die naturgemäß die höheren Stellungen bei Hofe einnahmen.

Der Stolz, welcher den hochgebornen Familien diese Zurückhaltung auferlegte, konnte sie natürlich bei dem Monarchen nicht sonderlich beliebt machen.

Der Cardinal Richelieu, dessen ganzes Streben darauf hinausging, das Ansehen und die Macht des Königs zu erhöhen, berief später die Träger jener großen Namen an den Hof. Sie

¹⁾ Der Verfasser dieser Memoiren, Charles Maurice de Talleyrand, ist der Sohn des Generalleutenants Charles Daniel de Talleyrand-Périgord (1731—1788), Kammerherrn des Dauphins, und der Enkel des Generals Daniel Marie de Talleyrand-Grignols. Seine Mutter, Alexandrine, war die Tochter des Marquis de Damas-d'Antigny, und seine Großmutter, Marie Elisabeth, Tochter des Marquis Chamillard de Cany.

opferten ihre Unabhängigkeit und erschienen, und suchten nun durch einen noch größeren Dienstleister den früheren Fehler wieder gut zu machen.

Der Ruhm Ludwigs XIV. hatte zuletzt alle bedeutenden Namen in Versailles um sich versammelt.

Die Regentschaft war eine Art Interregnum, das wenigstens der öffentlichen Vergeudung der Staatsgelder vorbeugte, und als Ludwig XV. zur Regierung kam, suchten noch die ersten Männer des Landes eine Ehrenpflicht darin, die getreuesten Unterthanen des Königs zu sein. Sie kannten keinen anderen Glanz und keine andere Größe, als die Majestät.

Die Königin¹⁾ war allgemein verehrt, aber ihre Tugenden hatten einen zu ernsten Anstrich, um sich zu ihr hingezogen zu fühlen. Ihr fehlte alle äußere Anmut, die der schöne Ludwig XV. in so hohem Grade besaß. Man war deshalb gerecht genug, die Königin zu beklagen, aber man entschuldigte zugleich das Verhältnis des Königs mit der Frau von Pompadour. Der Herzog von Penthièvre²⁾, die Marschallin Duras³⁾, die Herzogin von Luynes⁴⁾, die Gräfin Marfan⁵⁾, die Gräfin

1) Maria Leszcynska war die Tochter des Königs Stanislaus von Polen und der Gräfin Katharina Opalinska. Sie war i. J. 1703 geboren und vermählte sich i. J. 1725 mit Ludwig XV. Sie gebar dem Könige zwei Söhne und acht Töchter und starb i. J. 1768.

2) Louis de Bourbon, Herzog von Penthièvre, geb. i. J. 1725, war der Sohn des Grafen von Toulouse, eines Enkels Ludwigs XIV. Er heiratete eine Prinzessin von Este. Einer seiner Söhne war der Prinz von Lamballe, und eine seiner Töchter heiratete den Herzog von Orleans. Der Herzog von Penthièvre war Großadmiral und Generallieutenant und in der Versammlung der Notabeln einer der Präsidenten. Er zog sich später auf seine Besitzungen zurück und starb i. J. 1793.

3) Angélique de Bournonville, Tochter des Prinzen von Bournonville, Grafen von Hénin, heiratete i. J. 1706 den Herzog von Duras, Marschall von Frankreich. Sie war Ehrendame der Töchter Ludwigs XIV. und starb i. J. 1764.

4) Marie Brulart de la Borde, Tochter des Ersten Präsidenten am Parlament zu Dijon, heiratete in zweiter Ehe i. J. 1732 den Herzog Albert von Luynes. Sie war Ehrendame der Königin und starb i. J. 1763.

5) Maria Luise von Rohan Soubise, eine Verwandte des gleichnamigen Marschalls, heiratete i. J. 1736 den Grafen von Marfan und war Gouvernante der königlichen Kinder.

von Périgord¹⁾, die Herzogin von Fleury²⁾ und viele andere vornehme Damen bei Hofe fanden daran großen Anstoß und seufzten darüber im stillen; sie sahen es als ein Familiengeheimnis an, das jeder weiß, über das man aber mit Schweigen hinweggeht. Alle diese respektablen Damen, und ich könnte die Liste noch sehr vergrößern, würden geglaubt haben, die schuldige Ehrfurcht gegen den König zu verletzen, wenn sie nicht Nachsicht für diese Schwäche gezeigt hätten.

Schon meine Großeltern bekleideten verschiedene Stellen bei der königlichen Familie. Meine Großmutter mütterlicherseits war Palastdame der Königin, und der König bezeugte ihr eine ganz besondere Ehrerbietung. Sie wohnte immer in Versailles und führte gar kein Haus in Paris.

Sie hatte fünf Kinder, deren erste Erziehung, wie die aller Kinder der höheren Hofbeamten, ziemlich vernachlässigt wurde. Und selbst später begnügte man sich in der Regel damit, ihnen das beizubringen, was man den Ton der vornehmen Welt nannte. Sie mußten durch persönliche Liebenswürdigkeit zu gefallen suchen.

Meine Großmutter selbst hatte ein sehr nobeles Wesen; sie war dabei höflich, aber zurückhaltend. Ihre aufrichtige Frömmigkeit wurde allgemein respektiert, und wenn sie sich für ihre zahlreichen Kinder um hohe Protektionen bemühte, so fand man das ganz natürlich.

Mein Vater teilte ihre Grundsätze in Bezug auf die Erziehung von Kindern solcher Familien, die zum Hofe gehörten. So wurde denn auch die meinige sehr dem Zufall überlassen, nicht aus Gleichgültigkeit oder Herzlosigkeit gegen mich, sondern

1) Margarete von Talleyrand, Tochter des Prinzen Chalais, geb. i. J. 1727, heiratete i. J. 1748 den Grafen Gabriel von Talleyrand-Périgord. Sie war eine Großtante des Verfassers dieser Memoiren.

2) Anne de Monceaux, geb. i. J. 1721, heiratete i. J. 1736 den Herzog André de Fleury, einen Nachkommen des Kardinals. Sie war Palastdame der Königin.

einfach, weil meine Eltern sich sagten, man müsse auch hierin handeln und sein wie alle anderen.

W. J. H.
Nach den damaligen Angriffen würde man eine allzu-große Sorgfalt für Pedanterie gehalten und Zärtlichkeit gar lächerlich gefunden haben. Die Kinder jener Zeit waren nichts, als die Erben des Namens und des Wappens, und man meinte, genug für sie gethan zu haben, wenn man ihre Zukunft durch eine Anstellung mit Aussicht auf Avancement durch ein Amt, oder eine gute Pfründe gesichert hatte, indem man nebenbei noch suchte, sie gut zu verheiraten.

Eine direkte elterliche Fürsorge war damals keine Mode, und ich verlebte die ersten Jahre meiner Kindheit in einer Vorstadt von Paris, wo man mich bei einer Bürgersfrau in Pension gegeben hatte. Als ich vier Jahre alt war, ließ mich diese Frau eines Tages von einer Kommode herabfallen, wodurch ich mir den Fuß verstauchte. Die Frau sagte nichts, und die Meinigen bemerkten es erst mehrere Monate später, als sie mich aus jenem Hause fortnahmen, um mich zu meiner Großmutter väterlicherseits, der Fürstin Chalais¹⁾, zu bringen, die mich zu sehen und bei sich zu behalten wünschte. Eigentlich war es meine Urgroßmutter; aber ich nannte sie immer Großmutter, weil mir das herzlicher klang.

Mein Fuß war insolge der Vernachlässigung jetzt nicht mehr zu kurieren, und da ich in der ersten Zeit, wegen der Schmerzen, den anderen Fuß übermäßig anstrengen mußte, so blieb das Leiden, und ich habe mein ganzes Leben lang etwas gehinkt.

Dieser Unglücksfall hatte einen großen Einfluß auf meine Zukunft; denn meine Eltern sahen sofort ein, daß ich eine Militär-

¹⁾ Marie Françoise de Rochecouart, Tochter des Herzogs von N. Mortemart, war in erster Ehe mit dem Marquis von Cany vermählt, und ihre Tochter war die Großmutter des Verfassers. In zweiter Ehe vermählte sie sich mit Charles vom Talleyrand, Fürsten von Chalais, der i. J. 1751 starb.

Laufbahn, zu der ich anfangs bestimmt war, nicht einschlagen konnte. Sie mußten deshalb auf etwas anderes für mich denken, und selbstverständlich auf etwas, von dem sich die Familie Nutzen versprechen durfte. Denn in den großen Häusern kam immer nur die Familie als Gesamtheit in Betracht, und weit weniger ein einzelnes Mitglied derselben, vollends nicht, wenn ein solches Mitglied noch ganz klein war. Ich verweile nicht gern bei diesem Gegenstande und breche daher lieber ab.

Ich wurde dem Schutze einer zuverlässigen Person anvertraut, einem Fräulein Charlemagne, die mich in der Postkutsche, die nach Bordeaux ging, in siebenzehn Tagen nach Chalais brachte.

Die Fürstin Chalais war eine äußerst distinguierte Dame; ihr Geist, ihre Ausdrucksweise, der Ton ihrer Stimme und ihre vornehmen Manieren hatten wirklich etwas Bezauberndes. Sie fand sofort an mir Gefallen und behandelte mich mit einer Sanftmut, wie mir eine solche bis dahin nie zu teil geworden war. Sie war die erste in meiner Familie, die mir eine herzliche Zuneigung erwies, und auch die erste, die ich aufrichtig liebte. Das danke ich ihr noch heute, und ihr Andenken ist mir stets teuer geblieben. Wie oft habe ich in späteren Jahren wehmütig an sie zurückgedacht, und das um so mehr, weil ich in meiner eigenen Familie derartige Gefühle für mich niemals gefunden! Hat man einen Menschen, der uns liebt, noch um sich, so ist dies ein großer Trost in allen Leiden und Fährnissen des Lebens; hat man ihn aber nicht mehr, so ist der Gedanke an ihn noch immer ein geheiligtes Asyl für Geist und Herz.

Die Zeit, die ich im Schlosse zu Chalais verlebte, ist mir unvergeßlich. Die ersten Eindrücke, welche das Kind empfängt, üben ja fast immer einen nachhaltigen Einfluß auf das Gemüth und den Charakter aus und werden oft dauernd für das ganze übrige Leben.

In den fern von Paris gelegenen Provinzen hatte man noch vielfach die Anschauungen und Sitten der alten Zeit behalten. Die Vertreter des hohen Adels, die ihre Schlösser fast nie verließen, zeigten in ihren Beziehungen zu den weniger hochgestellten Familien, und besonders gegen ihre Untergebenen und Hörigen, stets eine große Würde, aber auch zugleich ein großes Wohlwollen. Die ersten Personen der Provinz würden geglaubt haben, sich etwas zu vergeben, wenn sie nicht höflich und zuvorkommend gegen jedermann und dabei miltthätig gewesen wären; die Nachbarn ihrerseits betrachteten es wiederum als eine Ehrenpflicht, den Trägern der alten und berühmten Namen Ergebenheit und Hochachtung zu bezeigen, die aber nichts Gezwungenes hatten, sondern aus einem freien Herzen kamen. Die Bauern sahen vollends in ihren mächtigen Herren nur diejenigen, von denen sie Hilfe, Trost und Aufmunterung empfangen, und der niedere Adel nahm sich die Hochgeborenen zum Muster und zur Nachahmung.

Wie die alten Schlösser in Périgord, so waren auch ihre Bewohner: beide waren groß, vornehm und fest. Es drang nicht allzuviel Licht durch die ehrwürdigen Mauern, aber das Licht kam doch nach und nach; man ging langsam und vorsichtig einer helleren und aufgeklärteren Civilisation entgegen. Die Tyrannei der ehemals so gut wie unumschränkt regierenden Schloßsouveräne existierte schon nicht mehr, sie hatte längst einem chevaleresken und mit einer feinen Galanterie verbundenen Geiste Platz gemacht, wie man es fast immer bei den romanischen Völkern des Südens findet, und die Vergrößerung der königlichen Macht war eine Folge davon.

Viele alte Herren von Adel, die ihre Stellung bei Hofe aufgegeben hatten, zogen sich gern in die Provinzen zurück, wo die Traditionen ihrer Familie noch fortlebten. Auf ihren Schlössern fanden sie dann die Autorität ihrer Vorfahren wieder, aber in anderer Weise und nur als aufrichtige Verehrung für

ihre Person, und selbst die Revolution hat dies nicht völlig verwischen können. Diese alten Schlösser gleichen den alten, verlassenen Tempeln, die von den Gläubigen nicht mehr besucht werden, die aber trotzdem durch die Überlieferung noch heilig sind — und zu ihnen gehörte auch das Schloß Chalais.

Mehrere Edelleute von altem Namen bildeten um meine Großmutter eine Art von kleinem Hofstaat, der natürlich nichts mit dem Vasallentum des XIII. Jahrhunderts gemein hatte. Die edlen Herren von Benac, von Verteuil, von Absac, von Gourville, von Chauveron, von Chamillard u. a. fanden ein Vergnügen darin, die Fürstin Sonntags in das Hochamt zu begleiten, wie ein Gefolge, das ihrem hohen Range und ihrer verehrungswürdigen Persönlichkeit gebührte. Mein kleiner Betstuhl stand dicht neben dem meiner Großmutter. Herr von Benac, der noch ein gewisses Recht auf Verwandtschaft geltend machen konnte, trug die rotsamtene, goldgestickte Tasche mit den Gebetbüchern.

Nach der Messe begaben sich alle in einen großen Saal des Schlosses, der die Apotheke genannt wurde. Dort standen auf Tischen und Gestellen eine Menge von sauberen Töpfen, welche die verschiedenen Salben und Heilmittel enthielten, von denen man seit undenklicher Zeit die Rezepte im Schlosse aufbewahrte, und die alljährlich von dem Wundarzt und dem Pfarrer des Ortes sorgfältig bereitet wurden. Auf anderen Gestellen standen sonstige Arzneien und Medicamente in Flaschen und Schachteln; in den Schränken befanden sich große und kleine Rollen von alter, weicher Leinwand, Charpie und ähnliche Dinge.

Im Vorssaal, durch den man in die Apotheke gelangte, warteten schon zahlreiche Kranke und Hilfsbedürftige; wir gingen grüßend durch ihre Reihen, und die älteste Kammerfrau führte dann gleich darauf einen nach dem anderen herein. Meine Großmutter saß in einem samtenen Sessel; vor ihr

stand ein schwarz lackirtes, chinesisches Tischchen. Sie trug eine mit Spitzen reich besetzte, glänzende Atlasrobe, die außerdem noch mit einer Menge von Schleifen und Bändern verziert war, dazu, je nach der Jahreszeit, einen großen Pelz- oder Samtfragen und lange, dreigereimte Spitzenmanschetten. Eine weiße Flügelhaube, unter welcher sich noch eine eng anschließende, schwarze Kopfbinde befand, vollendete diese Toilette, die wegen des Sonntags eine gewähltere war, als in der Woche.

Ich stand als Enkel neben dem Sessel meiner Großmutter; zwei barmherzige Schwestern richteten dann die nötigen Fragen an die einzelnen Kranken und erkundigten sich nach dem Zustande ihrer Wunden und sonstigen Gebrechen.

Meine Großmutter bezeichnete darauf das betreffende Heilmittel, das einer der Herren sofort herbeiholte; ein anderer brachte die Leinwand, von der ich ein Stück nahm, das dann meine Großmutter in Streifen und Stücke zum Verband und zu Kompressen zurechtschnitt. Man gab auch den Kranken Kräuter zum Aufguss und Wein, oder Drogen zu einer Arznei, kurz, man suchte ihnen auf alle mögliche Weise zu helfen, wobei oft das beste die herzlichen Trostesworte der guten Dame waren, die an ihrem Leiden einen so aufrichtigen Anteil nahm.

Die angesehensten Ärzte, denen die reichhaltigste Apotheke zu Gebote stand, konnten sich schwerlich so vieler dankbarer Kranken rühmen, wie meine Großmutter, die auch moralisch zu helfen und zu heilen wußte und ihren Lohn nur in der Verehrung und in dem Vertrauen der Leidenden fand.

Der Mensch besteht aus Seele und Leib, und jene übt ihren Einfluß auf diesen. Der Verwundete, dessen Wunde man nicht allein verbindet, sondern auch noch den Balsam des Trostes auf dieselbe träufelt; die Kranken, die man nicht allein körperlich pflegt, sondern sie auch mit der Hoffnung auf Besserung erquickt, genesen leichter, ihre Pulse schlagen ruhiger, ihr Schlaf ist sanfter und bringt die verlorenen Kräfte schneller zurück.

Vertrauen und Glaube sind wohl die Hauptheilmittel; sie wirken vielleicht da am erfolgreichsten, wo sie von einer edlen Frau erweckt werden, der überdies die Macht zu helfen zur Seite steht.

Ich halte mich wohl zu lange bei diesen Einzelheiten auf, aber ich will ja kein Buch schreiben, sondern nur meine Eindrücke aufzeichnen und meine Erinnerungen aus der ersten Jugendzeit, die mir so lieb geworden sind.

Wie oft sagte man mir damals: Ihr Name ist stets bei uns mit großer Verehrung genannt worden . . . viele von uns sind Ihrem Hause von alters her zu Dank verpflichtet . . . von Ihrem Großvater stammt unser kleiner Grundbesitz; er hat auch unsere Kirche bauen lassen, und das goldene Kreuz, das meine Mutter trägt, ist ein Geschenk der Frau Fürstin . . . gute Bäume können nur gute Früchte tragen und, nicht wahr, junger Herr, Sie werden auch gut sein, wie Ihre Vorfahren? . . .

Ich darf wohl sagen, daß solche Worte einen großen Einfluß auf meine Sinnesart gehabt haben. Wenn ich sanfter und sogar zärtlicher Empfindungen fähig gewesen, obwohl ohne allzu große Vertraulichkeit, wenn ich in den verschiedensten Lebensverhältnissen mich über die Alltäglichkeit ohne Hochmut erheben konnte, wenn ich das Alter liebte und verehrte, so habe ich das alles vorzugsweise meiner vortrefflichen Großmutter zu verdanken; auch edle und hochherzige Gefühle erben sich fort von Geschlecht zu Geschlecht¹⁾.

Die neuen Emporkömmlinge mit ihren Dotationen und neuen Besitzümern können diese Empfindungen unmöglich haben; denn die besten unter ihnen verstehen sich nicht auf eine würdige

¹⁾ Der Artikel der Charte von 1814, welcher den alten und neuen Adel in Frankreich beibehält, ist ebenso verkehrt, wie der frühere Vorschlag Montmorency's in der Konstituante, den Adel abzuschaffen. Wir haben einen politischen Adel in der Pairkammer; dieser ist persönlich. Der andere Adel beruht auf Familientradition, und man kann ihm weder etwas nehmen, noch etwas geben.

(Anmerkung des Fürsten Talleyrand.)

Protektion. Man denke sich z. B. die Marschallin Lesebvre¹⁾ einer adeligen Familie gegenüber, die arm aus der Verbannung nach Frankreich zurückgekehrt ist, und lasse sie zu derselben mit hoher Protektionsmiene sagen: Ja, wie sorgen wir denn am besten für ihren ältesten Sohn? . . . in welchem Regiment können wir wohl seinen Bruder unterbringen? . . . finden wir wohl eine Pfründe für den jungen Abbé und eine passende Partie für die Henriette? . . . u. s. w. Die Marschallin meint es gewiß gut, aber sie macht sich lächerlich. Der beleidigte Stolz der Armut wird derartige aufdringliche Zumutungen zurückweisen und sich durch diese Zurückweisung gehoben fühlen. Doch ich vergesse ganz, daß ich hier erst acht Jahre alt bin, daß ich nur die Sitten und Ansichten dieser Zeit schildern will und mir nicht vorgreifen darf. Ich kehre also in das Schloß Chalais zurück, aber nur, um es zu verlassen.

Ich hatte dort so ziemlich das gelernt, was man von meinem Alter verlangen konnte: lesen, schreiben und dabei den Périgordischen Dialekt nicht zu vergessen, und als ich in meinen „Studien“ soweit gekommen war, mußte ich nach Paris zurück. Weinend nahm ich Abschied von meiner Großmutter, und auch sie umarmte mich unter Thränen. Die Postkutsche von Bordeaux brachte mich genau in siebenzehn Tagen, wie sie mich damals hergebracht, wieder nach der Hauptstadt.

Als ich am Morgen des siebenzehnten Tages in Paris ankam, empfing mich ein alter Kammerdiener meiner Eltern, und war im Posthose an der Rue d'enfer. Er führte mich direkt in das Collège d'Harcourt²⁾. Mittags saß ich bereits im Re-

1) Der Marschall Lesebvre, Herzog von Danzig, hatte als gemeiner Soldat die Wäscherin seines Regimentes geheiratet.

2) Das Collège d'Harcourt wurde von einem Domherrn dieses Namens i. J. 1220 für vierundzwanzig arme Studenten aus der Normandie gegründet. Zur Zeit der Revolution war es das älteste Erziehungsinstitut von Paris und wurde in ein Gefängnis umgewandelt. Später diente es für die Normalschule und wurde erst i. J. 1820 unter dem Titel Lycée Saint-Louis seiner früheren Bestimmung zurückgegeben.

sektorium zu Tische neben einem hübschen und freundlichen Knaben meines Alters, der von jener Zeit an alle meine Freuden und Leiden, alle meine Sorgen und Pläne brüderlich mit mir geteilt hat und noch teilt. Es war der junge Graf von Choiseul, der sich nach seiner Vermählung Choiseul-Gouffier¹⁾ nannte.

Meine plötzliche Versetzung in das Collège, ohne vorher meine Eltern gesehen zu haben, hatte mich sehr peinlich berührt. Ich war damals schon acht Jahre alt, und noch hatte kaum jemals das väterliche Auge auf mir geruht. Man sagte mir, und ich glaubte es auch, daß gebieterische Gründe dies verlangten, und fügte mich.

Man machte mich auch gleich mit meinem Vetter, dem jungen Grafen de la Suze²⁾, bekannt und gab mir den Abbé Hardy als Mentor, der mehrere Jahre lang meine Erziehung leitete.

Wenn ich auf dieser Schule einige Fortschritte machte und meine Kenntnisse bereicherte, so habe ich das jedenfalls weder dem Beispiel meines Veters, noch den Talenten meines Erziehers zu verdanken.

Einmal in der Woche brachte der Abbé mich zu meinen Eltern, wo ich zu Tische blieb, und gleich darauf gingen wir wieder ins Collège zurück, nachdem ich regelmäßig jedesmal ein und dieselben Worte hatte hören müssen: „Sei artig und fleißig, mein Sohn, damit der Herr Abbé mit dir zufrieden sein kann!“

1) Der Graf Auguste de Choiseul-Beaupré, geb. 1752, vermählte sich mit Marie de Gouffier und verband ihren Namen mit dem seinigen. Er war zuerst Kapitän bei den Kürassieren, verließ aber den Dienst, um den Orient zu bereisen. Später Botschafter in Konstantinopel (1784), ging er i. J. 1789 nach Rußland und kehrte erst i. J. 1802 nach Frankreich zurück. Unter der Restauration Pair, Staatsminister und Mitglied des Geh. Rates, starb er i. J. 1817.

2) Er war ein Sohn des Generals Grafen Louis Michel de la Suze, dessen Schwester sich i. J. 1792 mit Daniel Marie de Talleyrand vermählte und dadurch die Großmutter des Verfassers dieser Memoiren wurde.

Ich arbeitete übrigens recht gut; meine Kameraden hatten mich gern, und ich fand mich auch bald mit Heiterkeit in meine Lage.

Dies dauerte drei Jahre, als ich plötzlich von den Blattern befallen wurde und wegen der Ansteckung das Collège verlassen mußte. Mein Erzieher benachrichtigte sofort meine Familie, die mich in einer Sänfte nach der Rue Saint-Jacques bringen ließ zu einer Krankenwärterin, Madame Legend, die der Hausarzt des Collège, Dr. Vehoc, empfohlen hatte. Damals sperrete man noch die Blatternkranken durch doppelte Bettvorhänge ab; man verstopfte sorgfältig alle Fensterritzen, um die Luft von außen abzuhalten, zündete ein großes Feuer im Kamin an und suchte durch starke Arzneien das Fieber zu erhöhen, damit der im Körper sitzende Krankheitsstoff recht herauskäme, wie man sagte. Trotz dieser schrecklichen Kur, der so viele Kranke erlagen, genas ich und trug nicht einmal Narben davon.

Ich war zwölf Jahre alt geworden und dachte jetzt schon ernsthafter über meine Lage nach. Die geringe Teilnahme, die meine Familie mir während meiner Krankheit bewiesen, mein Eintritt ins Collège, ohne vorher meine Eltern gesehen zu haben, und auch noch sonstige Nebenumstände machten mich sehr betrübt. Ich fühlte mich vereinsamt, ungeliebt und ohne Stütze und so gut wie ganz auf mich selbst angewiesen, aber meine Urteilskraft wurde dadurch frühzeitig geschärft. Meiner freudlosen Kindheit — den kurzen Aufenthalt bei meiner Großmutter abgerechnet — verdanke ich wohl, daß ich ernster war, als andere Knaben meines Alters, was vermutlich nicht der Fall gewesen, wenn ich vergnügtere Tage verlebt hätte. Darin mag auch wohl der Grund liegen, daß ich später Schmerz und Mißgeschick leichter und resignierter ertragen konnte, weil ich stets in mir selbst den sichersten Halt fand.

Es ist ein Gefühl wie wehmütiger Stolz, der mich nicht ohne eine gewisse Befriedigung auf jene Jahre meiner Kindheit zurückblicken läßt.

Zudem hatte ich bereits bemerkt, daß meine Eltern aus einem höheren Familieninteresse mich zu einem Stande bestimmt hatten, zu dem ich weder Neigung, noch Beruf zu haben glaubte; und es ist sehr möglich, daß sie gerade deswegen mich mehr von sich entfernt hielten, um nicht in ihren Plänen wankend zu werden. Dies mag also ein Beweis ihrer Zärtlichkeit für mich gewesen sein, und ich freue mich, es hier sagen zu können.

Als der Abbé Hardy sich zurückzog, bekam ich einen anderen Erzieher, namens Hallot, der aber schon nach einigen Monaten geisteskrank wurde. Der Professor Langlois trat an seine Stelle und blieb bei mir, bis ich die Schule verließ; er hat später auch meine Brüder erzogen. Es war ein liebenswürdiger Mann, der aber nur die Geschichte Frankreichs gut kannte und sich viel zu viel mit der Lektüre des Hofalmanachs befaßte. Endlich hatte er aus diesem Buche herausgelesen, daß man durch eine Anstellung als Porte manteau in der Garderobe der königlichen Prinzen den Adel erlangen könne, und zwar auf Empfehlung des Hofmarschalls. Dieser war zufällig mein Oheim, der General Graf von Suze, und der sehnliche Wunsch des guten Herrn Langlois wurde erfüllt. Er bestellte sich eine schöne Uniform und verließ Frankreich i. J. 1790 als Emigrant, ganz wie der alte französische Adel. Etwas voreilig zurückgekehrt, wurde er ins Gefängnis geworfen, kam aber mit dem Leben davon. Jetzt hatte er einen doppelten Grund, sich zu der französischen Noblesse zu rechnen, und er verlebte auch von da an recht angenehme Tage im Faubourg Saint-Germain. Aber man muß mir zugeben, daß, wenn ich mich später mit den großen politischen Angelegenheiten meiner Zeit, und nicht ohne Erfolg, befaßte, dieser Herr Langlois mich jedenfalls nicht darauf vorbereitet hat.

In meinem Studium hätte ich wohl größere Fortschritte machen können, denn ich besaß gute Anlagen; dies ist nicht allein meine eigene Meinung, sondern ich habe daselbe fast

von allen denen gehört, die mit mir erzogen wurden. Ich fand aber von jeher so wenig Aufmunterung, und es schien mir, als wollte man mich geßiffentlich verhindern, mich auszuzeichnen, daß ich schließlich als ein ganz gewöhnlicher Schüler das Collège verließ.

Und auch jetzt noch schwieg mein Vater völlig über seine Pläne für meine Zukunft, und nur zufällige Bemerkungen gaben mir hier und da eine leise Andeutung.

Um mich aber doch etwas mit diesen Plänen vertraut zu machen, schickte man mich in das vornehmste Erzbistum Frankreichs, nach Rheims, wo ein Bruder meines Vaters Koadjutor war¹⁾.

Weil meine Familie es nicht anständig fand, eine ordinäre Postkutsche vor dem erzbischöflichen Palais halten zu lassen, machte ich diesmal eine feinere Reise, als damals nach Chalais, und zwar in einem Extrapostwagen, der mich direkt vom Collège d'Harcourt in zwei Tagen nach Rheims brachte.

Ich hatte nämlich meine Eltern vor meiner Abreise nicht gesehen, und ich sage es hier, um es niemals zu wiederholen, daß ich vielleicht der einzige Mensch von hoher Geburt bin, der einer zahlreichen und allgemein geachteten Familie angehörte, und der in seinem ganzen Leben nicht das Glück genossen hat, auch nur eine einzige Woche lang unter dem elterlichen Dache zu verweilen.

Nach allem Vorgefallenen kam ich zu der Überzeugung, daß es sich hier für mich um ein Exil handelte, das mich zerstreuen und günstig für den hohen Klerus stimmen sollte.

Der Luxus und Glanz und die devote Ehrfurcht, die den Erzbischof und seinen Koadjutor von allen Seiten umgaben, machten aber auf mich keinen Eindruck. Ein Leben, das ganz

¹⁾ Alexandre de Talleyrand, geb. i. J. 1736, Koadjutor des Erzbischofs von Rheims (1776), Erzbischof in partibus von Trajanopolis und Herzog-Erzbischof von Rheims (1777), Vertreter des Klerus bei den Generalstaaten (1789), verweigerte seine Demission i. J. 1801, wurde i. J. 1803 von Ludwig XVIII. nach Mitau berufen und i. J. 1808 Großalmosenier. Er starb als Kardinal-Erzbischof von Paris i. J. 1821.

in den äußeren Formen vorgeschriebener Etikette aufging, schien mir unerträglich. Mit fünfzehn Jahren, wo man noch natürlich und ungezwungen und wahr ist, kann man eine Zurückhaltung nicht begreifen, die als erste aller Charaktereigenschaften die Kunst verlangt, von dem, was man innerlich denkt und fühlt, nur einen ganz kleinen Teil den Menschen zu zeigen. Ich fand, daß all der Prunk, die Pracht und das fürsliche Leben des Kardinal-Erzbischofs de la Roche-Aymon¹⁾ nicht wert waren, meine aufrichtige Gesinnung dafür zu opfern.

Die freundliche Pflege und die Aufmerksamkeiten, die man mir zu teil werden ließ, hatten unleugbar einzig und allein den Zweck, mir begreiflich zu machen, daß ich wegen meines etwas zu kurzen Fußes nicht in die Armee eintreten konnte, und daß mithin für einen jungen Mann meines Namens und meiner Geburt nur der geistliche Stand als der passendste übrig blieb. Aber was sollte aus der Lebhaftigkeit meines Geistes werden, die noch dazu mit einer leicht erregbaren Einbildungskraft verbunden war, und was man beides doch endlich bei mir entdeckt zu haben schien! Da galt es, mir den Glanz der Kirchenfürsten zu zeigen und nicht minder den großen, weit reichenden Einfluß, der ihnen zu Gebote stand, indem man meinte, mich dadurch zu gewinnen. Auch gab man mir die Memoiren des Kardinals Retz und die Lebensbeschreibungen der Kardinäle Richelieu und Kimenez zu lesen, von denen man sich viel Erfolg versprach. Kurz, meinen Eltern war jeder Weg genehm, den ich einschlagen würde, wenn er nur zu dem gewünschten Ziele führte.

Und doch konnte dies fortwährende Drängen meine Ansichten und Überzeugungen nicht ändern; es trug im Gegenteil nur

¹⁾ Charles Antoine Graf de la Roche-Aymon wurde i. J. 1697 geboren. Generalvikar von Limoges, Bischof von Tarbes, Erzbischof von Toulouse und von Narbonne, Großalmosenier von Frankreich (1760), Herzog-Erzbischof von Rheims (1762), Kardinal (1776). Er starb i. J. 1777.

dazu bei, mich mehr und mehr zu verstimmen und zu verwirren. Die Jugend ist jedenfalls diejenige Epoche des Lebens, in der man am aufrichtigsten und ehrlichsten ist. Es wollte mir deshalb damals gar nicht in den Sinn, daß man einen Stand wählen könne, mit der bestimmten Absicht, ihm nur äußerlich anzuhören, daß man Enthaltbarkeit und Geringschätzung gegen weltliche Freuden und Genüsse zur Schau tragen könne, um desto sicherer ehrgeizige Pläne zu verfolgen, mit einem Wort, daß man in ein Priesterseminar eintreten könne, um Botschafter oder Minister zu werden. Ich hätte Welt und Menschen und auch die Zeit, in welcher ich lebte, besser kennen müssen, um so etwas ganz natürlich und selbstverständlich zu finden.

Aber mir fehlten die Mittel zum Widerstande; denn ich war allein, und alle, die mich umgaben, sprachen eine gemachte und eingelernte Sprache, so daß mir gar kein Ausweg blieb, mich den einmal fest gefaßten Plänen meiner Eltern zu entziehen.

Als ich ein volles Jahr in Rheims verlebt hatte und mehr und mehr einsah, daß ich dem über mir verhängten Schicksale nicht entrinnen konnte, gab ich nach und trat in das Priesterseminar zu Saint-Sulpice.

Mit ernsteren Gedanken, als man gewöhnlich in meinem Alter zu haben pflegt, machtlos gegen eine höhere Gewalt, innerlich ergrimmt, ohne es sagen zu dürfen, spielte ich im Seminar eine so trübselige Rolle, wie sie wohl selten ein junger Mann von sechzehn Jahren gespielt hat. Ich schloß mich an niemand an, und alles, was ich that, geschah mit entschiedenem Widerwillen. Ich zeigte ihn gegen meine Oberen und gegen meine Eltern, gegen die Hausordnung und gegen die vorgeschriebenen Regeln, vor allem aber gegen die hergebrachten, äußerlichen Formen und Konventionen und gesellschaftlichen Zugeständnisse, denen ich mich unterordnen mußte.

Ich habe drei volle Jahre im Seminar von Saint-Sulpice zugebracht und während der ganzen langen Zeit nur sehr wenig

gesprochen; man hielt mich für stolz und machte mir oft deswegen Vorwürfe. Wenn ich dann nichts darauf erwiderte, so sagte man, ich sei grenzenlos hochmütig. Ach, du lieber Gott, ich war weder das eine, noch das andere; ich war nur ein armer, sehr unglücklicher junger Mann mit tiefer Bitternis im Herzen. Wie oft sagte ich zu mir im stillen: sie meinen, du taugst zu nichts. Zu gar nichts! Aber wenn ich länger darüber nachdachte, ermannte ich mich, und mich überkam dann manchmal plötzlich ein Gefühl des inneren Selbstbewußtseins, das mir zuflüsterte: du taugst wohl zu etwas, ja, vielleicht gar zu großen und hohen Dingen. Und wunderbare Bilder wie Vorahnungen tauchten in mir auf; ich drängte sie gewaltjam zurück, aber sie kamen immer wieder und umgaukelten mich mit unwiderstehlichem Reiz.

Die Bibliothek des Seminars, die der Kardinal Fleury sehr vervollständigt hatte, enthielt zahlreiche und vortreffliche Werke. Dort verbrachte ich den Hauptteil meiner Zeit und las die großen Geschichtschreiber, die Biographien berühmter Staatsmänner, die bedeutenden Moralisten und einzelne Dichter.

Aber am meisten zogen mich die Reisebeschreibungen an, die ich förmlich verschlang. Ferne Welttheile, die Gefahren eines Seesturmes oder sonst eines elementaren Naturereignisses, die Schilderungen fremder Länder und Völker mit großartigen Begebenheiten und gewaltigen Umwälzungen, das alles machte auf mich einen außerordentlichen Eindruck. Dann kam mir auch wohl der Gedanke, daß meine augenblickliche Lage und die mir bestimmte Zukunft noch nicht so unabweisbar fest seien, um nicht die Schranken zu durchbrechen; hatte ich doch in meiner Lektüre noch ganz andere Hindernisse und siegreich bestandene Kämpfe gefunden. So bietet eine gute Bibliothek für alle Seelenzustände Nahrung und Erquickung.

Diese Zeit bildete den dritten und auch wahrhaft nützlichen Abschnitt meiner Erziehung. Ich war allerdings dabei beständig

allein und still für mich, ich konnte also in Bezug auf alle Bücher immer nur den Maßstab meines eigenen Urteils anlegen, und merkwürdig genug, wenn ich anderer Ansicht war, als der Verfasser, so schien mir stets die meinige die richtige zu sein. Und daran hielt ich fest, so daß mich die Bücher wohl unterrichtet, aber niemals beherrscht haben. Ich will nicht darüber streiten, ob dies gut oder verwerflich ist; ich war einmal so und konnte nicht anders.

Eine derartige Selbsterziehung hat übrigens auch einen gewissen Wert. Wenn Lieblosigkeit und Ungerechtigkeit den Menschen noch nicht ganz verbittert haben — und dazu war ich doch noch viel zu jung — so gewinnen die besseren Gefühle und edlen Gedanken immer wieder die Oberhand und stählen den Geist mit neuer Kraft.

Auch unklare Wünsche und Hoffnungen tauchten in mir auf, die mich erregten und beunruhigten. Sie sind dem jugendlichen Alter eigen, wenn die Leidenschaften erwachen und das Herz in verhüllte Fernen blickt.

Da lernte ich zufällig ein Wesen kennen, das einen bedeutenden Einfluß auf meinen damaligen Seelenzustand ausübte.

Schon mehrfach hatte ich in einer Seitenkapelle der Saint-Sulpicikirche ein hübsches, junges Mädchen bemerkt, das mir durch ihr schlichtes und bescheidenes Benehmen sehr gefiel. Mit achtzehn Jahren und unverdorben, wird man durch eine solche Erscheinung unwillkürlich angezogen, und ich besuchte von da an häufiger die Messe in jener Kapelle.

Eines Tages, als sie die Kirche verlassen wollte, regnete es heftig, und ich wagte es, ihr meinen Regenschirm und zugleich meine Begleitung anzubieten, vorausgesetzt, daß ihre Wohnung nicht allzufern läge. Sie wohnte ganz in der Nähe, in der Rue Férou; sie erlaubte mir auch, mit hinaufzugehen und bat mich beim Abschied, ohne alle Verlegenheit, rein und unschuldig, wie sie war, wiederzukommen.

Ich besuchte sie alle drei, vier Tage und später noch häufiger. Ihre Eltern hatten sie gezwungen, Schauspielerin zu werden, und ich war gegen meinen Willen ins Seminar gegangen. Bei ihr war also das Geldinteresse und bei mir der Familienehrgeiz entscheidend gewesen, und wir konnten uns nun gegenseitig unsere Leiden, unsere getäuschten Hoffnungen und so manche Schmerzen, die uns erfüllten, anvertrauen. Sie bildeten immer den Hauptgegenstand unserer Unterhaltung. Später hörte ich sie einmal eine einfältige Person nennen; ich muß gestehen, daß ich das nicht gefunden, obwohl ich zwei Jahre lang fast täglich mit ihr umgegangen war.

Ihr verdanke ich es, daß ich im Seminar lebenswürdiger, oder doch wenigstens erträglich wurde. Die Oberen hatten wohl einigen Verdacht geschöpft und die Ursache dieser Umwandlung erfahren; aber unser Superior, der Abbé Couturier¹⁾, hatte ihnen längst die Weisung gegeben, über dergleichen die Augen zu schließen. Auch hatte er ihnen noch empfohlen, mich ganz besonders nachsichtig und zuvorkommend zu behandeln; denn ich sei sehr wahrscheinlich zu großen Dingen bestimmt, könne Koadjutor von Rheims, Erzbischof und Kardinal werden, vielleicht Minister und am Ende gar der Minister der Bischöfe, Pfürnden, Präbenden und Benefizien²⁾.

Endlich verließ ich das Seminar³⁾. Es war im Sommer 1775, dem Jahre der Krönung Ludwigs XVI. (11. Juni). Meine

1) Der Abbé Couturier, geb. i. J. 1688, war ein Freund des Kardinals Fleury; er erhielt die Abtei von Chaumes und wurde dann Superior des Priesterseminars von Saint-Sulpice ernannt. Er starb i. J. 1770.

2) Ministre de la feuille, wie damals derjenige Prälat genannt wurde, der dem Könige für alle zu besetzenden Stellen, sowohl im hohen wie im niederen Klerus die geeigneten Persönlichkeiten vorschlug. Er hatte also de facto die eigentliche Entscheidung und ernannte die Erzbischöfe, Bischöfe, Äbte, Domherren u. s. w., die dann der König einfach bestätigte.

3) Es ist eigentümlich, daß der Verfasser hier gar nicht des Tages erwähnt, an welchem er zum Priester geweiht wurde. Sein Freund, der Graf von Choiseul-Gouffier, erzählt, daß er Talleyrand noch am Abend vor seiner Ordination besucht und ihn in einem sehr aufgeregten Zustande gefunden habe, mit Thränen der

Eltern schickten mich nach Rheims, um der Feierlichkeit beizuwohnen. Dort zeigten sich die Größe und die Macht der katholischen Kirche in ihrer vollen Glorie. Der Koadjutor sollte die heilige Handlung vollziehen, wenn der Kardinal durch sein hohes Alter daran verhindert sein würde. Glänzende Tage der geistlichen und weltlichen Pracht!

Ein junger König, sittenrein, bescheiden und leutselig, Minister; gleich ausgezeichnet durch ihre Fähigkeiten, wie durch ihre Rechtschaffenheit, eine bildschöne Königin, deren Huld und Güte die ernstesten Tugenden ihres Gemahls verklärten: alles atmete Verehrung, Liebe und festliche Freude! Niemals ist wohl ein so sonnenheller, glückstrahlender Frühling einem so stürmischen Herbst und einem so verhängnisvollen Winter vorangegangen!

Aus jenen Tagen stammen auch meine näheren Beziehungen zu verschiedenen hervorragenden Frauen, deren unwandelbare Freundschaft mein ganzes Leben verschönert hat. Ich nenne hier nur die Herzoginnen von Luynes und von Fitz-James und die Gräfin von Cabal.

Die übliche Versammlung des Alerus war bereits zusammenberufen, und ich wurde zum Mitgliede derselben für die Provinz Rheims ernannt¹⁾. Ich beobachtete aufmerksam, wie in dieser großen Körperschaft die Geschäfte erledigt wurden. Der Ehrgeiz zeigte sich dort unter allen Formen. Religion,

Verzweiflung. Er (Choiseul) habe darauf alles mögliche versucht, ihn von dem Schritte zurückzuhalten, aber Talleyrand habe von der Furcht vor seinen Eltern gesprochen und von dem Aufsehen, das seine Weigerung in der letzten Stunde machen würde, und aus falscher Scham endlich mutlos ausgerufen: „Jetzt ist es zu spät; ich kann nicht mehr zurück!“ (Anmerkung des Herrn von Bacourt.)

1) Der Ursprung dieser Versammlungen geht in das XVI. Jahrhundert zurück, und seit 1567 wurden sie alle fünf Jahre abgehalten. Ihr Hauptzweck war, die unter dem Namen „freiwillige Gaben“ gewährten Subsidien an die königliche Kasse festzusetzen. Außerdem befaßten sie sich auch mit geistlichen Angelegenheiten. Man unterschied große und kleine Versammlungen. Die großen dauerten sechs Monate und zählten immer zwei Abgeordnete des ersten und zwei des zweiten Standes aus jeder Provinz, und die kleinen nur drei Monate mit je einem Abgeordneten.

Nächstenliebe, Patriotismus und Philosophie — alles nahm dort eine bestimmte Färbung an. Nur wenn die Geldinteressen des Klerus angegriffen wurden, vereinigten sie sich alle zu ihrer Verteidigung. Die Frommen unter den Bischöfen fürchteten eine Beeinträchtigung der Armen; diejenigen, welche zum hohen Adel gehörten, erschrakten vor allen Neuerungen; andere, deren Ehrgeiz bekannt war, behaupteten, daß der Klerus der intelligenteste Teil der Bevölkerung sei und an der Spitze der Verwaltung stehen müsse; sie brauchten dabei dem Staate nicht zur Last zu fallen, denn sie besäßen durch die reichen Stiftungen der frommen Vorfahren die genügenden Mittel zu einer glänzenden Repräsentation. Man sah, der Klerus des XVIII. Jahrhunderts wollte dem Zeitgeiste keinerlei Konzessionen machen.

Als der Finanzminister Machault i. J. 1754 die Kirchengüter wie die Besitztümer aller anderen Staatsangehörigen besteuern wollte, widersetzte sich der gesamte Klerus wie Ein Mann. Die Kirchengüter, hieß es, sind Gott geweiht und haben ihre besondere Verwendung, über die nur die Priester bestimmen können; ihre Unantastbarkeit macht einen Teil des französischen Rechtes aus. Auf diese Weise verwandelte man die Geldfrage in eine Gewissensfrage, und mehrere Bischöfe traten als bedeutende Redner auf. Sie bekleideten hohe Ämter und stiegen noch im Ansehen, als Machault abgesetzt wurde.

Nach dieser Frage, welche die Regierung fallen ließ, kam eine andere zur Sprache, die sich auf das eigentliche Besitzrecht bezog und die möglicherweise den Besitz selbst in Gefahr bringen konnte. Es handelte sich nämlich darum, zu wissen, ob der Klerus gleich den Vasallen und Lehns Herren dem Könige das Feudalgelöbniß und den sogen. Lehnsrevers schuldig sei. Schon zu Anfang des XVII. Jahrhunderts war diese heikle Frage lebhaft erörtert und endlich zu Gunsten des Klerus entschieden worden; aber da die Entscheidung nicht auf authentischen Titeln beruhte, so wurde der Streit später wieder

erneuert. Als nun der Klerus i. J. 1725 eine neue Abgabe verweigerte, berief sich die Regierung auf eine frühere Verordnung, nach welcher die Befreiung der Geistlichkeit von allen Steuern und Lehenspflichten für null und nichtig erklärt worden sei. Von jener Zeit an suchte der Klerus stets in seinen Versammlungen unter verschiedenen Vorwänden um Aufschub nach, ohne der Frage selbst auf den Grund zu gehen, und das Gesetz von 1674 blieb unausgeführt.

Da nun i. J. 1775 das Aufschubsdekret länger als sonst auf sich warten ließ, fing der Klerus an, unruhig zu werden. Man holte die Schriften Dom Bosquets aus den Archiven hervor, um in langen Eingaben, von denen eine, wenn ich mich recht entsinne, von mir selbst verfaßt war, zu beweisen, daß der Klerus seine Steuerfreiheit der direkten Gnade der französischen Könige verdanke, also in seinem Rechte ebenso geschützt werden müsse, wie alle anderen Bürger. Außerdem lieferte er den Beweis, vor 1700 keine anderen Einkünfte besessen zu haben, als den Zehnten und den Ertrag einiger Allodialgüter, die den Lehenspflichten nicht unterworfen seien. Ich weiß nicht mehr, wie die Regierung sich aus der Klemme zog, weil die geistlichen Pairien wie die weltlichen, von jeher lehenspflichtig waren. Die Erzbischöfe von Narbonne, von Aix und von Bordeaux und ebenfalls der Bischof von Nevers zeigten bei dieser Gelegenheit ein großes Rednertalent; aber die Entscheidung, welche die Oberrechnungskammer in der Sache gab, war den Forderungen des Klerus diametral entgegengesetzt. Bald darauf verwichen die Generalstaaten alle Parteien.

Philosophische Ideen waren übrigens schon längst unter den ehrgeizigen Mitgliedern des Klerus eingedrungen und hatten mehrere Bischöfe veranlaßt, auf Durchführung des Dekretes von 1766 anzutragen, das eine Reform einzelner religiöser Orden vorschrieb. Eine solche, wenn auch nur vereinzelt Reform, die allerdings dem Zeitgeiste entsprach, mußte un-

zweifelhaft einen allgemeinen Angriff auf alle Orden hervorgerufen, und wenn die gewaltige Miliz nach dem Schluß der Versammlung nicht mehr vereinigt war, so konnte man die Grundfesten der Religion leichter erschüttern, ihr den Geist nehmen und nur die äußeren Formen bestehen lassen, die später dann auch fallen würden.

Der Erzbischof von Toulouse, Graf de Brienne, huldigte den neuen Ideen und führte den Vorsitz in der Kommission. Die Klöster vom heiligen Kreuz, von Grand mont und die der Camaldulenser, der Serviten und der Cölestiner waren bereits aufgelöst und ebenso der Mönchsorden von Saint-Ruf¹⁾.

Die Berichterstatter in dieser peinlichen Angelegenheit sprachen freilich ihr aufrichtiges Bedauern aus, aber die Maßregel sei notwendig gewesen, um die locker gewordene kirchliche Disciplin wieder zu festigen, was man von den meisten der verschont gebliebenen Klöster jetzt wohl mit Recht hoffen dürfe.

Ich glaube keineswegs, daß die Bischöfe, welche die Untersuchungskommission vorgeschlagen hatte, sich der Gefahr, die dadurch dem ganzen Klerus drohte, genau bewußt waren. Sie meinten, der Bewegung Herr zu bleiben und dieselbe nötigenfalls hemmen zu können. Aber der große, gegen die Klöster gerichtete Ansturm war nicht mehr aufzuhalten. Fast täglich erschien irgend eine Flugschrift, in welcher man die Mißbräuche in dem einen Ordenshause und die Nutzlosigkeit eines anderen schilderte, und ich erinnere mich nicht, daß in den letzten zwanzig Jahren, welche der französischen Revolution vorausgingen, sich auch nur eine einzige Stimme der Verteidigung erhoben hätte. Selbst

¹⁾ Die regulären Chorherren vom heiligen Kreuz hatten ihren Hauptsitz in Püttich und besaßen in Frankreich zwölf Häuser mit siebenundvierzig Priestern. Der Orden von Grand mont zählte im XVIII. Jahrhundert hundertacht Mitglieder in sieben Häusern. Die Camaldulenser, der reichste von allen Orden, besaßen acht Mönchs- und zwölf Nonnenklöster; ihr größtes Kloster lag auf dem Mont Valerien vor Paris. Die Serviten hatten ihr Mutterhaus in Florenz und wurden wegen ihrer weißen Mäntel die Blancs manteaux genannt, und der Orden von Saint-Ruf besaß siebenundfünfzig Klöster mit zweihundert Mönchen.

ernstere Schriftsteller wagten es nicht, offen zu sagen, daß die Klöster, mehr als so viele andere menschliche Einrichtungen, der großen europäischen Civilisation ihren Stempel aufgedrückt hatten und dadurch so bedeutend geworden waren. Wie oft ging es mir durch den Sinn, daß der Eölibat wesentlich dazu beigetragen hat, die Bildung des Kastengeistes in Europa zu verhindern, der, wie die Geschichte lehrt, am meisten geeignet ist, den Fortschritt der Gesittung zu hemmen. Der Vicomte de Bonald hätte darüber sehr gut ein zustimmendes Memorandum verfassen können.

Die Epoche, zu der ich jetzt gelange, hatte das Eigentümliche, daß jeder das Bedürfnis fühlte, ein Talent zu zeigen, das außerhalb seiner Stellung lag. Die Provinzialversammlungen¹⁾ lenkten zunächst die öffentliche Aufmerksamkeit auf ihre Präsidenten.

Necker²⁾, der immer den Vorwurf fürchtete, Calvinist zu sein, suchte in seine Verwaltung bedeutende Bischöfe hinein-zuziehen, und schon nach wenigen Jahren sah man dieselben fast überall als Vorsitzende der Provinzialversammlungen. Ist es nicht bemerkenswert, daß ein aus verschiedenartigen Elementen zusammengesetzter Alerus — die einen sehr fromm, die anderen bloße Geschäftsleute und wieder andere so weltlich gesinnt, daß sie, wie z. B. der Erzbischof von Narbonne, geradezu ihren geistlichen Stand verleugneten und nur als vornehme Edelleute auftraten — ist es nicht bemerkenswert, sage ich, daß alle trotzdem im Grunde ein und derselbe Geist befeelte? Und

1) Sie waren eine Schöpfung Ludwigs XVI., und zwar auf einen Vorschlag des Ministers Turgot, und Necker führte sie aus. Sie umfaßten Vertreter der drei Stände und hatten so ziemlich die Befugnisse der jetzigen Generalräte in Frankreich.

2) Jacques Necker stammte aus einer deutschen Familie und wurde i. J. 1732 in Genf geboren, wo sein Vater Professor der Rechte war. Er kam i. J. 1750 nach Paris und gründete dort ein Bankhaus, wurde Verwalter des Staatschazes (1776) und Generaldirektor der Finanzen, aber i. J. 1787 exiliert. Schon im folgenden Jahre zurückgerufen, wurde er nochmals exiliert, kam zum zweiten Male zurück, hatte aber seine Popularität verloren. Er gab seine Entlassung i. J. 1790 und zog nach Coppet zurück, wo er i. J. 1804 starb. Er war der Vater der Frau von Staël.

dies war wirklich der Fall, und ich würde es für unmöglich gehalten haben, wenn ich selbst nicht Zeuge davon gewesen.

Wenige Tage nach der Eröffnung der Generalstaaten befand ich mich zu Versailles in einer Konferenz mit den vornehmsten Kirchenfürsten, die bei dem Kardinal de la Rochefoucauld versammelt waren. Der Erzbischof von Arles machte ganz ernsthaft den Vorschlag, die günstige Gelegenheit zu benutzen — dies sind seine eigenen Worte — um die Schulden des Klerus von der Nation bezahlen zu lassen. Dieser Vorschlag, wie der andere des Bischofs von Blois, auf dessen Antrieb der Klerus die Zusammenberufung der Generalstaaten verlangt hatte, stieß in der Konferenz auf gar keinen Widerspruch. Der Erzbischof von Arles wurde beauftragt, die Forderung bei den Generalstaaten zu vertreten, und nur der Überredungsgabe des verständigen Erzbischofs von Aix gelang es endlich, den Klerus zu bewegen, nicht allein von der unsinnigen Forderung abzustehen, sondern auch noch bedeutende Summen zur Deckung des berückichtigten Deficits zu bewilligen, das damals bei allen Geldforderungen der Regierung vorgeschoben wurde. Inzwischen war es dazu freilich zu spät geworden, denn die Generalstaaten hatten sich in die Nationalversammlung verwandelt.

Ich bemerke, daß ich hier dem Zeitlauf vorgreife, aber ich bin ihm unwillkürlich gefolgt. Bruchstückweise, Jahr für Jahr, läßt sich ein derartiger Gegenstand nicht wohl besprechen; man verliert dann leicht den Zusammenhang und wird unverständlich. Um dies zu vermeiden, zog ich den obigen Weg vor; er schien mir auch bequemer, und wenn man, wie ich bereits sagte, kein Buch schreiben will, so darf man sich schon etwas gehen lassen.

Der Kardinal von Rheims ernannte mich zum geistlichen Fiskal¹⁾ bei der Versammlung von 1775, wodurch ich in den

¹⁾ Dieses Amt entsprach dem eines Staatsanwalts bei den weltlichen Gerichten. Der Fiskal war verpflichtet, jeden Priester, der sich etwas hatte zu schulden kommen lassen, zur Rechenschaft zu ziehen, und mußte außerdem die Rechte, die Freiheit und die Disciplin der Kirche wahren und verteidigen.

Vordergrund trat und bald darauf Generalvertreter des gesamten französischen Klerus wurde ¹⁾).

Als die Versammlung geschlossen war, bezog ich die Universität der Sorbonne. Ich blieb dort zwei Jahre und beschäftigte mich während jener Zeit mit allen möglichen Dingen, ausgenommen mit der Theologie; denn gar viele Zerstreuungen nahmen mich in Anspruch. Auch ehrgeizige Gedanken und Pläne tauchten wieder auf, und das prächtige Grabmonument des Kardinals Richelieu in der Universitätskirche war nicht eben geeignet, mich in dieser Beziehung an den Ernst des Lebens zu mahnen. Übrigens war mein Ehrgeiz damals noch reiner Natur; ich strebte hoch hinauf, aber mit der redlichen Absicht, das Gute zu fördern.

Die fünf stillen, nur der Lektüre gewidmeten Jahre im Seminar, die mir so düster und langweilig vorkamen, waren doch keineswegs für mich verloren gewesen. Eine gedrückte Jugend hat auch ihr Gutes; man wird in die Fluten des Styr getaucht, und wenn ich es recht erwäge, fühle ich eine gewisse Dankbarkeit für jene Prüfungszeit.

Als ich die Sorbonne verließ, war ich endlich völlig und ganz mein eigener Herr geworden.

Ich bezog im Stadtviertel Bellechasse ein kleines und bequemes Haus, und meine erste Sorge war, mir eine Bibliothek anzulegen, die nach und nach sehr kostbar wurde, sowohl durch die Wahl der Bücher und durch die Seltenheit der Ausgaben, als auch durch die Eleganz und Schönheit der Einbände. Alsdann suchte ich die Bekanntschaft der hervorragendsten Männer von Paris, die theils durch ihre Vergangenheit, oder durch ihre schriftstellerischen Leistungen sich ausgezeichnet hatten, theils durch

1) Es gab nur zwei solcher Generalvertreter des Klerus. Sie verhandelten mit der Regierung über alle kirchlichen Interessen, namentlich in Bezug auf die Befolgungen der Geistlichkeit, auf die Verwendung der Stiftungen und die Aufrechterhaltung der Privilegien.

Geburt und Talente auf eine glänzende Zukunft rechnen durften. Ich befand mich auch bald mitten in einem einflußreichen Kreise bedeutender Persönlichkeiten, aber ich war stolz genug, nichts von ihnen zu verlangen; denn ich wollte keinem, als nur mir selbst, verpflichtet sein. Groß war daher auch meine Freude, als ich vom König zum Abt von Saint-Denis zu Rheims ernannt wurde; denn ich konnte mit meinen ersten Einkünften den Rest meiner Pension im Collège d'Harcourt bezahlen und auch dem Professor Langlois meine Erkenntlichkeit bezeigen.

Das Seminar und die Sorbonne hatten mich von meinem Jugendfreunde, dem Grafen Choiseul-Gouffier, getrennt, und von allen jungen Leuten, mit denen ich erzogen worden, war er der erste, den ich aufsuchte. Er hatte sich inzwischen verheiratet und sich auch bereits durch eine große, interessante Reise bekannt gemacht, welcher er seine spätere Laufbahn verdankte.

Da ich noch oft auf den Grafen Choiseul zurückkommen werde, so will ich etwas eingehender von ihm reden. Er ist ein Mann von Talent und dabei sehr kenntnisreich; er erzählt vortrefflich, und seine Unterhaltung ist natürlich und vielseitig. Leider war er in seiner Jugend ein zu großer Bewunderer der schönen Phrasen Buffons, sonst wäre er vielleicht ein bedeutender Schriftsteller geworden. Er gestikuliert stark, wenn er spricht, und er hört sich auch gern sprechen, aber es kleidet ihn gut. Von Charakter ist der Graf Choiseul edel denkend und aufrichtig; dabei hat er ein offenes Herz und ist deswegen ein ebenso guter Gatte wie Vater, obwohl er sich um Frau und Kinder nicht allzuviel bekümmert. Die Staatsgeschäfte haben ihn niemals sehr in Anspruch genommen; er beschäftigt sich mit allerlei sonstigen Dingen, und das genügt ihm. Sein guter Geschmack und seine Kenntnisse auf allen Gebieten der Kunst gaben ihm eine bevorzugte Stellung in der Gesellschaft.

Der Graf Choiseul ist der Mann, der wohl meinem Herzen am nächsten gestanden hat. Man hat sehr oft die Namen

Choiseul, Périgord¹⁾ und Narbonne²⁾ zusammen genannt, aber wir beide waren mit dem letzteren doch nicht eigentlich befreundet. Der Graf Narbonne ist einer von jenen Männern, die gern ihren Geist leuchten lassen, und wenn es auch nur durch ein Witzwort, oder ein pikantes Briefchen ist. Gegen jedermann gleich höflich, verletzt er dadurch oft den guten Geschmack, und sein Charakter ruft kein Vertrauen zu einer intimen Annäherung hervor. Man amüsiert sich wohl mit ihm, aber die Gemütlichkeit fehlt. Er weiß der Kameradschaft eine angenehme Seite abzugewinnen und hat dadurch immer großen Erfolg gehabt, vorzüglich bei oberflächlich geistreichen Leuten, aber weniger bei denen, die von der Jugend den wirklich guten Ton verlangten. Sprach man z. B. von den Herren, die bei der Marschallin von Turenburg joupiert hatten, und wenn es zwanzig gewesen wären, so würde sein Name gewiß zuletzt genannt; bei einer liebenswürdigen Schauspielerin aber sicherlich zuerst.

So bot denn meine Wohnung, in welcher man sich fast jeden Morgen bei einem kleinen Frühstück einfand, eine ganz eigenartige Musterkarte: der Herzog von Lauzun, Panchaud, Barthès, der Abbé Delille, Mirabeau, Chamford, Lauraguais, Dupont de Nemours, Rulhière³⁾, Choiseul, Narbonne — diese

¹⁾ In seiner Jugend nannte Talleyrand sich Abbé Périgord.

²⁾ Der Graf von Narbonne-Vara war i. J. 1755 im Herzogtum Parma geboren und stammte aus einer alten spanischen Familie. Er kam schon als Kind nach Paris und diente in der Artillerie und später im Ministerium des Auswärtigen. Von 1791—92 war er Kriegsminister, wurde dann in Anklagezustand versetzt und flüchtete ins Ausland. Gouverneur von Raab und von Triest i. J. 1805, Adjutant des Kaisers und Botschafter in Wien i. J. 1813. Er starb bald darauf in Torgau.

³⁾ Armand, Graf von Biron und Herzog von Lauzun, geb. 1747, diente zuerst in Korsika und dann in Amerika. Als Mitglied der Generalstaaten, hielt er sich zur Partei des Herzogs von Orleans. Kommandirender General der Rheinarmee (1792), später des Hochverrats angeklagt und guillotiniert (1793). — Panchaud, ein reicher Banquier aus Genf, der sich in Paris niedergelassen hatte. — Barthès, ein berühmter Arzt und Philosoph. — Abbé Delille, einer der bekanntesten französischen Dichter des XVIII. Jahrhunderts. — Riquetti de Mirabeau, der

alle kamen dort zusammen und immer sehr gern. Man unterhielt sich natürlich von allen möglichen Dingen und durchaus frei und ungezwungen, wie es damals Mode war. Wir alle fanden darin Vergnügen und auch Belehrung, und viel ehrgeiziges Streben stand heimlich im Hintergrunde. Noch heute sehe ich mit Befriedigung auf jene angenehmen Stunden zurück.

Wir besprachen so ziemlich alles: Tagesneuigkeiten, Politik, Handel, Verwaltungen, Finanzen u. s. w. Zu den Hauptgegenständen gehörte der Handelsvertrag mit England¹⁾, der gerade in jener Zeit abgeschlossen worden war und der alle Welt beschäftigte. Die einzelnen Punkte dieser großen Frage interessierten besonders die Sachverständigen unter uns, wie Panchoud und Dupont de Nemours; wir anderen, Lauzun, Barthès, Choiseul und ich, die wir nur oberflächliche Kenntniss davon hatten, hielten uns mehr an die Allgemeinheiten. Und doch möchte ich hier jene Unterredungen kurz zusammenfassen, denn ich hörte dabei Grundsätze und Ansichten aussprechen, die so ganz verschieden waren von dem, was ich später auf diesem Gebiete erfahren, daß ich sie schon deshalb notieren möchte. Diese Notiz bezieht sich natürlich auf die Ereignisse mehrerer Jahre.

Die Kabinette von Versailles und London hatten endlich den gegenseitigen Vorteil eingesehen, der beiden Ländern aus einer freien Handelsverbindung erwachsen würde, und keine

große Redner der Konstituierenden Versammlung 1749–1771). — Chamfort, Tragödiendichter und mit den Hauptpersonen der Revolution sehr befreundet. — Lauraguais, Herzog von Brancas, lebte ganz zurückgezogen, nur mit seinen belletristischen und wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigt. — Dupont de Nemours, begeisterter Anhänger der neuen physisokratischen (volkswirtschaftlichen) Schule. Mitglied der Generalstaaten. Eingekerkert, aber später gerettet. Mitglied des Rates der Fünfhundert. Starb in Amerika i. J. 1817. — Claude Rulhière, Adjutant des Marschalls von Richelieu, ging später als Gesandtschaftssekretär nach Petersburg, wo er die Revolution von 1762 mitmachte und ein bedeutendes Werk darüber schrieb. Er starb i. J. 1790.

1) Es ist der Handelsvertrag vom 26. September 1786, der unter dem Ministerium Bergennes zu stande kam, und zwar in Ausführung des Artikels 16 des Versailleser Vertrages von 1763. Der Handelsvertrag wurde lebhaft kritisiert; man beschuldigte Bergennes, die französischen Manufakturen geopfert zu haben.

andere Epoche in der Geschichte bot dazu eine so günstige Gelegenheit. Seit dem Frieden von 1763 schien der Haß der Völker gegeneinander erloschen, und als England die Unabhängigkeit Nordamerikas anerkannt hatte, trugen die vielen Beziehungen zwischen Frankreich und Großbritannien noch weiter zur Versöhnung bei. Beide Nationen fanden aneinander Gefallen, und es handelte sich nur noch darum, den praktischen Nutzen daraus zu ziehen, zu welchem Zweck Frankreich und England ihre Bevollmächtigten ernannten.

In England erinnerte man sich, daß Lord Bolingbroke¹⁾, nachdem er den Utrechter Frieden geschlossen, bereits einen Handelsvertrag mit Frankreich beabsichtigte. Dieser Plan mißglückte und lieferte den Vorwand zu seiner Verfolgung von seiten der Whigpartei, und die gegen einen solchen Vertrag laut gewordenen Gründe waren nicht unberechtigt. Die englischen Sitten lehnten sich noch gegen den französischen Luxus auf; und man fürchtete die Konkurrenz unserer Industrie mit der englischen, die damals noch nicht so bedeutend entwickelt war. Außerdem besorgte man, daß die französischen Erzeugnisse diejenigen Portugals überflügeln würden. Der Vertrag von Methuen²⁾ war noch zu neu, um eine Rivalität zwischen Frankreich und Portugal auf kommerziellem Gebiete hervorzurufen. Diese Bedenken waren jetzt geschwunden oder doch nur von untergeordneter Bedeutung. England war auf dem Wege einer glänzenden, kommerziellen Entwicklung, die durch neu erfundene Maschinen und durch den Geldreichtum des Landes immer großartiger zu werden versprach; auch die Mode durfte bereits

1) Henry Paulet de Saint-Jean, Vicomte von Bolingbroke, wurde i. J. 1672 geboren. Parlamentsmitglied (1700), Staatssekretär (1704), Minister des Auswärtigen (1713). Nach dem Tode der Königin Anna (1714) geächtet, flüchtete er nach Frankreich, kehrte i. J. 1723 nach England zurück, wo er zehn Jahre lang das Ministerium Walpole unerbittlich bekämpfte. Er starb i. J. 1751.

2) Dieser Vertrag führt seinen Namen nach dem englischen Botschafter, Lord Methuen, der ihn i. J. 1703 abschloß. England hatte dadurch das unbeschränkte Einfuhr-Monopol nach Portugal erlangt.

durch ihre vielen Luxusartikel ein Wort mitreden. Der Einfluß des Ministeriums und das Interesse der Produzenten gaben schließlich den Ausschlag, und der Vertrag wurde von der englischen Nation fast einstimmig gutgeheißen.

In Frankreich betrachtete man ihn aber mit anderen Augen. Die Interessen der Seestädte standen denen der Fabrikstädte entgegen. Deshalb wurde der Vertrag auch zuerst mit einer gewissen Vermunderung aufgenommen, und die Erfolge waren anfangs keineswegs sehr günstig. Die Engländer, die sich besser vorgeesehen hatten, als wir, erlangten schnell große Vorteile. Die Stadt Bordeaux und die Provinzen Guyenne,unis und Poitou fanden allerdings mehr Absatz für ihre Weine, Branntweine und sonstigen Produkte; aber in der allgemeinen Bilanz konnten diese lokalen Vorteile den Verbrauch von fünfundzwanzig Millionen Menschen nicht aufwiegen, die alle ungestüm nach englischen Erzeugnissen verlangten, weil dieselben bedeutend billiger und besser als die französischen waren.

Die begüterte und zahlreiche Bevölkerung der Normandie, welche ihre Interessen stets so geschickt zu verteidigen verstand, erhob zuerst gegen den Vertrag Einspruch, und zwar durch ein langes Memorandum. Dasselbe fand auch bald allgemeine Zustimmung, und nun traten die alten Vorurteile im Gefolge von Haß und Erbitterung wieder zu Tage. Die Freunde der englischen Produktion wurden überstimmt, und der Vertrag selbst wurde zu einem Gegenstande des Tadelns für die Regierung.

Und dennoch beruhte diese große Vereinbarung auf den besten Grundsätzen und Ideen; und die Minister Vergennes¹⁾

¹⁾ Graf Gravier de Vergennes, geb. i. J. 1719, trat früh in die Diplomatie. Als Gesandter beim Kurfürsten von Trier, leistete er dem Geheimen Kabinett des Königs große Dienste. Botschafter in Konstantinopel (1754) und in Schweden (1771) und später Minister des Auswärtigen unter Ludwig XVI. Er unterzeichnete die Handelsverträge zwischen Frankreich mit England und Rußland G. St. i. J. 1787.

und Calonne¹⁾, deren Werk sie war, können immerhin stolz darauf sein. Zunächst vernichtete der Vertrag so gut wie ganz den Schleichhandel und den Schmuggel, und die Zölle, obwohl sie nicht hoch waren, vergrößerten doch bedeutend die Einnahmen des Staatsschatzes. Dies war ein Vorteil für beide Länder. In Frankreich wurde dadurch den reichen Leuten die Anschaffung englischer Waren erleichtert, und in England galt dasselbe in Bezug auf französische Erzeugnisse, besonders für Bordeaux- und Champagnerweine, die massenhaft über den Kanal gingen.

Durch die Herabsetzung der Zölle auf Gegenstände des allgemeinen Nutzens konnten die Konsumenten die Steuern im eigenen Lande leichter aufbringen, was wieder dem Staatsschatz zu gute kam.

Ich muß noch hinzufügen, daß der Vertrag die verschiedenen Arten der Industrie in beiden Ländern fester und klarer bestimmte, so daß jede Nation den ihr von der Natur zugewiesenen Teil mit größerem Nutzen ausbeuten konnte.

Dies letzte Resultat würde gewiß in wenigen Jahren zum Triumph der Handelsfreiheit geführt haben, aber die Vorurteile der Menschen ließen es nicht zu. Sie schlugen überhaupt so tiefe Wurzeln, daß es unverständlich ist, sie schnell zerstören zu wollen. Ich habe mich lange gegen die Erkenntnis dieser Wahrheit gesträubt; aber weil alle Philosophen des XVIII. Jahrhunderts, sowohl mit guten wie mit schlechten Mitteln, vergebens dagegen angekämpft haben, so folge ich denen des XIX. Jahrhunderts, die einer anderen Schule angehören und rede nicht weiter davon.

Da mir die Laufbahn im Staatsdienst offen stand, so benutzte ich meine Stellung als Generalvertreter des Alerus,

¹⁾ Alexandre de Calonne, geb. i. J. 1734, zuerst Generalprocuratur in Douai, dann Intendant von Metz und Pille, später Generalkontrolleur der Finanzen unter Ludwig XVI. Wurde exiliert und ging nach England (1787), wo er eine große Rolle unter den Emigranten spielte. Gest. i. J. 1802.

um meine Verbindungen zu erweitern. Ich kam frühzeitig in Verbindung mit dem Grafen Maurepas¹⁾, mit dem Baron Turgot²⁾ und mit dem Herrn von Malesherbes³⁾; desgleichen mit dem Marquis von Castries⁴⁾ und dem Minister Calonne; mit verschiedenen Staatsräthen und hohen Verwaltungsbeamten. Auch den Minister Choiseul lernte ich damals kennen; und von den bedeutenden Frauen nenne ich hier die Gräfin Brionne, die Marquise von Montesson⁵⁾, die Gräfin Boufflers⁶⁾ und die berühmte Madame de la Rejnière⁷⁾, die alle ihre bestimmten

1) Der Graf von Maurepas wurde i. J. 1701 geboren. Vier seiner väterlichen Vorfahren waren wie er selbst Staatssekretär gewesen. J. J. 1749 fiel er freiwillig in Ungnade, wurde aber von Ludwig XVI. i. J. 1774 wieder zurückgerufen, und blieb bis zu seinem Tode (1781) der erste Minister des Königs.

2) Der Baron Turgot stammte aus einer alten bretonischen Familie und wurde i. J. 1727 geboren. Parlamentsrat (1752) und Intendant von Limoges (1761), wurde er i. J. 1774 Staatssekretär der Marine und Generalkontroleur der Finanzen, aber schon 1776 entlassen. Er starb i. J. 1781. Turgot war einer der ersten Staatsmänner seiner Zeit, und die zwei Jahre seines Ministeriums sichern ihm einen hohen Platz in der Geschichte des XVIII. Jahrhunderts.

3) Guillaume de Lamoignon de Malesherbes, geb. 1721, gehörte einer angesehenen Familie an, aus welcher zwei Jahrhunderte lang die höchsten Beamten in der Magistratur hervorgingen. Zuerst Parlamentsrat (1745), dann Präsident der Steuerkammer (1750), verbannt (1771), trat er mit der Thronbesteigung Ludwigs XVI. wieder an die Spitze der Steuerkammer und erhielt 1775 die Verwaltung des Innern, dankte jedoch 1776 ab. 1787 nochmals auf nur kurze Zeit ins Ministerium zurückgerufen, zog er sich wieder ins Privatleben zurück und lebte im Auslande bis zum Jahre 1792, wo er nach Frankreich heimkehrte, um den König vor dem Konvent zu verteidigen. Er selbst bestieg das Schafott im April 1794 mit seiner Tochter und seinem Schwiegersohn, einem Bruder des berühmten Schriftstellers Chateaubriand.

4) Der Marquis de Castries, geb. i. J. 1727, Generallieutenant und Gouverneur von Montpellier und von Cette (1758), Staatssekretär der Marine (1780), Marschall von Frankreich (1783). Er wanderte in der Revolution aus und befehligte eine Division in der Armee des Prinzen von Condé. Er starb i. J. 1801.

5) Die Marquise von Montesson war i. J. 1737 geboren. Sie vermählte sich in zweiter Ehe geheim mit dem Herzog von Orleans, und lebte nach dessen Tode in der Zurückgezogenheit. Unter der Schreckensherrschaft gefangen genommen, wurde sie durch den 9. Thermidor gerettet. Sehr befreundet mit der Gräfin Beauharnais, der späteren Kaiserin Josephine, starb sie i. J. 1806 und hinterließ eine Menge Lustspiele und Romane.

6) Die Gräfin Boufflers war Ehrendame der Herzogin von Orleans und wurde gleichfalls eingekerkert, entging aber dem Schafott und starb i. J. 1800.

7) Sie war die Tochter des Marquis d'Orgeval und heiratete i. J. 1763 einen Herrn de la Rejnière, der sich von einem gewöhnlichen Wekger zum General-

Empfangstage hatten, an denen die vornehme Pariser Welt sich bei ihnen versammelte.

Mein zurückhaltendes, kühles Wesen hatte mich auf einmal in den Ruf eines geistreichen jungen Mannes gebracht, und die Herzogin von Gramont, die es verdroß, daß ein solcher Ruf nicht durch ihre Vermittelung entstanden war, suchte mir eine kleine Verlegenheit zu bereiten, die aber in das Gegenteil umschlug.

Ich speiste zum erstenmal bei der Gräfin Boufflers in Auteuil und saß unten am Ende der Tafel und richtete nur an meinen Nachbar einige leise Worte. Auf einmal fragte mich die Herzogin von Gramont mit ihrer lauten und rauhen Stimme, indem sie mich beim Namen nannte, was mir denn, als ich hinter ihr in den Salon getreten, so aufgefallen sei, weil ich ja ganz laut ah! ah! gerufen. „Frau Herzogin“, erwiderte ich, „haben nicht richtig gehört, ich habe nicht ah! ah! sondern oh! oh! gerufen.“ Diese alberne Antwort rief ein allgemeines Gelächter hervor; ich aß ruhig weiter und sagte nichts mehr. Nach aufgehobener Tafel näherten sich mir mehrere Gäste, und ich erhielt für die nächsten Tage verschiedene Einladungen, was mir sehr lieb wahr, weil ich dort Personen kennen lernte, deren Bekanntschaft ich schon lange gewünscht hatte.

Das Haus meiner Eltern konnte mir in dieser Beziehung nur sehr wenig bieten; sie sahen fast niemanden bei sich und am allerwenigsten diejenige Sorte von Leuten, die auf der großen Weltbühne, wo man um Ministerportefeuilles und andere hohe Posten kämpfte und intriguierte, zu glänzen suchten.

Ich ging zu meiner Mutter immer nur, wenn ich wußte, daß sie allein war; ich konnte alsdann ihre geistreiche Unter-

pächter der Finanzen aufgeschwungen und ein außerordentlich großes Vermögen erworben hatte. Er baute sich ein prächtiges Hotel, das man noch heute in Paris an der Avenue Gabriel sehen kann, und das später von der russischen und türkischen Botschaft bewohnt wurde. La Reynière hatte den Ruf des ersten Feinschmeckers seiner Zeit, und seine festlichen Gelage waren sprichwörtlich geworden.

haltung besser genießen, die so fesselnd war, wie ich sie in diesem Grade bei keiner anderen Frau jemals angetroffen habe. Sie gab allen ihren Äußerungen stets eine zarte Färbung und war keine Freundin von Witzworten. Dabei standen ihr eine Menge der feinsten und oft ganz neue Redewendungen zu Gebote, wie ihr lebhafter Geist ihr dieselben eingab. Seitdem habe ich mich niemals zu denjenigen Personen hingezogen gefühlt, die sich einer sehr exakten Sprechweise befleißigen und dabei viele Kunstausdrücke anwenden. Ich halte nicht viel von dem Geist und dem Wissen derjenigen, die immer nur erklären und definieren; bei ihnen ist das Gedächtnis die Hauptsache, und das läßt sie noch dazu oft im Stich.

Als ich diese Worte niederschrieb, verweilte gerade Alexander von Humboldt¹⁾ in Paris, so daß sie mir eigentlich leid sind; aber sie stehen nun einmal auf dem Papier.

Meine Zeit brachte ich in sehr angenehmer, aber auch in nützlicher Weise zu; denn meine Verbindungen erweiterten sich mehr und mehr. Auch mit manchen damaligen Schöngeistern wurde ich bekannt, und zwar durch eine vortreffliche Dame, Frau von Héricourt, deren Gatte Marineintendant in Marseille war. Sie liebte die geistreichen jungen Leute und außerdem noch eine gut besetzte Tafel. In jeder Woche waren wir einmal bei ihr zu Tische, und unsere kleine Gesellschaft bestand dann aus den Grafen Choiseul und Narbonne, dem Abbé Delille und den Herren Chamfort, Kuhlhière, Marmontel²⁾ und

1) Der weltberühmte Reisende und Naturforscher, der sich mehrfach und oft jahrelang in Paris aufgehalten hat.

2) Jean François Marmontel, geb. 1723, ein Freund und Schüler Voltaires, schrieb Schauspiele und Dramen, die aber auf der Bühne kein Glück machten. Seine „Moralischen Erzählungen“ dagegen hatten einen außerordentlichen Erfolg. Zum Historiographen von Frankreich ernannt, zog er sich beim Ausbruch der Revolution zurück und starb 1799. — Der Abbé Arnaud, geb. 1721, erlangte einen nicht unbedeutenden Ruf durch seine philosophischen Werke. Er starb i. J. 1784. — Der Abbé Bertrand, geb. 1755, war Professor der Astronomie und Physik in Dijon, kam dann nach Paris, um an einer Reise um die Welt teilzunehmen, starb aber unterwegs am Kap der guten Hoffnung (1792).

mir. Manchmal erschienen auch noch die Abbés Arnaud und Bertrand. Es herrschte bei diesen Mahlzeiten ein sehr heiterer und ungezwungener Ton, wo keiner sich vordrängte, und es ist wirklich bemerkenswert, daß in den fünf Jahren dieser Zusammenkünfte niemals weder Streit noch Schwätzereien, oder sonstige Verdrießlichkeiten entstanden.

Auch der schwedische Gesandte, Graf Creutz¹⁾, spielte den Schönggeist, wodurch er vielleicht seinem Herrn zu gefallen glaubte. Er bemühte sich sehr, die Gesellschaft der Frau von Héricourt in sein Haus zu ziehen, was ihm auch gelang. Wir speisten dort verschiedene Male; aber Marmontel, der nach Tische immer seine Trauerspiele vorlas, trieb damit die Gäste in die Flucht; ich hielt tapfer aus, bis zur Tragödie „Numitor“; das war auch mir zu viel, und ich machte mich ebenfalls davon.

Vorlesungen waren damals überhaupt in der Mode, und manche vornehme Häuser hatten darin einen besonderen Ruf. Man speiste fast niemals beim Grafen Baudreuil²⁾, beim Herzog von Riancourt³⁾, oder bei Frau von Baines⁴⁾, ohne nicht die „Hochzeit des Figaro“ von Beaumarchais, oder „das Gartenidyll“ von Delille, oder den „Connétable von Bourbon“

1) Graf Gustav von Creutz, zuerst schwedischer Gesandter in Madrid und später in Paris, wo er zwanzig Jahre lang blieb. Sein vielbesuchter Salon bildete einen Hauptmittelpunkt für alle Schriftsteller und Philosophen. Nach Stockholm zurückgerufen (1788), ernannte Gustav III. ihn zum Minister des Auswärtigen. Er starb i. J. 1785.

2) Graf Joseph von Baudreuil, geb. i. J. 1740, lebte lange in Versailles in der Umgebung der Königin, verließ später Frankreich mit dem Grafen von Artois und ging nach London. Unter der Restauration zurückgekehrt, starb er i. J. 1817 als Pair von Frankreich.

3) Der Herzog de la Rochefoucauld-Riancourt, geb. 1747, vertrat den Adel von Clermont bei den Generalstaaten, wanderte aus und lebte nach seiner Rückkehr und während des Kaiserreichs ganz zurückgezogen. Unter der Restauration zum Pair ernannt, wurde er wegen seiner liberalen Grundsätze vom Staatsdienst ferngehalten. Er starb i. J. 1827.

4) Die Gattin des Generalsteuereintnehmers de Baines, der viel beim Marschall Beauveau u. bei Madame Geoffrin verkehrte.

von Guibert mit in den Lauf nehmen zu müssen. Manchmal las auch Chamfort ein Kapitel aus seiner „Revolution in Rußland“ vor. Es half nichts, die Gäste mußten sich dieser Sitte unterwerfen, aber man wurde dafür auch zu den geistreichen Leuten gezählt. Viele angesehenere Personen, die ich gar nicht näher kannte, gaben auch mir diesen Titel, bloß, weil sie mich manchmal in jenen Salons angetroffen hatten. Man konnte in dieser Beziehung auf mich recht gut die Worte des Chevaliers von Chastellux anwenden, der einmal von jemand sagte: „Ich kenne ihn ganz und gar nicht, aber es ist jedenfalls ein sehr geistreicher Mann; denn ich habe ihn oft bei Madame Geoffrin gesehen.“

Dann bemerkte ich auch, daß es einen vorteilhaften Eindruck machte, wenn man nicht allzuhäufig in jene Kreise ging, sondern sich zeitweilig etwas zurückzog und dabei eine gewisse Opposition gegen diejenigen Persönlichkeiten zur Schau trug, welche in der öffentlichen Meinung sehr hoch standen. Ich wählte mir zu diesem Zweck den Minister Necker, schon, weil ich mich immer geweigert hatte, ihm einen Besuch zu machen. Wenn also die Rede auf ihn kam, so sagte ich ganz dreist, er sei weder ein guter Finanzminister, noch überhaupt ein bedeutender Staatsmann, er habe nur wenig eigene Ideen und gar kein Verwaltungstalent, seine Anleihen habe er schlecht und zu teuer gemacht, und sie schädigten zugleich die öffentliche Moral; schlecht, weil sie mit keiner Amortisation verbunden seien; zu teuer, weil er sie zu einem zu niedrigen Preise ausgegeben und dabei eigentlich nur den Profit der Genfer Banquiers im Auge gehabt habe, und unmoralisch, weil er dadurch der selbstsüchtigen Spekulation Thor und Thür geöffnet, die man früher in Frankreich gar nicht gekannt habe. Er sei auch ein schlechter Redner, fügte ich hinzu, der niemals auf der Höhe der Diskussion stehe, weil er sich nicht klar und einfach auszudrücken wisse, und dabei sei er nervös und in steter Aufregung und

Furcht, wodurch natürlich sein Geist leiden müsse. Schließlich sprach ich dann noch von seiner drolligen Frisur, von seiner schwerfälligen Wohlbeleibtheit, von seinen hochmütigen Manieren — kurz, ich nannte ihn einen Charlatan. Was ich sonst noch für Bemerkungen über ihn machte, brauche ich hier nicht zu wiederholen; denn sie sind bekannt genug geworden.

Im Hause der Marquisin von Montesson, wo es allerdings ziemlich frei herging, fand man immer sehr angenehme Gesellschaft. Man spielte dort kleine Komödien, um den Herzog von Orleans zu erheitern, und manchmal auch ernstere Stücke, welche die Marquisin selbst verfaßt hatte. Eineloge in diesem Liebhabertheater war für diejenigen Herren vom hohen Clerus bestimmt, die nicht allzuprüde waren; zu ihnen gehörten die Erzbischöfe von Toulouse und Narbonne und die Bischöfe von Rodez und Comminges, die auch mir einen Platz darin anboten.

Für Musik interessierte ich mich gleichfalls, aber mehr aus Neugier, als aus innerer Neigung; ich hörte häufig die gelehrten und langweiligen Konzerte mit an, die damals Mode waren, so namentlich beim Grafen von Rochecouart, beim Herrn von Albaret und bei Madame Lebrun¹⁾. Ich hütete mich übrigens wohl, eine Meinung über die französische oder italienische Musik, oder gar über Gluck zu äußern; dazu war ich noch zu jung und zu wenig Kenner. Hätte ich aber ein Urtheil abgeben müssen, so würde ich gesagt haben, daß meiner Ansicht nach die Musik unsere individuellen Gefühle und Empfindungen in einer idealen Sprache wiederzugeben sucht, und daß mithin jede Nation, weil sie anders fühlt und empfindet, auch eine andere Art von Musik haben muß, die ihr besonders

¹⁾ Marie Louise Lebrun, geb. 1755, war eine der berühmtesten französischen Malerinnen des XVIII. Jahrhunderts. Sie verließ Frankreich i. J. 1789 und wurde mit großer Auszeichnung an vielen fremden Höfen empfangen. Sie starb i. J. 1842 und hat sehr interessante Memoiren hinterlassen.

zusagt. Ich sprach dies aber nicht aus, und kam auch deswegen mit niemand darüber in Streit.

Meine gesellschaftliche Stellung erhöhte das Ansehen meiner amtlichen. Ich versah überdies mein Amt allein; denn meinem Kollegen, dem zweiten Generalvertreter, war eine fatale Geschichte passiert, wodurch er das Vertrauen des Klerus verloren hatte. Seine angeborene Arbeitsscheu und sein allzuoffenfundiges Verhältnis mit der Frau von Cavenac (dem bekannten Fräulein von Romans, einer Geliebten Ludwigs XV. und Mutter des Abbé de Bourbon) hatten ihn so völlig in Mißkredit gebracht, daß er mir gern alle Amtsgeschäfte überließ.

Nach und nach hatte ich mich mit kenntnisreichen und verständigen Männern zu umgeben gesucht, zu denen in erster Reihe der Abbé Mannay, der spätere Bischof von Trier, und der Abbé Bourlier, der spätere Bischof von Evreux, ferner der Abbé Duvoisin und der Abbé des Renaudes gehörten. Ich spreche ihnen hier gern meinen Dank aus für die vielen Freundschaftsbeweise, die sie mir gegeben. Mit den drei erstgenannten bin ich auch in späteren Jahren immer in den besten Beziehungen geblieben. Der Abbé des Renaudes¹⁾ verließ mich nur, um bei dem Staatsminister Maret²⁾ als Sekretär einzutreten, eine Stellung, die ihm schon deswegen besser zusagte, weil er dadurch schneller steigen konnte; er besaß ein besonderes Talent, sich die Ideen anderer anzueignen und zu bearbeiten.

1) Martial des Renaudes, geb. 1755, war Generalvikar Talleyrands als Bischof von Autun und assistierte demselben bei der Föderationsmesse auf dem Marsfelde. Er war Talleyrands Vertrauter und verfaßte, wie behauptet wird, die meisten seiner Reden; so soll namentlich Talleyrands Rapport über den öffentlichen Unterricht ganz sein Werk sein. Unter dem Konsulat wurde er zum Tribun und unter dem Kaiserreich zum Censor ernannt. Er starb i. J. 1825.

2) Hugues Maret, geb. 1763, war zuerst Parlamentsmitglied in Dijon und ging dann nach Paris, wo er zu hohen Würden gelangte: Staatsminister (1804), Minister des Auswärtigen und Herzog von Bassano (1811) Kriegsminister (1813), Pair von Frankreich (1831) u. kurze Zeit Conseilspräsident (1834). Er starb i. J. 1839.

Ich suchte übrigens, indem ich selbstverständlich die nötigen Rücksichten nahm, nicht bloß Generalvertreter des Klerus zu sein, und befaßte mich auch mit anderen Dingen, die nicht gerade zu meinen Amtspflichten gehörten, die aber doch denselben nicht allzufern lagen.

Dahin rechne ich zunächst die Lotterien, die ich so gern aufgehoben gesehen hätte, und ich erwog ernstlich alle Gründe für und wider in Bezug auf dies unheilvolle Institut¹⁾. Da nun außerdem der Klerus von den Philosophen beständig angegriffen und verspottet wurde und immer mehr in der allgemeinen Achtung sank, so wollte ich ihn gern vor dem Volk als den Beschützer der öffentlichen Moral hinstellen, und darauf baute ich meinen Plan. Meinem eigenen Stande, in den ich ja nur gezwungen eingetreten war, hoffte ich damit gleichfalls einen wesentlichen Dienst zu leisten.

Ich wollte nämlich dem Klerus vorschlagen, der Regierung die königliche Lotterie abzukaufen und sie dann aufzuheben, d. h. sich zu verpflichten, alljährlich die gleiche Summe als freiwillige Abgabe an den Staatschatz zu zahlen, die derselbe durch die Lotterie einnahm. In Gedanken hatte ich mir bereits das Memorandum zurechtgelegt, das ich verfassen wollte, um die Zustimmung des Königs zu erbitten.

Aber gerade diejenigen Mitglieder des Klerus, auf deren Unterstützung ich am meisten gerechnet hatte, verweigerten mir dieselbe rundweg. So war denn mein erster politischer Waffengang kein glücklicher; aber ich sah auch bald ein, daß ich den betreffenden Personen zu viel zugetraut und ihren guten Willen stark überschätzt hatte.

Dann beschäftigte ich mich mit der Gehaltsaufbesserung der Pfarrer, die durch das Edikt von 1768 noch immer schlecht

¹⁾ Die Lotterien verschafften der Regierung lange Zeit hindurch bedeutende Einnahmen, und ein Dekret vom 30. Juni 1776 gründete die königliche Staatslotterie, die i. J. II aufgehoben, aber i. J. VI wiederhergestellt und erst i. J. 1836 gänzlich abgeschafft wurde.

genug gestellt waren¹⁾. Man mußte die Pfarrer und Vikare veranlassen, selbst eine darauf bezügliche Eingabe zu machen, wie es die Herren Malesherbes und Kuhlère zu Gunsten der Protestanten gethan. Ich verglich dabei den Wert einer Mark Silber mit den stets wachsenden Preisen der Lebensmittel und bewies, daß die früheren 500 Livres längst 750 geworden seien, welche die Regierung, wenn sie gerecht sein wolle, zahlen müsse; und das um so mehr, als sehr bald 1000 daraus werden würden. Mein Vorschlag hatte keinen Erfolg. Die kümmerlichen Gehälter dauerten fort, und auch heute sind sie noch nicht viel besser.

Mit einem dritten Projekt war ich gleichfalls nicht glücklicher. Auf einer Reise in der Bretagne hatte ich erfahren, daß dort eine Menge Frauen lebten, die weder Mädchen, noch Gattinnen oder Witwen seien. Sie hatten nämlich vor einer Reihe von Jahren einen Matrosen geheiratet, der nicht zurückgekommen, aber dessen Tod auch nicht amtlich festgestellt war. Das Gesetz verbot diesen Frauen, sich wieder zu verheiraten. Ich suchte nun aus allerlei theologischen Gründen, die sich, wenn man es versteht, sehr verschiedentlich auslegen lassen, zu beweisen, daß eine Abwesenheit des Ehemannes von so und soviel Jahren keine socialen und moralischen Bedenken mehr hervorrufen könne, um die Gattin zu verhindern, eine zweite Ehe zu schließen. Ich verfaßte daraufhin ein Gutachten, das ich dem Herrn von Castries zusandte, der es seinem Freunde,

¹⁾ Der untere Klerus in Frankreich hatte von jeher kaum nothdürftig zu leben, während die Bischöfe, Äbte, Prälaten u. s. w. außerordentlich hohe Einkünfte bezogen. Zu verschiedenen Zeiten suchte die Regierung verbessernd einzuschreiten, so durch das Edict von 1768, das für einen Pfarrer als Jahresgehalt mindestens 500 Livres und für einen Vikar 200 festsetzte; später, i. J. 1778, wurden diese Summen auf 700, bezw. 350 Livres erhöht. Dabei wurde der den Pfarrern und Vikaren zukommende Zehnt von den sogenannten Zehntherrn oft zur Hälfte und gar zu zwei Dritteln zurückgehalten. Man vergleiche damit die Einkünfte der Klöster und Kirchengürsten: Der Abt von Clairvaux nahm 400,000 Livres jährlich ein, der Kardinal von Rohan eine volle Million, die Benediktiner von Cluny gegen zwei Millionen und die von Saint-Maur, allerdings mit über 1600 Mönchen, gegen acht Millionen Livres. Und das waren keineswegs Ausnahmen.

dem Bischof von Arras, zur Prüfung übergab. Dieser fand aber von seinem theologischen Standpunkte aus, daß ein solcher Vorschlag verwerflich sei und verurteilte ihn auf das strengste. Mein Gutachten wanderte in das Kaminfeuer, und die braven bretonischen Frauen mußten sich bis zur Revolution gedulden, die ihnen sämtlich, auch den inzwischen alt gewordenen, die Wiederverheiratung gestattete.

Mehr Glück hatte ich mit verschiedenen Berichten an den Staatsrat, von denen einige sogar sehr gut aufgenommen wurden. Man ließ mir deshalb freie Hand, wenn ich mich mit anderen Unternehmungen beschäftigte, die nicht direkt zu meinen Befugnissen gehörten, aber doch von allgemeinem Nutzen waren. Er ist noch jung, sagte man, und dabei strebsam, man muß ihn gewähren lassen. Er wird schon seine Erfahrungen machen.

Diese wohlwollenden Gesinnungen von oben her veranlaßten mich, einem Unternehmen meine Teilnahme zuzuwenden, das freilich den Klerus nur sehr mittelbar betraf.

Ein rechtschaffener Mann, Herr von Ormesson, hatte als Generalkontroleur der Finanzen so ungeschickt mit den Staatsgeldern operiert, daß er selbst zum armen Manne geworden war, und daß die Regierung weder Geld noch Kredit mehr besaß. Die Geschäftswelt wurde unruhig und eilte zur Diskontokasse, die aber im Interesse einiger großen Banquiers lieber um einen Zahlungsausschub bat, als ihren Zinsfuß herabzusetzen, und Herr von Ormesson hatte diesen Ausschub bewilligt. Die Bankbillets, die dadurch einen Zwangskurs erlitten, verloren natürlich sofort an Wert. Da nun die Klasse des Klerus ebenfalls eine Menge Billets besaß, so machte ich mein Aufsichtsrecht geltend und konnte sofort den ersten Versammlungen der Aktionäre beiwohnen. Die Weitichtigen unter ihnen behaupteten, daß die bisherigen Statuten ungenügend seien, und eine zu diesem Zweck ernannte Prüfungskommission war derselben

Ansicht. Sie entwarf neue, und ich wurde beauftragt, darüber vor der Generalversammlung Bericht abzustatten.

Es war das erste Mal, daß ich in einer Staatsangelegenheit auftrat. Ich schickte meinem Bericht eine größere Rede voraus, in welcher ich mich bemühte, die großen Vorteile des öffentlichen Kredits zu entwickeln und die Wichtigkeit, ihn zu regeln und zu erhalten. Ein wohlbegründeter, fester Kredit könne alles erreichen; er könne allen Bedürfnissen des Handels und der Industrie Genüge leisten und selbst den größten Anforderungen gerecht werden. Dann sprach ich von den richtigen Mitteln, einen so umfassenden Kredit zu erlangen und auch zu bewahren. Ich erinnere mich noch sehr gut, daß ich mich verschiedener Wendungen bediente, die von den gewöhnlichen geschäftlichen Redensarten abwichen, die aber einen guten Eindruck zu machen schienen. Als Haupterfordernis eines großen und festen Kredits stellte ich eine Bank hin, deren erste Aufgabe es sein müsse, den Preis des Geldes so niedrig wie möglich zu halten, um allen Eventualitäten vollauf gewachsen zu sein. Dies sei der Diskontobank nicht möglich gewesen und habe die augenblickliche Krisis herbeigeführt. Ich schlug deshalb wesentliche Änderungen ihrer Statuten vor, die auch sämtlich angenommen wurden. Nur ein Artikel erregte Bedenken, nämlich derjenige, in welchem ich vorschlug, nicht allzuviele Banquiers in den Verwaltungsrat aufzunehmen, weil sie möglicherweise ihre persönlichen Interessen zu sehr in den Vordergrund stellen könnten. Man nahm ihn schließlich aber doch an; denn die meisten Aktien befanden sich bereits in den Händen der Pariser Banquiers, so daß der Artikel dadurch gegenstandslos wurde.

Ein alter Banquier, namens Rillet, ein aufgeblasener Genfer, hörte mit großer Aufmerksamkeit zu und bethätigte seine Zufriedenheit durch allerlei plumpe Gestikulationen. Als ich geendigt hatte, näherte er sich mir, drückte mir die Hände und bat mich um eine Abschrift derjenigen Stelle, in welcher

ich von dem hohen, moralischen Verdienst gesprochen, das sich jeder Geschäftsmann durch prompte Bezahlung seiner Wechsel erwerbe. Ich sah den Mann erstaunt an, der meine Worte so eigentümlich aufgefaßt; aber es hatte sein Gutes; denn ich strich die betreffende Stelle, als ich die Rede in die Druckerei schickte, um nicht auch noch bei anderen ein ähnliches Mißverständnis hervorzurufen.

Ich bin etwas lang geworden, aber mir sind diese Erinnerungen lieb und wert, und ich habe mir nun einmal vorgenommen, meine Ansichten über alles auszusprechen, was während meines langen Lebens, sowohl mein eigenes, als auch das öffentliche Interesse beschäftigte.

Durch mein Auftreten in dieser Angelegenheit und in mancher anderen hatte ich die Aufmerksamkeit verschiedener Personen erregt, die jedes ehrgeizige Streben beobachteten. Foulon¹⁾, Banchaud, Sainte-Foy, Xavier, Daudé u. a. suchten mich auf und prophezeiten mir, ich sei zu großen Dingen berufen. Ein allzuvertraulicher Umgang mit ihnen schien mir nicht ratsam, aber ich durfte sie aus Klugheit auch nicht ganz ignorieren; denn sie hatten immerhin einen gewissen Einfluß. Um indes würdiger und sicherer weiter zu kommen, mußte ich mich durchaus zu der guten und vornehmen Gesellschaft halten; denn nur diese bot damals die wirkliche Bürgschaft des Erfolges. Ich hatte übrigens keine Eile; ich fuhr fort, mich nach allen Seiten hin zu unterrichten und unternahm deshalb auch verschiedene Reisen. So war ich mehrfach in der Bretagne, weil mich die Verfassung dieser Provinz besonders

¹⁾ François Foulon, Generalintendant der Finanzen (1771) und Staatsrat (1780). Mit der Versorgung der Truppen, die gegen Paris marschieren sollten, beauftragt, wurde er von einem Volkshaufen ergriffen, ins Stadthaus geschleppt und umgebracht. — Sainte-Foy war Kabinettssekretär des Grafen Artois. — Louis Xavier, ein geheimer Agent Ludwigs XV., wurde in Hamburg auf Befehl des Herzogs von Aiguillon aufgegriffen und in die Bastille gesetzt. Unter Ludwig XVI. befreit, verfaßte er eine Menge politischer Schriften.

interessierte¹⁾. Auch war ich dort mit der Schwester des Bischofs von Rennes, einer Frau von Girac, befreundet, wo ich sehr angenehme Tage verbrachte²⁾. Mir ging bereits ein gewisser Ruf voraus, aber mir fehlte doch noch die nötige Welt- und Menschenkenntnis, und eben deshalb suchte ich die gesellschaftlichen Kreise auf; denn ich war jung genug, um noch einige Jahre in dieser leichten Weise fortzuleben.

Jeder aber, der nach einer hohen Stellung im Staate, und namentlich nach einem Ministerposten, strebte, und auch jeder, der sich in seinem Amt zu befestigen wünschte, mußte durchaus in einer der großen Familien von Paris Zutritt haben und ihre Ideen und Ansichten teilen, und die Frauen hatten dort fast immer den Vorrang vor ihren Männern. So verkehrte der Erzbischof von Toulouse bei der Marquise von Montesson und, mit Necker zusammen, bei der Fürstin Beauveau; der Minister Calonne war Hausfreund bei den Herzoginnen von Polignac und von Luthes³⁾; und der Bischof von Arras ging mit

¹⁾ Die Bretagne gehörte wie Bourgogne, Languedoc, Dauphiné, Lothringen u. a. zu denjenigen Provinzen, die ihren eigenen Provinzialrat hatten, der die Steuern und Abgaben festsetzte.

²⁾ So erinnere ich mich, daß einst in einer Gesellschaft bei Frau von Girac, die uns noch dazu in ihrem Schlafzimmer empfing, weil sie leidend war, Gedichte mit gegebenen Endreimen vorgeschlagen wurden, und daß man mich auch dazu herbeirief. Die gegebenen Reime waren: jolie, folie, sourit, traces, esprit und grâces. Ich entschuldigte mich, weil ich in meinem Leben noch keinen Vers gemacht. Aber man steckte mir einen Bleistift in die Hand, und ich mußte mich fügen. So schrieb ich denn auf ein Blatt Papier die folgenden Verse, die zugleich eine Anspielung auf meine eigene Lebensgeschichte enthielten:

Et que me fait à moi qu'on soit belle ou jolie,
A moi qui, par raison, ai fait une folie;
Je ne puis que gémir lorsque tout me sourit.
Et l'austère vertu qui partout suit mes traces,
A peine me permet les plaisirs de l'esprit,
Lorsque mon cœur ému veille au chevet des grâces.

(Anmerkung des Fürsten Talleyrand).

³⁾ Gabrielle de Polastron vermählte sich i. J. 1767 mit dem Grafen und späteren Herzog Jules von Polignac. Sie war eine intime Freundin der Königin Marie-Antoinette, und ihr Salon war der Mittelpunkt aller Freunde des Königshauses. Sie wurde Erzieherin der königlichen Kinder, wanderte unter der Revolution aus und starb bald darauf in Wien (1793). Einer ihrer Söhne war der bekannte Minister Karls X.

Necker viel zu der Gräfin Blot. Den Grafen Fleury konnte man immer bei der Gräfin Brionne treffen, und den Baron von Breteuil¹⁾ sah man in verschiedenen Häusern, aber niemals in erster Reihe. Der Fürst von Rohan-Soubise protegierte den Generalintendanten Foulon, und so gab es noch viele hohe Familien, die einen kleinen Hofstaat von Anhängern um sich hatten. Bei der bereits obenerwähnten Madame de la Rejnière verkehrte mit Ausnahme Neckers so ziemlich alle Welt.

Was mich betraf, so erschien ich bald in dem einen, bald in dem anderen Salon und wurde überall gut aufgenommen. Der nähere Einblick in jene Kreise war während der zehn Jahre, die der Revolution vorhergingen, und von denen ich hier spreche, äußerst interessant. Vielsach begann auch bereits der Standesunterschied zu schwinden. Delille speiste bei der Herzogin von Polignac, und zwar in Gesellschaft der Königin; der Abbé de Balivière spielte Tarok mit dem Grafen von Artois; Chamford ging Arm in Arm mit dem Grafen von Vaudreuil; und ganz gewöhnliche Herren, ohne bekannte Namen, erschienen in Marly bei Hofe, oder speiseten in Versailles bei der Prinzessin von Lamballe zu Abend. Hohes Spiel und Schöngesterei hatten diese Vermischung der Stände zuwege gebracht. Die Rangordnung, die wahre Stütze der Hierarchie und des Königtums, war durchbrochen. Unerfahrene junge Leute meinten, sie könnten recht gut mitregieren. Dabei wurden alle Handlungen der Minister rücksichtslos kritisiert. Selbst das Privatleben des Königs und der Königin wurde in den Pariser Salons bekritlet und gehässig ausgelegt. Junge, oberflächlich gebildete Frauen sprachen dreist über Verwaltung und Regierung. So hörte

¹⁾ Der Baron von Breteuil, geb. 1733, trat jung in den diplomatischen Dienst und war zuerst Gesandter beim Kurfürsten von Köln und dann am Petersburger Hofe. Später Haus- und Staatsminister Ludwigs XVI. (1783). Beim Ausbruch der Revolution verhandelte er in geheimer Mission mit den auswärtigen Höfen. Er starb i. J. 1807.

ich einst auf einem Balle, wie die Baronin von Staël¹⁾, die damals kaum zwanzig Jahre alt war, zwischen zwei Contretänzen dem Herzog de Carochefoucauld die Steuern auf die amerikanischen Waren erklärte, wie Frau von Blot über die französische Marine ihr Urtheil abgab, und wie eine andere Dame ihrem Tänzer versicherte, der Tabakszoll müsse durchaus aufgehoben werden. Der Chevalier von Boufflers, der mit dem Prinzen Heinrich von Preußen, einem Bruder Friedrichs II., in Briefwechsel stand, behauptete, Frankreich würde nicht eher sein politisches Übergewicht wiedergewinnen, als bis es die Allianz mit Oesterreich aufgegeben und sich mit Preußen verbunden habe, und hinter mir stellte die Fürstin von Hénin das Parlament von Rouen weit über das von Paris. Und was man sonst noch für allerlei Gerede zu hören bekam! An der Stelle des Königs würde ich das und das thun Wenn ich der Graf von Artois wäre, so sagte ich einfach zum König . . . u. dergl. m.

Und doch wäre es mit diesem albernen Gebaren und all den Großprahlereien im Handumdrehen vorbei gewesen, wenn es der Regierung nicht so völlig an Macht und Geschick gefehlt hätte; aber leider war jeder sittliche Ernst und jedes höhere Verständnis in jenen Regionen längst geschwunden. Auch die Königin hätte weniger schön und liebenswürdig und von den Launen der Mode weniger abhängig sein müssen. Die Leutseligkeit der Monarchen erweckt wohl Zuneigung, aber keine Ehrfurcht, und die erstere erlischt bei dem geringsten Mißverständnis und bei der unbedeutendsten Verwicklung. Dann will man auf die verlorene Macht zurückgreifen und ermannt sich auch, aber nur schwankend und vorübergehend; denn die Energie

¹⁾ Die Baronin von Staël-Holstein, geb. 1766, war eine Tochter des Ministers Necker und kam durch ihre Vermählung mit dem schwedischen Gesandten frühzeitig mit allen bedeutenden Persönlichkeiten der damaligen Epoche in nahe Verbindung. Unter dem Konsulat ausgewiesen, besuchte sie nach und nach alle Hauptstädte Europas und kehrte nach der Restauration wieder nach Paris zurück, wo sie i. J. 1817 starb.

ist dahin. Eine Regierung, die nicht mehr kräftig und selbstbewußt handeln kann, fällt immer wieder in die alte Schwäche zurück. Sie nimmt dann wohl zu einem Ministerwechsel ihre Zuflucht und glaubt damit dem Übel zu steuern, aber sie befriedigt damit nur eine gewisse Partei, und die große Gesamtheit geht leer aus. So war es in jener Zeit mit Frankreich der Fall, wo eine Menge von Parteien sich gegenüberstanden, und die Regierung war schwach und beschränkt genug, mit ihnen zu rechnen. Heute wandte sie sich der einen zu und benutzte ihren oft sehr zweifelhaften Einfluß, und morgen der anderen und machte es mit ihr ebenso. Kann ein Staat bei einer solchen Lage der Dinge sich halten und bestehen?

Was man in Frankreich speciell unter der Bezeichnung „Die Gesellschaft“ begreift, d. h. der eigentliche und wahre sociale Kern der Nation, ist vor der großen Revolution und bis in das vorhergehende Jahrhundert zurück eine bedeutende Macht gewesen. Bei dem leichten und gefälligen äußeren Anstrich dieser Gesellschaft, haben sich unsere Geschichtschreiber im ganzen wenig mit ihr befaßt und in ihr nicht eines der Hauptelemente der modernen Civilisation erkannt. Ich habe viel darüber nachgedacht und möchte diese Gedanken hier aussprechen.

In denjenigen Ländern, wo die Staatsverfassungen sehr alt sind, muß auch der Einfluß der Gesellschaft außerordentlich groß sein; wo dieselbe im Gegenteil noch neu ist, da ist auch jener Einfluß ohne Belang. Wir sehen dies im Altertume in Rom und Athen und in der neueren Zeit in England und Nordamerika: jene hatten, und diese haben keine Gesellschaft.

Das Theater der Alten, Ciceros Briefe, Plutarch, die Schriften des Plinius und des Suetonius geben uns davon keinen richtigen Begriff; und wenn wir Athen nach den Lustspielen des Aristophanes und nach denen des Menander, deren Fragmente Terentius gesammelt hat, beurteilen, so sehen wir, daß die Frauen

dort in völliger Abgeschlossenheit lebten. Liebesabenteuer konnte man nur mit den Courtisanen haben und etwa noch mit den jungen Mädchen, welche die Sklavenhändler ihren Eltern geraubt hatten.

Wenn jeder an den Staatsgeschäften Anteil nimmt, so sind der Marktplatz, der Gerichtshof, die Börse die Orte der Versammlungen. Höchstens besuchte man noch flüchtig die Werkstätten der Künstler und die Wohnräume bekannter Hetären. Aber so lebte man nicht im höheren Sinne, man vergnügte sich nur. Die alten Römer, eine vorwiegend kriegerische und erobernde Nation, verschmähten stets die milderen gesellschaftlichen Sitten. Und wenn die Beredsamkeit, die einen großen Teil ihres Ruhmes ausmacht, nicht aus Rom verbannt wurde, so war es nur, weil im Senat die großen Staatsangelegenheiten besprochen und auf dem Forum Gut und Leben der Bürger verteidigt werden mußten. Selbst die Ausübung der Künste überließ man den Freigelassenen und Sklaven. Die römischen Frauen verließen niemals die inneren Gemächer ihrer Häuser; nur die Courtisanen durften sich öffentlich zeigen. So war also den Alten die Verschmelzung der beiden Geschlechter zu einer und derselben Gesellschaft unbekannt, und vor nicht allzulanger Zeit war dies sogar noch in England und Amerika der Fall. In Frankreich dagegen hat sie wesentlich dazu beigetragen, der Nation ihren eigentlichen Charakter zu geben.

Unter Franz I. erscheinen die Frauen zuerst am Hofe. Ihre Gegenwart übt sofort einen veredelnden Einfluß auf die Sitten, den Geschmack und das äußere Benehmen. Italien war uns auf diesem Wege schon vorangegangen. An den Höfen von Neapel, Ferrara und Mantua und in den Palästen der Mediceer herrschten bereits Höflichkeit, feiner Welton und selbst Eleganz. Künste und Wissenschaften wurden dort eifrig gepflegt und standen in Flor. Aber die politischen Verhältnisse Italiens, die beständigen Kriege, die Eifersucht der vielen kleinen Staaten

untereinander hemmten das gedeihliche Fortschreiten zu einer höheren Entwicklung.

In Frankreich haben unter Heinrich II. die Turniere, die ritterlichen Übungen und Schauspiele und der Minnedienst weit mehr zur Verfeinerung und zum Glanz des höheren gesellschaftlichen Lebens beigetragen, als alle Lieder der besten italienischen Dichter.

Unter Heinrich III. bot der Hof, nach dem unwürdigen Beispiel des frivolen und unsittlichen Königs, ein wenig anziehendes Bild, und die durch die Reformation hervorgerufenen Unruhen wirkten störend auf das gesellschaftliche Leben in Frankreich.

Heinrich IV., der eine bewegte und stürmische Jugend gehabt, hielt eigentlich gar keinen Hof; denn er war von seiner ersten Gemahlin getrennt und lebte in Unfrieden mit der zweiten. Sein mutiger Sinn, sein lebhafter Geist, seine hübschen Redewendungen und Aussprüche, und sein ganzes, schlichtes, heiteres und dabei doch nobles Wesen machten ihn wohl persönlich beliebt, aber sie waren für die weitere Entwicklung der nationalen Sitten nur von geringer Bedeutung.

Der Kardinal Richelieu, nachdem er den hohen Adel an den Hof gezogen, wollte auch einen Hof für sich haben. Er lud deshalb alle begabten und geistreichen Männer und Frauen auf sein Schloß in Rueil, und von da an datiert die erste bemerkenswerte Gesellschaft außerhalb des Hofes. Nur der Mann selbst mit seiner schrecklichen, unumschränkten Macht raubte dieser Gesellschaft die unbefangene, heitere Bewegung.

Dann kamen die Unruhen der Fronde mit ihren fast burlesken Kriegszügen, an denen sich die unruhstiftenden Führer vergnügten, und die man deshalb wohl einen Kampf der verschiedenen Gesellschaften untereinander nennen könnte.

Alle diese Wirrnisse endeten aber mit der Thronbesteigung Ludwigs XIV. Er schaffte Ordnung und wies allen nach Rang

und Ansehen den ihnen zukommenden gesellschaftlichen Platz an. Man folgte bereitwillig und ohne Zwang seinem Ruf; und diesem Entgegenkommen haben wir jene Zeit zu verdanken, die den Hof des Königs zu dem feinsten, elegantesten und glänzendsten in Europa machten, und auf den die Franzosen noch jetzt mit berechtigtem Stolz zurückblicken. Der Salon der Frau von Sévigné ist ein ruhmvolles Denkmal jener großen Epoche. Unter Ludwig XV. bewegte sich die Gesellschaft freier und schloß sich weniger nach außen ab. Gelehrte und Schriftsteller kamen zu größerer Geltung, wodurch Umgang und Unterhaltung anregender und vielseitiger wurden. Fontenelle, Montesquieu, Buffon, der Geschichtschreiber Hénault und vor allem Voltaire erlangten Zutritt in diese Kreise, die dadurch nur gewinnen konnten; denn jene Männer brachten ein reiches geistiges Leben mit. Und auf diesem Höhepunkt hätte man bleiben müssen.

Aber unter der Regierung Ludwigs XVI. wurden alle Schranken durchbrochen. Jeder wollte mehr scheinen, als er war; keiner blieb in seinen Grenzen; die Ansprüche wuchsen ins Übermäßige, und die gesellschaftlichen Verhältnisse wurden von allen Seiten erschüttert. Man bewegte sich in einer ganz neuen Welt. Anstatt der Empfindungen und Gefühle, gab es nur noch philosophische Ideen; die menschlichen Leidenschaften wurden der Analyse unterworfen; man suchte nicht mehr, sich gegenseitig zu gefallen, sondern man hatte nur politische Meinungen; man amüsierte sich nicht mehr, sondern machte Pläne und Projekte für die Staatswohlfahrt . . . kurz, alles ging auseinander.

Doch ich will hier abbrechen; denn ich gerate mit meiner Schilderung bereits in die französische Revolution hinein, von der mich doch noch mehrere Jahre mit ihren Ereignissen trennen.

Der Krieg der Engländer mit ihren Kolonien war ausgebrochen und beschäftigte alle Geister. Die Philosophen beleuchteten sogleich die Frage und legten die Rechte der Völker

in die eine Schale der Wage und die der Fürsten in die andere. Wer zum Militär gehörte, sah darin weiter nichts als einen Krieg; für die Jugend war es eine interessante Neuigkeit, für die Frauen eine Quelle von Abenteuern, und auch die kleinliche, schwache Politik der Regierung konnte sich über diese beschränkte Auffassung nicht erheben. Sie hatte die Einschiffung des Marquis de Lafayette, den die Offiziere Gouvion und Duportail begleiteten, erlaubt, oder ihr doch wenigstens kein Hindernis in den Weg gelegt. Von diesen drei Namen ist nur der erste für die Zukunft geblieben. In einem Roman muß die Hauptperson ein bedeutender Charakter sein; im wirklichen Leben waltet oft ein glücklicher Zufall und drängt mittelmäßige Menschen in den Vordergrund, die kein anderes Verdienst haben, als daß sie eben im entscheidenden Augenblick zur Hand waren.

Lafayette stammt aus einer adeligen, aber sonst nicht weiter bedeutenden Familie der Auvergne; nur unter Ludwig XIV. machte einmal eine Frau von Lafayette Aufsehen. Er selbst besaß ein großes Vermögen und hatte sich mit einer Tochter des Herzogs von Noailles vermählt. Ohne den obenerwähnten glücklichen Zufall wäre er trotzdem vielleicht sein Leben lang in der Dunkelheit geblieben; denn er gehört im Grunde genommen zu den ganz gewöhnlichen Menschen. In seinem Streben nach Auszeichnung und in den Mitteln, die er zu diesem Zweck anwendet, liegt etwas Angelerntes und Gemachtes, das nicht aus seiner eigenen Natur entspringt, sondern immer aus einem fremden Einfluß zu kommen scheint. Leider weiß man nur nicht, wer in der wichtigsten Epoche seines Lebens diesen Einfluß auf ihn ausgeübt hat.

Sein Beispiel hatte aber Tausende, die zu den besten der Nation gehörten, nach sich gezogen. Der junge französische Adel begeisterte sich für die Sache der Freiheit und Unabhängigkeit, und blieb auch später diesen Grundsätzen treu. Er hatte das Oberhaupt eines großen Staates aus den Reihen der

schlichten Bürger hervorgehen und die einfachsten Männer, die ihm zur Seite gestanden, mit Ehren überhäuft gesehen. Von diesem Anblick bis zu der Überzeugung, daß das wahre Anrecht auf Auszeichnung und Ruhm nur im Dienste der Freiheit begründet sein kann, ist nur ein kurzer Weg. Und als diese Ideen nach Frankreich gebracht wurden, fanden sie um so leichteren Eingang, weil auch hier die unbedeutendsten Menschen längst die althergebrachten Staatseinrichtungen derartig angegriffen und unterwühlt hatten, daß der völlige Einsturz nur noch eine Frage der Zeit war.

Ich werde auf diesen wichtigen Punkt noch zurückkommen und ihn eingehender besprechen, wenn ich über die ersten Jahre der französischen Revolution zu berichten habe.

Das Interesse für die Nordamerikaner wurde in Frankreich ganz besonders durch eine Wochenschrift wachgehalten, die unter dem Titel „Der europäische Kurier“ die Verhandlungen des Kongresses genau mittheilte. Diese Wochenschrift war, soweit ich mich erinnere, unser erstes reinpolitisches Journal und wurde von einem Manne, namens Morande, herausgegeben, der zur Polizei gehörte, und der zugleich eine gemeine Flugschrift unter dem Titel „Der geharnischte Zeitungschreiber“ verfaßt hatte.

Alle Franzosen, die von der militärischen Expedition zurückkamen, erzählten Wunderdinge von den Reichthümern der Neuen Welt. Man sprach von nichts als von Amerika. Damals gab es viele vornehme Leute, die eine ganz eigentümliche Charaktereigenschaft hatten: sie glaubten nämlich, wenn sie etwas Neues lasen oder erfuhren, daß sie selbst es entdeckt hätten, und interessirten sich dann doppelt dafür. „Was wären wir wohl ohne Amerika?“ hörte man jetzt von allen Seiten. „Die Neue Welt hat unsere Handelsflotte geschaffen“, rief der Baron Malouet¹⁾, „und den Handel selbst großartig erweitert“.

¹⁾ Der Baron Malouet war Marineintendant und wurde i. J. 1767 als Regierungskommissar nach Sankt Domingo geschickt. Er starb i. J. 1814, nachdem

fügte der Abbé Raynal hinzu; „für den Überschuß unserer Bevölkerung bietet sie Arbeit und Anstellung“, sagten die Verwaltungsbeamten; „die unruhigen Köpfe können dahin auswandern“, meinten die Minister; „Amerika ist ein Zufluchtsort für die Dissidenten“, behaupteten die Philosophen u. s. w.; kurz, alles war dort herrlich, nützlich und glückverheißend.

Gehen wir doch einmal diesen Redensarten auf den Grund und prüfen wir sie nach ihrem wahren Wert! Welchen Vorteil haben uns denn alle Verbindungen mit der Neuen Welt gebracht? Sind vielleicht Armut und Elend bei uns geringer geworden? Sieht es jetzt bei uns weniger Elemente des Umsturzes? Wurde nicht im Gegenteil die Liebe zu unserer Vaterlande geringer, seitdem wir die Blicke und Wünsche in die Ferne richten? Sind England und Frankreich durch ihre überseeischen Besitzungen befreundeter geworden, und die Kriege etwa seltener, kürzer und weniger kostspielig? Die Geschichte der Menschheit lehrt uns nun einmal die betrübende Wahrheit, daß Haß und Eifersucht immer dort am heftigsten auftreten, wo die Kommunikationsmittel die leichtesten und bequemsten sind. Als die ersten Europäer nach Amerika gingen und sich dort ansiedelten, wurde ihnen selbst dieser ungeheuere Kontinent bald zu eng, und sie bekämpften sich, bis der eine unterlag und der andere zum Herrn wurde.

Ich weiß sehr wohl, daß dies alles mit den augenblicklich herrschenden Ideen in Widerspruch steht. Sind doch die Reisen um die Welt ein Ruhmestitel, nicht allein für einzelne unternehmende Männer, sondern auch für die Nationen, die sie ins Leben rufen. Die Gelehrten geben auch nicht zu, daß der bloße

er kurze Zeit unter der provisorischen Regierung Marineminister gewesen. — Thomas Raynal geb. 1711, wurde Priester und war Professor und Kanzelredner in Paris. Er entsagte später dem geistlichen Stande (1746) und wurde einer der freistinnigsten Philosophen seiner Zeit. Seine „Geschichte der Philosophie der Indier“ wurde vom Henker verbrannt (1781) und er selbst exiliert. Später kehrte er nach Frankreich zurück und starb als Mitglied der Akademie i. J. 1796.

Zufall bei den Entdeckungen unserer Weltumsegler eine große Rolle gespielt hat; sie wollen, daß dieselben schon vorher durch Nachdenken und Studium gewußt haben, wo die neuen Länder zu finden seien. Manchmal ist es freilich mit diesen Vorausberechnungen schlecht bestellt. So hatte man, gestützt auf die sichersten Hypothesen, bestimmt angenommen, daß wegen des Gleichgewichtes der Erde ein großer Kontinent am Südpol existieren müsse; man rüstete auch mehrere Expeditionen dahin aus, aber alle waren erfolglos: man hatte kein festes Land gefunden. Der unglückliche Ludwig XVI. interessierte sich sehr für diese Idee; er dachte vielleicht, dort in der Ferne andere Menschen zu finden als seine schlimmen Franzosen.

Wir erschienen von jeher derartige Unternehmungen von ganz untergeordneter Bedeutung; überlassen wir sie daher, wenn man sie durchaus ins Werk setzen will, den neuen Herren des Ozeans — wir können andere und bessere Ziele verfolgen.

Ein mehrjähriger und lebhafter Briefwechsel mit meinem Freunde, dem Grafen von Choiseul-Gouffier, als er Botschafter in Konstantinopel war, und mit dem Herrn Peissonel, dem damaligen Konsul in den Stapelplätzen der Levante, hat mich überzeugt, daß wir mit weit größerem Erfolge und Nutzen unser politisches und kommerzielles Augenmerk auf die Alte Welt richten müssen, um dort den Löwenanteil zu gewinnen.

Man betrachte doch nur die geographische Lage des großen und herrlich abgerundeten Landes, das wir Frankreich nennen, und wandeln an seinen langgestreckten, südlichen Küsten entlang, so erstaunt man, daß es sich nicht längst zum Herrn des Mittelmeeres gemacht hat. Das ungeheure Wasserbecken hat nur einen wenige Meilen breiten Zugang und ist ringsum von Ländern begrenzt, die keine bedeutende Schifffahrt treiben. Frankreich müßte daher schon durch sich selbst, und vollends mit seinem natürlichen Verbündeten, Spanien, das Mittelmeer

beherrschen, und Toulon, Marseille und Karthagena würden dieser Herrschaft den nötigen Nachdruck verleihen. Leider haben wir uns die daraus entspringenden, unberechenbaren Vorteile bis jetzt entgehen lassen.

Statt dessen haben wir uns aus einer Art von Nachahmungstrieb und auch wohl aus Rivalität den Küsten des Ozeans zugewendet, wobei noch zu bemerken ist, daß alle Pläne für Frankreichs maritime Größe nicht aus freundlichen, sondern aus kriegerischen Absichten hervorgegangen sind. Entweder mußte ein gefährlicher Feind bekämpft, oder eine andere Seemacht geschwächt werden — erst dann wurde unser Nationalstolz aufgestachelt, unser Mut entflammt; erst dann wurden alle unsere materiellen Hilfsquellen geöffnet. Mit schmerzlichem Gefühl drängt sich mir dabei die Überzeugung auf, daß Haß und Machtbewußtsein weit mehr in den Menschen vorwiegen, als die sanften Empfindungen der Humanität. Nationale Größe und Volksglück ohne Eifersucht und Kampf sind abstrakte Begriffe, für welche die großen Massen kein Verständnis haben; sie wollen etwas Greif- und Sichtbares, um daran ihre Kräfte zu messen.

Vielleicht finden wir aber zu unserem Trost einen Ausweg. Man überlasse die Bösgesinnten in beiden Erdhälften ihrem Schicksal; für die Guten wird dann noch Spielraum genug übrig bleiben, um auf allen Gebieten des Handels, der Industrie und der Gewerbe den friedlichen Kampf auszufechten.

Ich habe hier übrigens gut reden, zumal die französischen Kolonien augenblicklich von keiner großen Bedeutung sind; die Bande sind dort sehr gelockert, wonicht ganz gelöst worden, und wir stehen jetzt vor der Wahl, uns für den einen oder anderen Weg zu entscheiden.

Dabei ist die erste Frage die: bringt es uns mehr Vorteil und Nutzen, unsere Besitzungen in der Neuen Welt zu festigen und zu erweitern, oder ist es ratsamer, unsere Thatkraft in

erhöhtem Maße der Alten Welt zuzuwenden? Wenn man beweisen könnte, daß in der letzteren die Gesamtkultur des Bodens leichter und zugleich ergiebiger ist, als in der Neuen Welt, und daß die Schifffahrt dadurch nicht beeinträchtigt wird, so wäre, wie mir scheint, die Frage gelöst.

Was nun den ersten Punkt, die Bodenkultur, betrifft, so kann die Antwort nur günstig lauten, schon wegen der Abschaffung der Sklaverei, der sowohl England und die Vereinigten Staaten, wie auch der Wiener Kongreß definitiv zugestimmt haben¹⁾. Kein Volk in Europa wird dem abscheulichen Menschenhandel mehr das Wort zu reden wagen; mithin wird die Zahl der schwarzen und farbigen Sklaven, die noch auf den Antillen und in den Provinzen des Äquators den Boden bebauen müssen, von Jahr zu Jahr abnehmen.

Dadurch werden die Vorbedingungen des reichen Bodenertrages in den Kolonien wesentlich geändert; denn die Arbeit ist in jenen heißen Ländern für Weiße, die dann die Schwarzen ersetzen müssen, viel schwerer; der Ertrag wird also geringer und die Produktion teurer werden. In der Alten Welt giebt es diese Unzuträglichkeiten nicht. Afrika besitzt diese Arbeitskräfte und noch dazu in großer Menge, und sie ergänzen sich aus sich selbst. Wenn dort mehr Arbeiter verlangt werden, so sind sie gleich zur Hand. Auch darf man nicht die Arbeit der freien Schwarzen in Afrika mit derjenigen der Sklaven in Amerika vergleichen.

Der zweite Punkt, in Bezug auf die Schifffahrt, wird sich zu Gunsten des Mittelländischen Meeres erledigen.

1) Die Sklaverei wurde erst sehr spät abgeschafft, denn noch während des XVIII. Jahrhunderts hatte England durch den Utrechter Vertrag sich das Sklavenmonopol in allen spanischen Kolonien Südamerikas ausbedungen. In Nordamerika wurde sie i. J. 1794 aufgehoben. Dänemark war schon zwei Jahre früher damit vorangegangen, und England folgte i. J. 1806. Der Wiener Kongreß schloß sich i. J. 1814 im Namen aller europäischen Mächte an, mit Ausnahme Spaniens und Portugals. Als Napoleon von Elba zurückkehrte, erließ er sofort ein Abolutionsdekret für alle französischen Kolonien, das von Ludwig XVIII. bestätigt wurde.

Alle Erzeugnisse Afrikas sind vortrefflich; der ägyptische Zucker ist von guter, grobkörniger Qualität, und wenn er raffiniert ist, ebenso weiß wie der von Sankt-Domingo, und Sachverständige versichern, daß sich in den weiten Länderstrecken südlich von Tunis und Algerien mit großem Erfolge Kaffeeplantagen anlegen ließen. Der Kaffee Arabiens und Abyssiniens ist anerkannt besser, als derjenige der Antillen, und bei einer sicheren Aussicht auf reichlichen Absatz, würden auch die südlichen Inseln Asiens Kaffee im Übersuß produzieren. Die in Afrika gezogene Baumwolle, die jetzt nur für lokale Bedürfnisse angebaut wird, kommt der amerikanischen völlig gleich, und für die Kultur des Indigo ist das afrikanische Klima zwischen dem 34. und 36. Breitengrade überaus günstig.

Was schließlich die Befürchtung betrifft, daß die französische Schifffahrt durch die neuen Seewege, die sich vorwiegend auf das Mittelländische Meer beschränken würden, in ihrer technischen und wissenschaftlichen Entwicklung leiden könnte, so ist diese Befürchtung völlig grundlos. Niemand wird nämlich ernsthaft behaupten wollen, daß Frankreich alsdann nicht mehr im stande sein würde, seine Schiffe nach wie vor durch alle Meere der Erde zu senden. Man braucht nur an die große Ausdehnung seiner nördlichen und westlichen Küsten und an die dort überall gelegenen bedeutenden Seehäfen zu denken, um in dieser Beziehung vollständig beruhigt zu sein. Der Atlantische und Indische Ozean gehören der ganzen Welt, dort ist der Tummelplatz für alle Erfindungen und Verbesserungen auf maritimem Gebiet, und eine Nation mag darin die andere gern zu überflügeln suchen. England hat allerdings auf dem Ozean große Vorteile über Frankreich; aber Frankreich hat nicht minder große im Mittelländischen Meer über England, und gerade in dieser Machtverteilung der zwei ersten handeltreibenden Nationen Europas liegt der beste Sporn zu gegenseitiger Racheiferung, die auch den übrigen Vändern zu gute käme.

Ich habe dabei vorzugsweise die kommerziellen Interessen im Auge; denn ich halte nun einmal an dem Glauben fest, daß Vernunft und Einsicht früher oder später dahin gelangen werden, die Flotten nicht bloß von einem kriegerischen und zerstörenden Gesichtspunkte aus zu betrachten. Ja, ich gebe mich sogar der Hoffnung hin, daß eine Zeit kommen wird, wo dieser Gesichtspunkt fernab liegt, und wo die Flotten nur dazu dienen werden, die Erzeugnisse der verschiedenen Länder auszutauschen und ihre Bewohner zu einem regen, friedlichen Wettbewerb nach allen Richtungen hin anzufeuern, um auf diese Weise zu der allgemeinen Wohlfahrt der Menschheit jegensreich beizutragen.

Es mag viel Utopisches in diesen Ideen liegen, und sie sollen auch nur einen persönlichen Wunsch und eine individuelle Ansicht aussprechen; aber man möge sie doch auch nicht als bloße phantastische Grillen ansehen. Was kann überhaupt der Mensch in seinem kurzen Leben mehr verlangen, als das Gute und Wünschenswerte im Fluge zu ergreifen, um es zu genießen und sich daran zu erfreuen? So tauchen auch politische Gedanken auf; sie erscheinen leicht faßlich, zweckdienlich und naturgemäß; sie fordern keine großen Opfer und bieten dagegen Nutzen und Vorteil — dann soll man diese Gedanken auch willkommen heißen, und wenn das nicht, so doch diejenigen nicht tadeln, die ihre stillen Hoffnungen daran knüpfen.

Ich meinerseits werde darin noch bestärkt, wenn ich auf entlegenere Epochen unserer Geschichte zurückblicke, z. B. auf die Zeit der Kreuzzüge. Da war Europa wirklich ganz auf dem Wege dieser Ideen. Der Handel mit Asien, dem reichsten Lande der Alten Welt, war jedenfalls bei vielen Fürsten Europas die geheime Triebfeder zu den Kriegen gegen die Ungläubigen in Palästina, Aegypten und Arabien. Die Religion diente dieser Politik mehrfach als Vorwand, und man schmeichelte sich schon mit glänzenden Hoffnungen. Hätte man die anfäng-

lichen Erfolge besser auszubenten verstanden, so wäre es gar nicht so schwer gewesen, einige europäische Kolonien an der ägyptischen und syrischen Küste zu gründen. Und damals hätte Frankreich durch seine Macht und durch seine geographische Lage ganz andere Vorteile erringen können, als später bei der Entdeckung Amerikas. In unseren Tagen, wo es keine Religionskriege mehr giebt, könnte man die Mächte des Orients leicht für große Handelsverbindungen gewinnen, deren Nutzen ihnen bald einleuchten würde.

Deshalb habe ich auch in einer Epoche meines Lebens, wo ich die Geschichte Frankreichs leitete, und zwar bei Abfassung des Vertrages von Amiens¹⁾, einen Artikel in denselben hineingesetzt, der sich auf die Kolonisation an der afrikanischen Küste bezog. Wenn meine Vorschläge Anklang gefunden hätten, so würde man nicht den Rest der tapferen ägyptischen Armee dem nutzlosen Kampf um die Wiedereroberung San Domingos geopfert, sondern sie besser auf die Vernichtung der barbarischen Raubstaaten verwendet haben. Dann hätte man es in der Hand gehabt, französische Kolonien an der Nordküste Afrikas zu gründen und dadurch das verderbliche Kontinentalsystem zu umgehen.

Auch eine andere bemerkenswerte Erwägung, die sich mir aufdrängt, will ich hier nicht verschweigen. Noch ist die Zeit für die nordamerikanische Union zu kurz gewesen, um sich eine feste Stellung in der politischen Staatenordnung zu erwerben; hat sie dieselbe aber eines Tages erlangt, so würde es dann erst recht wichtig sein, wenn Frankreich inzwischen seinen Länderbesitz und seinen Einfluß in der Alten Welt vermehrt hätte, um dadurch der allzustarken Auswanderung nach Amerika

¹⁾ Der Vertrag von Amiens (1. Oktober 1801) garantierte die Unabhängigkeit Maltas, und ein Artikel desselben schloß die Raubstaaten von der Benutzung des Freihafens der Insel aus, bis dieselben ihre Freibeuterei auf dem Mittelmeer eingestellt und den christlichen Mächten die nötigen Bürgschaften dafür gegeben. Diesen Artikel wird Talleyrand gemeint haben.

vorzubeugen. Denn schon jetzt zieht es die Menschen massenhaft aus der Alten nach der Neuen Welt hinüber, und der Zug nach dem Westen wird immer bedeutender werden.

Ich wundere mich, daß die Philosophen unserer Tage diese Frage nicht längst ernsthaft in Betracht gezogen haben. Sie berührt doch ganz ihr Gebiet; schon die Sklavenfrage hätte sie darauf hinweisen müssen. Vielleicht irre ich mich auch, wie ich mir überhaupt oft nicht recht klar bin, wenn ich auf die Philosophen zu sprechen komme. Ich gebrauche den Ausdruck, wie man andere allgemeine Ausdrücke gebraucht, wenn der bestimmte konkrete fehlt, wie man etwa „Natur“ sagt, wobei man sich auch alles mögliche denken und vorstellen kann. Aber die Philosophen haben unleugbar in unserer Zeit großen Einfluß, den auch ich anerkenne, und so will ich denn einmal hier kurz und ehrlich sagen, was ich unter den Philosophen des XVIII. Jahrhunderts verstehe.

Wenn sie eine bloße Sekte wären, so könnte man ihre Doktrin leicht begreifen, aber die moderne Philosophie hat mit dem Sektenwesen nichts gemein. Deisten und Atheisten gehören eigentlich schon nicht mehr unserer Zeit an. Geht man der Sache auf den Grund, so wird man finden, daß alle Sekten politischer Natur, und daß sie durch den Geist der Freiheit und Unabhängigkeit hervorgerufen sind. Dieser Geist, von der Verfassung und den Gesetzen in Schranken gehalten, durchbrach dieselben und nahm dafür als Vorwand die Religion. Unzweifelhaft gab die Opposition gegen die bestehende Regierung immer den ersten Anstoß zur Bildung neuer Doktrinen, die sich dann unter verschiedenen Modifikationen weiter verbreiteten. Die sonstigen physischen und moralischen Ursachen sind immer untergeordneter Art.

In England, wo die politische Freiheit fest in der Staatsverfassung begründet ist, giebt es zahlreiche Sekten, die aber nicht weiter gefährlich sind.

In Deutschland, unter den vielen einzelnen und oft sehr verschiedenen Regierungen, ist seit Luther und Calvin der Geist der Reformation vorherrschend und würde wohl noch weiter um sich gegriffen haben, wenn die Regierungen nicht, erschreckt durch die französische Revolution, die Neuerer zu Paaren getrieben hätten. Was sich dort an Sekten findet, ist einfach lächerlich, (Frau von Krüdener¹⁾) mit eingerechnet.

Von Spanien und Portugal rede ich in Bezug auf Philosophie und Wissenschaft nicht, weil diese beiden Länder vom XV. Jahrhundert an stabil geblieben sind.

In Frankreich, wo der Geist der exakten Wissenschaften ein so großes Übergewicht gewonnen hat, betrachtete man von jeher die Sekten mit Geringschätzung. Die philosophischen Systeme eines Bacon, Locke und Newton, die von Laplace noch erweitert wurden, ließen phantastische Gebilde nicht aufkommen, sondern befaßten sich mit der Realität der Dinge.

Montaigne, ein Moralphilosoph, aber ein Gegner des politischen und religiösen Treibens, bekannte sich zu keiner der alten Schulen, gründete aber auch keine neue. Er prüfte die Ansichten anderer, doch Zweifel und Gleichgültigkeit verhinderten ihn, auch nur eine einzige zu der seinigen zu machen.

Sein Zeitgenosse Rabelais, ein humoristischer Spötter, dabei derb und drollig, bekämpfte alle Vorurteile, aber auch zugleich alle religiösen Überzeugungen.

Solche Philosophen konnten nicht wohl die Begründer einer neuen Schule sein. Ihr Skepticismus, den sie in alles hinein-

¹⁾ Juliane von Vietinghoff, geb. 1736 zu Riga, vermählte man schon in ihrem 14. Jahre mit einem durch edle Gesinnung und gründliches Wissen ausgezeichneten Pöhländer, dem Freiherrn von Krüdener (geb. 1744), einem russischen Gesandten. Sie führte ein sehr bewegtes Leben, welches die Trennung von ihrem Gatten zur Folge hatte. Später warf sie sich ganz dem Pietismus in die Arme und beschäftigte sich nur mit der Bekehrung der Sünder. Der Kaiser Alexander von Rußland lernte sie i. J. 1814 kennen und geriet ganz unter ihren Einfluß. Sie bereiste Deutschland und die Schweiz, überall predigend und bekehrend, wurde dabei aber sehr oft ausgewiesen. Sie starb i. J. 1824.

trugen, ist schuld an so vielen Begriffsverwirrungen des vorigen Jahrhunderts. Deshalb haben auch diejenigen Schriftsteller, die ihnen am nächsten kamen, keinerlei feste Doktrinen aufgestellt. Zweifel und Sektengeist stehen einander diametral gegenüber.

Der letztere ist weniger verderblich; denn er bemächtigt sich nur der einzelnen Individuen, und die geistige Beweglichkeit des französischen Volkes gestattet solchen Ansichten keine dauernde Herrschaft. Der Zweifel breitet sich im Gegenteil immer weiter aus und setzt sich dann fest. Es ist ja auch so bequem, sich zu ihm zu bekennen. Das Licht ist niemals hell genug für ihn, und darin liegt eben die Gefahr, wenn er das Endresultat des Denkens ist. Ist aber der Zweifel der Ausgangspunkt desselben, so meidet man jedes vorschnelle Urteil; man betrachtet genau die Wirkungen, um nach und nach zu den Ursachen zu gelangen, von da geht man weiter und weiter, von der reinen Abstraktion zu den Naturerscheinungen, von da zu den Entdeckungen und endlich zu den Wahrheiten.

Auch diese Methode ist erst im XVIII. Jahrhundert vollständig zur Geltung und Annahme gelangt; denn bis dahin herrschte in Frankreich die Philosophie des Cartesius. Alle gelehrten Schulen, die Akademie der Wissenschaften, selbst Fontenelle und Mairan hatten sie angenommen. Vielleicht bin ich der einzige, der sich erinnert, daß im Collège d'Harcourt unser Professor der Philosophie, Herr Duval, der später Rektor der Universität wurde, eine kleine Broschüre gegen Newton verfaßt hatte. Maupertuis¹⁾, d'Alembert, Clairault und Voltaire,

1) Moreau de Maupertuis, geb. 1697 zu Saint-Malo, war zuerst Kavallerieoffizier und wandte sich später den Wissenschaften zu (1723). Sein Ruf und seine Talente lenkten 1736 auf ihn die Wahl, an die Spitze der Akademiker zu treten, um an einer Nordpolexpedition teilzunehmen. Auf eine Einladung Friedrichs II. begab er sich 1740 nach Berlin, wo ihn der König zum Präsidenten der dortigen Akademie ernannte. In litterarischen Fehden mit Voltaire verwickelt, kehrte er nach Frankreich zurück und starb in Basel i. J. 1759. — Alexis Clairault, berühmter Astronom und Mathematiker (1713—1765).

damals noch ganz junge Leute, waren die ersten Apostel des Newtonschen Systems, und sie waren es auch, welche die Methode Bacons den Wissenschaften zu Grunde legten, die soviel zur Aufklärung beigetragen hat. Das ist die glänzende Seite der Philosophie des XVIII. Jahrhunderts, die nur leider durch ihren schlechten Einfluß auf die Moral und auf alle moralischen Doktrinen stark verdunkelt wird.

Voltaire hat, meiner Ansicht nach, den Charakter und die Mission des wahren Philosophen mit den folgenden Worten sehr treffend geschildert:

„Der Philosoph ist schlicht, ruhig, neidlos und ohne Ehrgeiz; er lebt seinen Gedanken in stiller Zurückgezogenheit, fern von dem lärmenden Treiben und den Intriguen der Außenwelt; er hat ein sanftes und mitleidvolles Herz; in seiner reinen Hand hält er die Fackel zur Erleuchtung der Menschheit; niemals und nirgends hat er mit ihr ein wildes, verzehrendes Feuer entfacht; seine Stimme ist nicht laut und gewaltig; aber man vernimmt dennoch sein eindringliches Wort: „Verehrt Gott, gehorcht den Königen und liebt eure Nebenmenschen!“

Diese schöne und edle Charakteristik der Philosophie findet sich in allen Werken von Locke, Montesquieu und Cavendish¹⁾. Diese wahrhaft weisen Männer, die auch in ihren kühnsten Schlüssen nie zu weit gingen, haben stets die ewigen Grundpfeiler der menschlichen Moral nicht allein in hohen Ehren gehalten, sondern sind oft dafür eingetreten. Von ihren Schülern haben freilich manche aus mißverstandenen Eifer die sociale Ordnung untergraben.

Als man im römischen Senat über die Mitverschworenen Catilinas zu Gericht saß, erhob sich Cäsar und hielt eine Rede, die man sehr gut einem Philosophen des XVIII. Jahr-

¹⁾ Henry Cavendish, bedeutender englischer Physiker und Mathematiker 1731—1810.

hundreds in den Mund legen könnte; er stellte ganz abstrakte Principien auf, um aus ihnen politische Schlüsse zu ziehen, sprach dann lang und breit über die Natur der Seele und bekannte sich schließlich offen zur Schule der Epikureer. Cato und Cicero erhoben sich entrüstet und erklärten laut vor dem versammelten Senat, daß Cäsar eine Doktrin entwickelt habe, die sowohl der Republik wie dem gesamten Menschengeschlecht höchst verderblich sei. Und diese selbe Doktrin, welche jene großen Staatsmänner in ihrer Weisheit anklagten und warfen, wurde bei uns im vorigen Jahrhundert öffentlich gelehrt. Unter dem Vorwande, den Aberglauben und den Fanatismus auszurotten, der eigentlich nur in ihren eigenen Köpfen spukte, haben die Philosophen Helvetius¹⁾, Condorcet, Raynal und der Baron Holbach durch ihre Schriften alle Bande der politischen und sittlichen Ordnung gelöst. Welch unsinnige Vermessenheit, die Welt durch Abstraktionen, Analysen, durch die schwankenden Begriffe von Freiheit und Gleichheit und durch eine rein metaphysische Moral regieren zu wollen! Die beklagenswerten Folgen dieser Hirngespinnste haben wir selbst erlebt.

Wenn das die Resultate der Naturphilosophie sind, die uns nur hohle Theorien bieten können, so halte ich es mit dem ehrlichen Lafontaine, der dem Gärtner in einer seiner Fabeln zuruft:

„Gieb mir dein Messer, du richtest ja doch nur Schaden damit an.“

¹⁾ Adrien Helvetius, geb. 1715 in Paris, erhielt schon im 28. Jahre das Amt eines Generalsteuereintnehmers und widmete sich ganz der Philosophie. Sein Hauptwerk „de l'esprit“ wurde vom Papsi, von der Sorbonne und vom Parlament verurteilt. Er starb i. J. 1771. — Der Marquis von Condorcet, gleichfalls philosophischer Schriftsteller, geb. i. J. 1743, wurde schon im 28. Jahre Mitglied der Akademie und warf sich später ganz der Revolution in die Arme. Nach der Hinrichtung der Girondisten wurde er ebenfalls eingekerkert und brachte sich durch Gift ums Leben (1794). — Der Baron von Holbach, geb. i. J. 1723 zu Heideisheim in der Rheinpfalz, kam früh nach Paris und schloß sich den zügellosesten Philosophen an. Er vertrat öffentlich den krassesten Atheismus; sein Werk „Systeme de la nature“, wurde selbst von Voltaire und Friedrich II. verworfen. Er starb i. J. 1789.

Eure Analyse mag den Geist aufklären, aber sie löscht die Wärme des Herzens aus; sie vertrocknet die Gefühle und verdirbt Phantasie und Geschmack.

Condillac¹⁾, euer großes Drakel, hat einmal selbst gesagt: „Nichts verdirbt den guten Geschmack mehr als die Philosophie; es ist dies eine Wahrheit, die meinen Händen entschlüpft.“ Schade, daß er seine Hände nicht noch länger offen gehalten, es wären ihm vielleicht noch mehr Wahrheiten entschlüpft, mit denen man heute seine Lehren bekämpft.

Der wesentliche Charakter der Philosophie des XVIII. Jahrhunderts ist also die Analyse; sie kann nützlich sein, wenn sie sich auf die physikalischen Wissenschaften beschränkt; sie ist aber ungenügend, wenn man sie auf die Moral, und verderblich, wenn man sie auf die sociale Ordnung anwendet.

Ich komme nun auf die Nationalökonomien unter den Philosophen, die zu wichtig sind, um sie mit Stillschweigen zu übergehen.

Sie gehörten einer Gruppe von Philosophen an, die sich nur mit der praktischen Verwaltung des Landes beschäftigten und den Mitteln, dieselben zu verbessern. Sie teilten sich in zwei Parteien: die eine sah in der Landwirtschaft die alleinige Quelle aller Reichtümer, und nannte die industriellen und kommerziellen Unternehmungen nutzlos, „steril“, weil sie die Produkte des Ackerbaues nur in veränderter Form zum Austausch brächten. Ihre Doktrin benennt sich die Doktrin der direkten Produktion und ist in einem landwirtschaftlichen Programm niedergelegt²⁾.

Der Grundgedanke dieses Programms ist die richtige Verteilung aller Bodenerzeugnisse, als der Summe des National-

1) Etienne du Condillac, geb. i. J. 1715 zu Grenoble, trat in den geistlichen Stand, dessen Funktionen er aber niemals ausübte. Wurde Erzieher des Prinzen von Parma, eines Neffen Ludwigs XV. Durch seine philosophischen Schriften ist er der wichtigste Vertreter des Sensualismus.

2) Das sogenannte Tableau économique, ökonomisches, auch phytokratisches System, von Quesnay (1694—1774), dem Leibarzt Ludwigs XV., begründet.

vermögens, und die Folge dieser Theorie ist die Grundsteuer, als einzige rechtmäßige und logische Abgabe.

Die Anhänger dieses Systems verlangen vollständige Handelsfreiheit; und das ist zugleich der Punkt, in welchem sie mit der zweiten Partei übereinstimmen. Sonst verwerfen sie das ökonomische System und die Annahme der sterilen Klassen, halten also an dem sogenannten Merkantilssystem fest. In Bezug auf die Steuern wollen sie nur eine Reform, d. h. eine gerechtere Verteilung derselben.

Die Regierung wollte von beiden Parteien nichts wissen und den Status quo beibehalten, und zwar schon deshalb, weil sie in der Steuerreform eine Verminderung der Staatseinnahmen befürchtete. Auch keine Erhöhung der Steuern wagte sie in Vorschlag zu bringen, nur, um das bestehende System nicht anzutasten. So einseitige und beschränkte Gesichtspunkte führten notwendig zum Prohibitivsystem.

Man wußte damals noch gar nicht, daß die eigentliche praktische Finanz- und Verwaltungswissenschaft auf einigen unumstößlichen Grundsätzen der Nationalökonomie, verbunden mit einer richtigen Benutzung des öffentlichen Credits, beruht. Der Minister Turgot schien aber doch bei Gründung der Diskontobank den Wert und die Bedeutung dieser Allianz begriffen zu haben; denn er wollte durch die Bank der Industrie aufhelfen und zugleich den Preis des Geldes möglichst billig stellen; weiter ist er aber nicht gekommen. Die moderne Kunst, dem Staat ohne Steuererhöhung und ohne außerordentliche Auflagen Gelder zu einem niedrigen Prozentsatz zu verschaffen und dann die Lasten auf eine Reihe von Jahren zu verteilen, war ihm noch unbekannt, oder wenn er sie kannte, so befürchtete er, durch ihre Anwendung Verlegenheiten für die Zukunft hervorzurufen, die bei der oberflächlichen Verwaltungsmethode der Regierung sogar gefährlich hätte werden können. Übrigens widerstrebte auch ein beständiges Anleihen auf der einen und

ein beständiges Rückzahlen auf der anderen Seite den Grundprincipien der Nationalökonomie. Denn beides ist ein Eingriff in die regelmäßigen Staatseinkünfte, deren Verwendung schon im voraus bestimmt festgesetzt ist. Man müßte also neue Verbrauchssteuern schaffen, und zwar solche, die auf die feineren Lebensbedürfnisse gelegt werden und diejenigen treffen, die sich in einem gewissen Wohlstande, oder im Ueberfluß befinden. In dieser Kategorie bemessen sich die Bedürfnisse nach dem Vermögen eines jeden, und wenn dieselben zu bedeutend werden, so wird man seine Zuflucht in einer größeren Ausdehnung der industriellen Unternehmungen suchen, die ins unendliche gehen können, und wobei die Finanzen des Staates vielleicht nicht einmal ihre Rechnung fänden.

Dieser Gegenstand ist so reichhaltig, daß ich denselben gern noch weiter entwickeln möchte, zumal er einen ganz besonderen Reiz für mich hat. Er erinnert mich an so vieles, das ich dem Verkehr mit einem bedeutenden Manne und seinen Schriften verdanke, dessen vollen Wert uns die Engländer begreiflich gemacht haben. Ich meine den bereits obenerwähnten Genfer Banquier Panchaud, der unzählige Male dem Minister Calonne und auch den Herren von Meilhan, Foulon und Louis¹⁾ und ebenfalls mir selbst gesagt hat: „Bei dem augenblicklichen Zustand Europas wird dasjenige der beiden Länder, Frankreich oder England, das am besten meinen vorgeschlagenen Amortisationsplan befolgt, das Ende des anderen sehen.“ England verwirklichte den Plan und stand dreißig Jahre lang an der Spitze der europäischen Finanzen.

¹⁾ Louis Dominique, den man immer den Baron Louis nannte. geb. zu Paris i. J. 1757, anfangs für den geistlichen Stand bestimmt, war mit Talleyrand sehr befreundet. Er assistierte ihm auch bei der Föderationsmesse auf dem Marsfelde (14. Juli 1790). Gesandter in Dänemark, wanderte er aus und kehrte unter dem Consulat zurück. Staatsrat (1811), Finanzminister (1814—1818). J. J. 1822 wegen seiner liberalen Gesinnungen aller seiner Ämter entsetzt, wurde er i. J. 1831 noch einmal Finanzminister und starb als Pair von Frankreich i. J. 1837.

Panchoud war jedenfalls ein außerordentlicher Mann, von lebhaftem Geist, sehr unterrichtet und hatte dabei einen scharfen Verstand. Auch besaß er eine vielseitige Rednergabe, mit einem Wort, er war ein wirkliches Genie. Von seinem edlen Charakter, von seiner Liebenswürdigkeit und von seinem Humor könnte ich noch viel erzählen, doch ich darf nicht zu lang werden.

Ich weise jetzt auf das zurück, was ich oben vom Klerus gesagt habe; man wird dann um so leichter verstehen, welcher Geist bereits alle übrigen Klassen und gesellschaftlichen Kreise des Staates durchdrungen hatte. Wie mit dem Klerus, so war es auch mit der Magistratur, die durch ihre weltliche Stellung einen vielleicht noch direkteren Einfluß auf die Menge ausübt. Dieser Einfluß ist nach allen Richtungen des socialen Lebens verbreitet; er verbürgt die Sicherheit der Personen und des Eigentums und ist dabei mit einer imposanten Machtvollkommenheit bekleidet; was mithin die Magistratur angreift und bekämpft, wird auch im Volksbewußtsein keine Sympathie mehr finden.

Die neuen Ideen hatten aber längst bei den jüngeren Parlamentsmitgliedern Eingang und Anklang gefunden. Wer die königliche Autorität noch verteidigte, galt für feig und jervil. Die geringe Majorität, welche der Präsident d'Aligre¹⁾ noch zu Gunsten des Hofes zusammenhielt, wurde von Tag zu Tag schwächer und ging ganz verloren, als die Minister Calonne und Breteuil sich entzweiten. Vergebens wurde der

1) François d'Aligre stammt aus Chartres, und zwar aus einer alten Magistratsfamilie (famille de robe). Erster Präsident des Pariser Parlaments von 1768—1780, wo er seine Demission gab. Er ging später nach England und dann nach Braunschweig, wo er i. J. 1798 starb. — Armand de Mirmeuil, geb. 1723, Erster Präsident des Parlaments von Rouen (1755), Justizminister und Großsiegelbewahrer unter Ludwig XVI. (1774—1787), starb auf seinem Schloß in der Normandie i. J. 1796. — Graf François de Mercy-d'Argenton, österreichischer Botschafter in Paris während der ganzen Regierungszeit Ludwigs XVI. Von 1789 an betrieb er sehr eifrig die Intervention der ausländischen Mächte zu Gunsten der königlichen Familie. Er starb i. J. 1794. Später erschien sein Briefwechsel mit der Königin Marie Antoinette und mit der Kaiserin Maria Theresia.

Präsident bei den Abstimmungen von dem Justizminister Miromesnil und von dem österreichischen Botschafter, dem Grafen Merck, hinter dem die Königin stand, unterstützt; er sah trotzdem seine Partei von dem Augenblick an unterliegen, wo er dem Generalkontrolleur der Finanzen den Krieg erklärte.

Das erste bedeutende Ereignis, wo sich diese Niederlage zeigte, betraf noch dazu die Person der Königin selbst. Die Berater und Freunde dieser unglücklichen Fürstin hatten in allzugroßem und jedenfalls verkehrtem Eifer den Gerichten eine Angelegenheit übergeben, die unter dem Namen der Halsbandgeschichte eine traurige Berühmtheit erlangt hat, und die man weit besser in ihrer Entstehung hätte verschweigen sollen¹⁾. Das Urtheil des Pariser Parlaments machte auf die Königin einen äußerst schmerzlichen Eindruck und zeigte ihr deutlich, welchen Personen sie ihr Vertrauen geschenkt. Leider hatte diese bittere Lehre keine dauernde Wirkung. Die Umgebung der Königin blieb dieselbe; der Minister Breteuil und der Erzbischof von Toulouse behielten nach wie vor ihren Einfluß, und die Königin selbst, die sich auch bald den gewohnten Zerstreuungen des Hoflebens wieder hingab, begnügte sich, von

1) Diese weltbekannte Geschichte gab dem Ansehen und dem Ruf der Königin, obwohl dieselbe dabei völlig unschuldig war, einen unwiederbringlichen Stoß. Der Hofjuwelier Böhmer hatte ihr ein prächtiges und überaus kostbares Halsband, im Werte von 1½ Millionen Livres, zum Kauf angeboten, war jedoch wegen des hohen Preises abschläglich beschieden worden. Eine vornehme, aber leichtfertige Dame, die Gräfin de la Motte-Balois, wollte sich das Halsband aneignen und spiegelte dem Kardinal Rohan, einem stillen Verehrer der Königin, vor, daß dieselbe den Schmuck gern besitzen möchte, aber die hohen Kosten und das damit verbundene Aufsehen scheue und deshalb ihn, den Kardinal, bäte, das Halsband im stillen für sie auf Kredit zu kaufen. Dies geschah, und der Kardinal gab es der Gräfin, um es der Königin zu überreichen. Die Gräfin verkaufte die Steine mit ihren Helfershelfern nach London, und als Böhmer später auf Bezahlung drang, kam die ganze unsaubere Intrigue an den Tag. Der Kardinal und die Gräfin wurden arretiert, und das Pariser Parlament wurde mit der Instruktion des Prozesses beauftragt. Dieses sprach den Kardinal frei, verurteilte nur die Gräfin, und ließ sogar in seinem Urtheilspruch einen Zweifel an der Unschuld der Königin durchblicken.

dem Abbé Georgel¹⁾ verächtlich zu sprechen und ebenso von den Herren Fréteau, Louis und de Cabre und drohte allen Personen mit ihrer Ungnade, die mit der Gräfin Brionne und ihren Töchtern noch länger Umgang pflegen würden. Die Gräfin war eine Cousine des Cardinals Rohan und hatte sich seiner Sache mit großer Wärme angenommen. Da ich nun mit jenen Damen sehr befreundet war, so zürnte mir die Königin, was ich gar bald an allerlei kleinen Hindernissen merkte, die man mir, in meiner Stellung und in meinen Plänen weiter emporzukommen, in den Weg legte. Die Güte der Gräfin und auch die Freundschaft ihrer Verwandten, der Prinzessinnen von Carignan und von Lothringen, entschädigten mich übrigens so reichlich für mein kleines Mißgeschick bei Hofe, daß mir gerade jene Zeit die angenehmsten und liebsten Erinnerungen zurückgelassen hat. Auch darüber tröstete ich mich bald, als ich erfuhr, daß die Königin meine Ernennung zum Cardinal hintertrieben hatte, die ich dem Wohlwollen des Königs von Schweden, Gustav III.²⁾ verdankte. Sie veranlaßte nämlich den österreichischen Gesandten, durch das Wiener Kabinett gegen die Ernennung eines französischen Bischofs zum

1) Der Abbé François Georgel, geb. 1731, war zuerst Professor in Straßburg und begleitete dann den Cardinal Rohan als Botschaftssekretär nach Wien. In der Halsbandgeschichte leistete er ihm wichtige Dienste, indem er dessen Papiere verbrannte und auch seine Verteidigungsschrift verfaßte. Er wanderte i. J. 1793 aus und wurde nach seiner Rückkehr Generalvikar der Vogesen. Er starb i. J. 1818 und hat interessante Memoiren hinterlassen. — Emanuel Fréteau de Saint-Just, geb. 1745, nahm gleichfalls offene Partei für den Cardinal und wurde später einer der wildesten Revolutionsmänner und ein Hauptvertreter der Schreckensherrschaft. Der Sturz Robespierres zog auch den seinen nach sich, und am 14. Juli 1794 wurde er guillotiniert. — Der Abbé de Cabre war Gesandtschaftssekretär in Turin, später franz. Gesandter in Sütich und Petersburg. Er schloß sich der Revolution an, entging aber dem Schafott und starb i. J. 1816.

2) Gustav III., geb. 1746, folgte seinem Vater Adolf Friedrich i. J. 1771. Er wurde i. J. 1792 in Folge einer Verschwörung des Adels ermordet. Auf einer Reise durch Italien kam der König auch nach Rom, wo der Papst Pius VI. ihn mit großer Auszeichnung empfing und ihm die Cardinalswürde für Talleyrand, den damaligen Bischof von Autun, versprach, den Gustav III. sehr schätzte.

(Anmerkung des Herrn von Bacourt.)

Kardinal zu protestieren, bevor nicht die sogen. Kronkardinäle ernannt seien¹⁾. Dadurch wurde meine Ernennung vorderhand aufgeschoben, und wer weiß, was aus dem mir bestimmten Kardinalshut geworden ist; vielleicht hat er gar später mit einigen französischen Festungen Bekanntschaft gemacht.

Der neue Geist, der in das Parlament eingezogen war, hatte alle Mitglieder untereinander veruneinigt, und Streit und Intriguen waren an der Tagesordnung. Die Minister Calonne, Necker und Breteuil hatten jeder ihre Partei, die sich beständig gegenseitig angriffen. Dadurch löste sich die hohe Körpererschaft mehr und mehr von der königlichen Autorität los, mit welcher sie in den guten Zeiten der Monarchie so eng verbunden gewesen. Der frühere Corpsgeist existierte längst nicht mehr, und die Generalstaaten sind der deutlichste Beweis dafür. Die stets widerstreitenden Meinungen beunruhigten die Regierung jedesmal, wenn sie ein neues Gesetz, das ihr notwendig schien, in Vorschlag brachte.

Calonne ließ sich aber durch diese schlimmen Zustände nicht abhalten, dem Parlament ein Gesetz über einen sehr heißen Gegenstand vorzulegen, von dem er selbst, als Generalkontroleur der Finanzen, nur leider nicht viel verstand.

Das Verhältnis zwischen den Gold- und Silbermünzen aus der Umschmelzung vom Jahre 1726 hatte sich durch den Metallwert des Geldes im Handel sehr geändert. Eine Mark Gold in Barren galt mehr als die daraus geprägten dreißig Louisdor; es war mithin nötig, diesen Unterschied auszugleichen und den Wert des gemünzten Goldes mit dem des Silbers mehr in Einklang zu bringen. Nach dem Gesetz von 1726 stellte

¹⁾ Obwohl dem Papst von jeher das ausschließliche Recht zukam, die Kardinäle zu ernennen, so hatten doch einige katholische Monarchen (die Könige von Frankreich, Spanien und Polen und die Deutschen Kaiser) das Zugeständnis erlangt, eine gewisse Anzahl Kandidaten vorzuschlagen, die dann von Rom einfach bestätigt wurden. Diese Kardinäle hießen Kronkardinäle; sie vertraten zugleich bei der Papstwahl ihre Souveräne.

sich das Verhältnis des Goldes zum Silber wie 1 zu $14^{513/1000}$, oder mit einer ganz kleinen Differenz wie 1 zu $14^{1/2}$. Durch das neue Gesetz sollte nun dies Verhältnis auf 1 zu $15^{477/1000}$, oder auf ungefähr 1 zu $15^{1/2}$ gebracht werden.

Calonne hatte hierin den Rat des Wechselmaklers Madinier befolgt, der sich gewiß sehr gut auf Geldoperationen verstand, aber sehr schlecht auf die Rücksichten, die man der Regierung in solchen Fragen schuldig ist, die nicht sorgfältig genug behandelt werden können. Man mußte vorher dem Publikum durch Zahlen beweisen, daß die Umschmelzung in seinem eigenen Interesse liege und dann einige Zeit verstreichen lassen, um die Wirkung des Vorschlages abzuwarten; alsdann mußte das Publikum selbst die Umschmelzung verlangen. Calonne verdarb aber seine Sache, die im Grunde gut war, durch Überstürzung. Breteuil, Foulon und der kleine Fornier verteilten ein Memorandum nach dem anderen, die der Abbé de Bermond¹⁾ der Königin zukommen ließ, die sie dann ihrerseits dem König zu lesen gab. Das Parlament machte sofort Gegenvorstellungen und bewies dadurch, daß es ihm weit weniger um das Gesetz selbst, als vielmehr darum zu thun war, dem Generalkontrolleur Verlegenheiten zu bereiten. Gesetzlich wurde die vorgeschlagene Umschmelzung durch eine Verringerung des reinen Goldes bei der Komposition der Louisdors zu 24 Livres begründet, um diese dem Silberbarren zu 4 Sechslibresthalern gleichzustellen.

Bei der Umschmelzung vom Jahre 1726 waren nämlich grobe Fehler begangen worden, indem man den gegenseitigen Wert der beiden Metalle zu einander nicht genau genug bestimmt hatte. Die Schätzung war ungefähr um ein Sechstel unter dem

¹⁾ Der Abbé de Bermond, geb. 1735 als Sohn eines Dorfchirurgen, wurde schon im 20. Jahre Doktor der Theologie an der Sorbonne. Der Minister Choiseul sandte ihn 1769 nach Wien als Lehrer der jungen Erzherzogin Marie Antoinette. Er galt viel bei Maria Theresia, und übte auch auf seine frühere Schülerin, als sie Königin von Frankreich geworden war, großen Einfluß aus. Er wanderte aus und starb zu Wien i. J. 1790.

eigentlichen Wert des Goldes angesetzt worden. Die meisten Münzdirektoren hatten freilich diesem Übelstande dadurch abzuhelpfen gesucht, daß sie das Gewicht der Goldstücke etwas verringerten, was aber einen weiteren Übelstand hervorrief, indem nun das Gewicht der Louisdors nicht mehr übereinstimmte. Eine neue Umschmelzung war also durchaus notwendig, und da diese nicht umgangen werden konnte, so wollte man dem Generalkontrolleur wenigstens nicht die Ehre der Uneigennützigkeit lassen. Die Prägung der neuen Goldstücke sollte nämlich erst nach Einlieferung der alten, die natürlich nach ihrem vollen Werte bezahlt wurden, vor sich gehen; aber weil der Einlieferungs-termin ein ziemlich langer war, so behauptete man, der Minister habe ihn deshalb so hinausgeschoben, um inzwischen mit den eingegangenen Geldern auf eigene Hand zu spekulieren und sich dadurch einen unrechtmäßigen Gewinn zu verschaffen. So gut also der Vorschlag Calonnes an sich war, so wurde er doch wegen der Einzelheiten seiner Ausführung scharf bekriftelt. Es war ihm gelungen, das Gleichgewicht der beiden Metallwerte wiederherzustellen; aber da er die Berechnungen der damaligen Reform von 1726 nicht genau kannte, so war er auch jetzt nicht im stande, alle Einwürfe, die ihm hier der Zweifel, dort die Unwissenheit machten, klar und sinnreich zu widerlegen.

Der König, auf seinen Minister Vergennes gestützt, zeigte übrigens bei dieser Gelegenheit einen sehr entschiedenen Willen, und die Gegenvorstellungen des Parlaments waren vergebens. Die Prinzessin Adelaide, die Tante des Königs, konnte nicht einmal das Exil des Intendanten Foulon verhindern, der sich auf eines seiner Güter in Anjou zurückziehen mußte, und als er endlich wieder nach Paris kommen durfte, war er eines der ersten Opfer der Revolution.

Leider hielt nur die Charakterfestigkeit des Königs niemals lange stand, und er wurde durch die Unverträglichkeit seiner Räte untereinander sofort wieder entmutigt. Überall tauchten

immer neue Schwierigkeiten auf; die öffentliche Meinung gewann täglich an Kraft; sie kritisierte und tadelte laut und verlangte ebenso laut ihren eigenen Willen. Sie war längst zu mächtig geworden, um sie zu unterdrücken oder auch nur in die richtigen Bahnen zu leiten; sie trat bereits dicht an die Stufen des Thrones hinan und erklärte dreist und offen, die Minister seien nicht populär — ein ganz neuer, bis dahin nie gebrauchter Ausdruck, der aber in der untergelegten revolutionären Bedeutung eine Beleidigung für die Räte der Krone war, die nur die Achtung und das Vertrauen ihres Monarchen verlangten, und wodurch sich höchstens die republikanische Eitelkeit eines Necker geschmeichelt fühlen konnte.

Die gewöhnlichen Hilfsmittel zur Aufbesserung der Finanzen waren erschöpft; man wußte nicht, wo man noch Reformen hätte einführen können, und doch überstiegen die Ausgaben die Einnahmen um eine enorme Summe. Das Deficit von 1783 betrug mehr als achtzig Millionen. Was auch Necker in seinem Rechenschaftsbericht¹⁾ sagen mochte — als er das Ministerium verließ, betrug es siebenzig Millionen. Jetzt, wo man unparteiisch urteilt, müssen dies selbst seine Anhänger einräumen. Alle Wertpapiere der Generalsteuereinnehmer und der Schatzmeister, die schon in Vorausnahme der Steuern ausgegeben waren, circulierten nur mit außerordentlichen Verlusten. Diejenigen Anleihen Neckers, die keine feste Rente bildeten, sondern mit schneller Rückzahlung verbunden waren, erschöpften den königlichen Schatz aufs äußerste. Diese Rückzahlungen betrugen i. J. 1786 gegen 53 Millionen und mußten noch von Jahr zu Jahr bis 1790 immer höher steigen. Dabei war die Zeit längst vorüber, wo der Staat durch die Fiskusbeamten den Grundbesitz und die Industrie

¹⁾ Der sogenannte *Compte rendu des finances* des Ministers Necker wurde im Januar 1781 veröffentlicht und erregte ein außerordentliches Aufsehen. Es war das erste Mal, daß die finanzielle Lage Frankreichs offen dargelegt wurde, denn bis dahin wußte kein Mensch, wieviel der Staat einnahm und wieviel er ausgab.

mit rücksichtsloser Strenge einschätzen lassen konnte. Viele allzusehr gedrückte Provinzen zahlten schlecht, und niemand wollte mehr Anstellungen, mit welchen eine Kaution verbunden war, annehmen. Das Parlament verweigerte seine Sanction zu jeder neuen Anleihe, die Staatspapiere verloren täglich an Wert, und die Börse von Paris arbeitete und spekulierte nur noch in Privatunternehmungen. Man kaufte und verkaufte die Aktien der Diskontokasse, die Aktien der Ostindischen Compagnie, die Aktien der Pariser Wasserwerke und die der Feuerversicherungsgesellschaften. Und wie immer in den Zeiten großer Finanzkalamitäten, so spielte und spekulierte auch jetzt alle Welt. Die Regierung hatte neue Lotterien ausgeschrieben, die ihr einige Millionen einbrachten; aber auch dieser Notanker war verbraucht.

So sah sich Calonne in allen seinen Finanzoperationen gehemmt und entweder offen angegriffen, oder durch die heimlichen Intriguen des Erzbischofs von Toulouse verdächtigt; er konnte nur noch auf Vergennes und den König rechnen, und doch glaubte er über alle Hindernisse triumphieren zu können, und zwar durch ein neues Auskunftsmittel, das jedenfalls Aufsehen erregen würde. Er faßte nämlich den Entschluß, eine Versammlung der Notabeln¹⁾ einzuberufen, und hoffte, dadurch die Sanction für seine Finanzpläne durch das Parlament zu umgehen und zugleich die öffentliche Meinung wieder für sich zu gewinnen.

Gleich nach der Eröffnung schlug er Provinzialversammlungen im ganzen Königreich vor, alsdann die Aufhebung des Frondienstes, der Maut- und der Wegegeder und verschiedener Hilfssteuern, sämtlich verhaßte Dinge im Lande; ferner eine

¹⁾ Die Versammlung der Notabeln war ein Mittelweg, den der Minister eingeschlagen hatte, um der Einberufung der Generalstaaten auszuweichen. Calonne wollte eine Hilfssteuer auf den Grundbesitz vorschlagen, sah aber den Widerstand des Parlamentes und des Klerus voraus und wollte sich durch die Notabeln indirekt an die Nation wenden.

Berminderung der Salzsteuer und die völlige Freiheit des Kornhandels.

Er vergrößerte somit zunächst das Deficit; denn der Staat verlor durch die oben angeführten Finanzmaßregeln im ganzen gegen 60 bis 80 Millionen, die Calonne aber leicht durch andere Steuern und Abgaben zu ersetzen und sogar auf 110 bis 112 Millionen zu erhöhen dachte.

Fünzig Millionen sollten allein die zwei Zwanzigstel des Ertrages aller liegenden Gründe des gesamten französischen Territoriums aufbringen, wogegen alle bisherigen Privilegien, Gerechtsame und Privatbegünstigungen wegfallen würden. Genau genommen, fügte er hinzu, sei dies übrigens keine neue Steuer, wenigstens nicht für diejenigen, die schon immer die zwei Zwanzigstel bezahlt hätten; sie bezwecke nur eine gerechtere Verteilung der Leistungen und Abschaffung der eingeschlichenen Mißbräuche.

Zwanzig Millionen hoffte er ferner aus der Einführung einer Stempelsteuer zu erzielen und acht Millionen aus einer besseren Verpachtung der Staatsdomänen und einer sorgfältigeren Verwaltung der Staatswäldungen.

Schließlich, um die Regierung von den Rückzahlungen frei zu machen, schlug er eine Anleihe von fünf und zwanzig Millionen vor, die in fünfzehn Jahren amortisiert werden sollte, und auf diese Weise meinte er, einen jährlichen Überschuß von fünfzehn Millionen zu erzielen.

Leider fehlte diesem umfangreichen Finanzplan die Grundlage; denn die Notabeln besaßen keinerlei Vollmachten zu seiner Annahme; sonst war er von großer Tragweite, indem er alle Besitzer von Staatspapieren beruhigte und ihnen zugleich gestattete, sich nach und nach mit den neuen volkswirtschaftlichen Ideen vertraut zu machen, die in den höheren Klassen bereits allgemeine Verbreitung gefunden hatten und mehr und mehr in die großen Massen der Nation eindringen.

Aber der Minister Bergennes war am 13. Februar 1787 gestorben, und der König allein bot eine zu schwache Stütze für einen Minister, der so offenkundig gegen eine Menge von althergebrachten Interessen zu Felde zog.

Auch der Clerus wurde dadurch von einer Steuer betroffen, gegen die er sich durch seine freiwilligen Gaben für immer gesichert glaubte. Er behauptete, daß, wenn er auch nicht den zwanzigsten Sou unter diesem Namen zahle, er dies doch in Wirklichkeit unter dem Namen des Zehnten thue und griff dann noch im allgemeinen die Ertragssteuer an. Calonne war irrthümlicherweise der Meinung, daß die 50 Millionen der Steuer in natura leichter einzutreiben seien, als in barem Gelde; er hatte dies in einem seiner Berichte sehr eingehend entwickelt, denn die Verteilung würde dadurch gerechter, die Willkür würde vermieden und, was die Hauptsache sei, der Steuerpflichtige brauche nicht zu zahlen, wenn er nicht geerntet habe. Die Gegner des Ministers, speciell die Erzbischöfe von Narbonne, Toulouse, Aix und Bordeaux hoben die schwachen Seiten des Gesetzes hervor: daß der Einziehungsmodus große Kosten verursachen würde, daß die Klassifizierung der liegenden Gründe sehr umständlich und schwierig sei, und daß durch die lange Zeit, welche sie erfordere, der Staatsschatz große Verluste erleiden müsse.

Die Notabeln teilten die Ansicht des hohen Clerus, und dieser Teil des neuen Gesetzes wurde abgelehnt.

Eine solche Niederlage zieht oft mehrere nach sich, und so war es hier.

Der Graf von Montmorin¹⁾, der Nachfolger Bergennes', hatte noch wenig Einfluß und wagte kaum, eine eigene Meinung

1) Der Graf Armand von Montmorin, geb. in der Auvergne i. J. 1745, war zuerst Gesandter in Madrid, dann Mitglied der Notabelnversammlung und vorübergehend (1791) Minister des Innern. Später, als Anhänger der konstitutionellen Monarchie, des Hochverrats angeklagt, kam er in den Meserlein des September 1792 ums Leben.

zu haben; Graf Miromesnil, der Justizminister, fand die ganze Reform unflug und gefährlich für die Autorität des Königs, der Baron von Breteuil schwankte hin und her, der Erzbischof von Toulouse wühlte im stillen weiter — und Calonne selbst, der noch nicht allen Mut verloren und in einer Konferenz bei Monsieur, dem ältesten Bruder des Königs, eine glänzende Rede gehalten hatte, gab seinen bisherigen soliden Standpunkt auf und suchte jetzt in den Hofintriguen sein Heil. Der Graf von Artois sprach zu seinen Gunsten beim König, die Herzogin von Polignac that dasselbe bei der Königin, und Herr von Baudreuil schickte ihm sogar schöne Verse, die der Dichter Lebrun¹⁾ auf den Minister gemacht hatte. Aber das alles war in jenen stürmischen Zeiten von keiner Bedeutung. Calonne trat beim König nicht mehr mit der früheren Sicherheit auf, und überdies mußte er die Einberufung der Notabeln zu rechtefertigen suchen, was er nicht konnte. Wenn man sich vor anderen fürchtet und kein Vertrauen mehr zu sich selbst hat, so begeht man Fehler auf Fehler. Ein solcher war die Vertagung der Versammlung während des Osterfestes. Die Notabeln verließen Versailles und verteilten sich unter die Pariser Gesellschaftskreise. Die Oppositionsgedanken, die sie dort verbreiteten und mit welchen sie großen Anklang fanden, beunruhigten den schwachen König, der seit Varennes' Tode keine moralische Stütze mehr hatte. So wurde denn der Minister Calonne entlassen.

Ich weiß nicht, welchen Platz in der langen Ministerliste des XVIII. Jahrhunderts Calonne einnehmen wird; ich kann hier nur sagen, wie er mir persönlich erschienen ist.

¹⁾ Denis Lebrun, geb. 1729, schrieb Oden, Epigramme, Elegien u. s. w., die ihn berühmt machten und ihm den Titel Lebrun-Pindare eintrugen; sonst war er aber von niederer Gesinnung. Nachdem er jahrelang eine Pension von der Königin bezogen, wurde er später einer der wildesten Revolutionsmänner und veranlaßte sogar die Entweihung der Königsgräber von Saint-Denis; auch verlangte er in einer Ode den Tod der Königin. Als offizieller Lohndichter unter dem Kaiserreich, starb er i. J. 1807.

Calonne war ein Mann von glänzenden Geistesgaben und scharfem Verstande; er redete und schrieb sehr gut, immer klar und anziehend; auch besaß er das Talent, sein Wissen gefällig zu machen und das, was er nicht wußte, geschickt zu umgehen. Der Graf von Artois, der Baron Talleyrand¹⁾, der Herzog von Coigny schätzten seine äußeren Formen sehr hoch, weil dieselben zu den ihrigen paßten, und nahmen wieder von seinem geistigen Wesen manches an. Calonne hatte Gemüt und viel Anhänglichkeit an seine Freunde, die er aber mehr mit dem Verstande als mit dem Herzen wählte. Nur seine Eitelkeit verblendete ihn oft, diejenigen für seine Freunde zu halten, denen er irgend eine Gunst erwiesen hatte. Er war unschön von Gesicht, aber von hoher, stattlicher Gestalt; sein Organ war wohl lautend, und wenn er sprach, machten seine belebten Züge einen sehr angenehmen Eindruck. Um in das Ministerium zu gelangen, hatte er sich manches vergeben, und seine Parteigänger taugten nicht viel. Die Menge hielt ihn für einen geistreichen Mann, aber ohne ernste Moralität. Als er Generalkontroleur der Finanzen wurde, hieß es allgemein, er sei wohl sehr fähig und geschickt, aber ruiniert; sein freundliches und zuvorkommendes Wesen gefiel, doch es erweckte kein Vertrauen, denn die ernstesten Leute wollen weniger einen liebenswürdigen als einen fleißigen und umsichtigen Minister, und in dieser letzteren Beziehung bot Calonne keine besondere Garantie. Er schien alles zu leicht zu nehmen und dabei sehr von seiner eigenen Bedeutung überzeugt zu sein, so oberflächlich und vertrauensfelig er im Grunde war. Ich möchte davon ein charakteristisches Beispiel erzählen.

1) Der Baron Louis von Talleyrand, Oheim des Verfassers, geb. i. J. 1738, war französischer Gesandter am sardinischen Hofe und starb i. J. 1799. — Der Herzog Henri von Coigny, geb. i. J. 1737, Generallieutenant und Oberstallmeister des Königs, wanderte i. J. 1791 aus und wurde Generalkapitän in Portugal. Er starb als Marschall von Frankreich und Gouverneur der Invaliden i. J. 1821.

Der König hatte das Dekret, welches die Notabeln berief, unterzeichnet, und Calonne schwelgte im Triumph seines Erfolges. Am nächsten Tage las er uns seine Rede vor, die er im Ministerrath gehalten hatte und empfahl uns die strengste Verschwiegenheit. Das war im September 1786, und am 22. Februar des folgenden Jahres sollte die Eröffnung der Versammlung stattfinden. Acht Tage vor diesem Datum erhielt ich von ihm einen Brief, in welchem er mich bat, die nächste Woche mit ihm in Versailles zuzubringen, und zwar um verschiedene Arbeiten, die er den Notabeln vorlegen wollte, mit ihm durchzusehen. Er fügte hinzu, daß das sämtliche Material in Ordnung sei und nur einer letzten Redaction bedürfe. Ein Gleiches hatte er an den Finanzrath de la Galaizière, an Dupont de Nemours, an den Parlamentsadvokaten Gerbier und noch an drei, vier andere Ministerialbeamte geschrieben. Am nächsten Morgen trafen wir im Kabinett des Ministers zusammen; Calonne übergab uns sofort eine gewaltige Menge von Schriften und Akten, mit dem Bedeuten, wir würden darin alles Nötige finden. Aus dieser so gut wie ganz ungeordneten Masse von Papieren sollten wir nun die Gesetzentwürfe, die Verordnungen und Berichte verfassen, die Calonne acht Tage später der Versammlung vorlegen wollte; er hatte also bis zum 14. Februar so gut wie gar nichts gethan. Wir theilten uns schnell in die große Arbeit; ich schrieb das Memorandum über die neuen Korngesetze, mit Galaizière zusammen den Bericht über die Regulierung der Schulden des Alerus, über die Aufhebung der Maut- und Wegesteuern, und Gerbier verfaß die Abhandlungen mit den nötigen Anmerkungen. So brachten wir in einer Woche die Arbeit zu stande, welche die Nachlässigkeit Calonnes fünf Monate lang aufgeschoben hatte.

Der König, der am liebsten immer mit sich allein zu Rath ging, war schwach genug, seinen Minister fallen zu lassen; er schaute sich nach einem Nachfolger um, der die neuen Vorschläge,

die ihm sehr am Herzen lagen, bei den Notabeln mit mehr Erfolg durchsetzen könnte.

Der Staatsrat von Fourqueux schien ihm dazu die geeignetste Persönlichkeit. Fourqueux war ein schlichter, rechtschaffener Mann, vom besten Rufe, und hatte, was ihn beim König noch besonders empfahl, den Hofintriguen stets fern gestanden. Aber es galt, ihn zur Annahme eines so schwierigen Postens zu gewinnen, und Calonne, schon aus Furcht, daß der König am Ende doch noch den Erzbischof von Toulouse vorziehen werde, bot selbst die Hand dazu. Andere Freunde, unter ihnen Dupont und Turgot, unterstützten ihn, und Fourqueux willigte ein.

Ich erinnere mich noch, wie wir uns in jener Zeit eines Tages bei Calonne befanden, und wie Dupont, ohne sich anmelden zu lassen, atemlos ins Zimmer stürzte und ausrief: „Viktoria! Viktoria! Fourqueux hat angenommen, und geht ganz in die Pläne Calonnes ein!“ Da war es wieder an uns, sich zu verwundern. Der Generalpostmeister Vesmeranges, der zufällig auch gegenwärtig war, benutzte die allgemeine Aufregung, um unbemerkt zu verschwinden. Er fuhr mit seinen besten Extrapostpferden, so schnell er konnte, nach Paris, um die große Nachricht, von der noch kein Mensch etwas wußte, durch einige geschickte Börsenaufträge auszubeuten.

Der neue Generalkontroleur blieb aber nicht lange im Amte; er fand viel Widerspruch und so gut wie gar keine Aufmunterung; er überließ seinen Posten gern dem Erzbischof von Toulouse, schon der Königin zulieb, die ihren Günstling endlich in das Ministerium gebracht sah.

Der Erzbischof war aber weder an Geist noch Charakter den schweren Verwickelungen, in denen sich Frankreich befand, gewachsen. Gleich beim Beginn seiner Verwaltung gab er der öffentlichen Meinung viel zu sehr nach, die, sobald sie diesen Mangel an Festigkeit bemerkte, immer kühner und anspruchsvoller wurde. Von den Notabeln hörte man nichts wie Klagen

und Beschwerden, und alle waren der Ansicht, die Generalstaaten zu berufen, um Ordnung in die zerrütteten Zustände zu bringen. Es war auch wirklich der beste Rat, den sie geben konnten. Alle KonzeSSIONen, die sie möglicherweise gemacht hätten, wären doch erfolglos gewesen, denn sie besaßen dazu gar keine Vollmacht und würden nur an ihrem eigenen Ansehen verloren haben. Jetzt erkannte man auch den großen Fehler, sie überhaupt zu berufen, wenn man nicht im voraus sicher war, etwas durch sie zu erreichen. Die Kompetenz der Parlamente war durch die Notabeln in Frage gestellt, oder richtiger gesagt, sie war annulliert. Und diese Körperschaft erklärte schließlich, sie könne keine neuen Gesetze gutheißen, denn sie sei dazu gar nicht ermächtigt. Man vertagte sie also und rief sie bald darauf wieder zurück; aber sie verharren auf ihren Erklärungen und wurden nun ganz entlassen.

So hatte denn auch dieser neue Ausgleichsversuch zu nichts anderem gedient, als die Schwäche der königlichen Autorität zu zeigen, und man sah sich jetzt vor die Alternative gestellt, entweder allein weiter zu regieren, was wegen des Defizits und der allgemeinen Finanznot im Lande geradezu unmöglich war, oder die Generalstaaten zu berufen. Der Kampf des Erzbischofs von Toulouse mit den Parlamenten ist so bemerkenswert, daß ich denselben in dem zweiten Teil dieser Erinnerungen noch eingehend besprechen werde, wobei der Herzog von Orleans, dessen ganze politische Wirksamkeit mit diesen parlamentarischen Zerwürfnissen eng verbunden ist, die Hauptrolle spielen wird.

Alle Finanzoperationen des Grafen von Brienne (so nannte man den Erzbischof als Minister) mißglückten; es war ihm freilich gelungen, Calonne zu stürzen; aber das war auch alles, und weiter reichte sein Einfluß nicht. Sich selbst wußte er die Kardinalswürde und das reiche Erzbistum von Sens zu verschaffen; seinen Bruder machte er auf kurze Zeit zum Kriegsminister; aber es gelang ihm nicht, weder

durch Furcht, noch durch Gunst, auch nur einen einzigen aufrichtigen Anhänger zu gewinnen. Die Opposition im Innern nahm zu; der Einfluß Frankreichs nach außen hin war vernichtet; man überließ sogar Holland seinem Schicksale, das man doch so gut hätte verteidigen können¹⁾. Der königliche Schatz war leer, der Thron isoliert; man sprach von nichts anderem, als von dem steten Sinken des königlichen Ansehens; und trotzdem behauptete jeder, man regiere noch viel zu viel, obwohl es wohl kaum eine Zeit in Frankreich gegeben hat, wo so wenig, oder doch so zweck- und nutzlos regiert wurde.

Die politische Existenz einer Nation hängt von der gewissenhaften Erfüllung der einem jeden Staatsbürger auferlegten Pflichten ab; geschieht dies nicht, tritt von seiner Seite Lässigkeit oder gar böser Wille ein, so wird die gesellschaftliche Ordnung erschüttert. In dieser Lage befand sich Frankreich, als Brienne an die Spitze der Verwaltung des Landes trat.

Alle Volksklassen hatten sich mit Begeisterung den neuen Ideen zugewendet. Man konnte keine öffentliche Schule, kein Gymnasium mehr betreten, ohne sich sofort davon zu überzeugen. Der gesamte Unterricht, die Lectüre, ja die Schulaufgaben liefen darauf hinaus. Sogar der katholische Clerus, der doch unwandelbar sein mußte, wie sein Dogma, beschäftigte sich lebhaft mit diesen Fragen, und die Protestanten umdrängten den früheren Minister Necke in auffallender Weise. Der Ruf nach den Generalstaaten war die Lösung des Tages. Verschiedene Provinzen, denen seit ihrer Vereinigung mit Frankreich bestimmte Rechte und Privilegien zugesichert waren, wollten die neuen für

¹⁾ Holland hatte i. J. 1747 die Statthalterschaft unter dem Prinzen von Oranien neu organisiert, der sich aber seit 1784 so gut wie machtlos sah. Er suchte Schutz bei England und Preußen, und die Stände verlangten dagegen die Intervention Frankreichs. Aber Brienne war nicht im Stande, eine Armee zusammenzubringen. Der Herzog von Braunschweig rückte an der Spitze eines preussischen Heeres siegreich in Holland ein und stellte die Ordnung, wenigstens vorläufig, wieder her.

das ganze Reich geltenden Verwaltungsmaßregeln nicht anerkennen. Die Parlamente, von denen immer mehr Mitglieder dem Zeitstrom folgten, begaben sich ihrer hundertjährigen Rechte und verlangten gleichfalls wirkliche Volksvertreter.

Und selbst unter den Räten der Krone, die früher keine andere Ehre kannten, als ihrem Herrn zu dienen, waren manche, die jetzt einen solchen Gehorsam erniedrigend fanden und ebenfalls unabhängig sein wollten.

So waren alle Behörden des Staates, von den höchsten bis zu den letzten, ihrer ehemaligen Bestimmung untreu geworden; sie wandelten schon an einem Abgrund, in den sie früher oder später unfehlbar hineinstürzen mußten.

Unter solchen Umständen that der bedrängte, ratlose König seinen persönlichen Gefühlen Gewalt an und rief Necker zurück. Dieser war geschickt genug gewesen, sich durch verschiedene nationalökonomische Schriften, die er überall hin verteilen ließ, in gutem Andenken zu erhalten; vielleicht hätte er auch in weniger schlimmen Zeiten noch manches Gute stiften und den gänzlichen Verfall abwenden können, was ich persönlich nicht glaube, aber i. J. 1788 konnte der König keine unglücklichere Wahl treffen.

Frankreich befand sich in einer großen und allgemeinen Krisis; in einem solchen verhängnisvollen Moment einen Mann an die Spitze der Regierung berufen, einen Ausländer, noch dazu den Bürger eines kleinen Freistaates, der sogar einem anderen Glaubensbekenntnis angehörte, der bei alledem nur mittelmäßig begabt und voll persönlicher Eitelkeit war — das zeugte von großer Verkennung der Verhältnisse und von einem noch größeren Mangel an Menschenkenntnis. Dieser Mann nun, der Schmeichler und Tageshelden um sich dulden mußte, weil sie ihm die Gunst der Massen verschafften, sollte den hochwichtigen Staatsakt vollziehen und die Generalstaaten einberufen. Man wünschte und fürchtete sie zugleich; man hoffte, sie würden

die Gefahr beschwören und ahnte nicht, daß sie selbst die größte Gefahr waren.

Die Generalstaaten bestanden aus den Abgeordneten der drei Stände und mußten von der Nation frei gewählt werden. Von der Wahl hing mithin der Erfolg, im guten oder im bösen Sinne, ab.

Nun lag es auf der Hand, daß alle drei Stände dem Thron unmöglich gefährlich werden konnten, denn sowohl der erste als auch der zweite Stand hielten naturgemäß zu ihm; ein Angriff konnte daher nur vom dritten Stande ausgehen, aber nur dann von Wirkung sein, wenn die beiden anderen vorher unschädlich gemacht wurden. Aus diesem Grunde war auch nur der dritte Stand zu fürchten, und nur gegen ihn galt es, sich zu schützen und zu wappnen. Die beiden ersten Stände hatten kein anderes Ziel, als die Wahrung ihrer legitimen Rechte; sie mußten dafür um so kräftiger eintreten, je stärker die Angriffe des dritten Standes auf dieselben waren. Es galt also, diesen soviel wie möglich zu schwächen und unschädlich zu machen.

Und dazu gab es zwei Mittel.

Man mußte zunächst die Zahl der Deputierten so festsetzen, daß immer nur die ersten und bedeutendsten eines jeden Standes gewählt werden konnten, also einerseits das Wahlrecht und andererseits das Recht des Gewähltwerdens beschränken; auf diese Weise war man sicher, wenigstens in den zwei ersten Ständen den Corpsgeist nicht durch oppositionelle Elemente gefährdet zu sehen, weil im Falle eines Angriffs dann ein Stand für den anderen einträte, so daß selbst bei den Vertretern des dritten Standes die konservativen Gesinnungen über die destruktiven die Oberhand gewinnen würden.

Ein noch besseres Auskunftsmittel wäre es gewesen, aus den beiden ersten Ständen eine Art von Pairie, und zwar aus den Mitgliedern des hohen Klerus und des hohen Adels durch königliche Ernennung zu schaffen, die durch Alter, Reichthum

und Familienglanz darauf den meisten Anspruch gehabt hätten und wenn nur die Mitglieder des dritten Standes frei gewählt worden wären.

Als die Revolution ausgebrochen war, haben viele darüber nachgedacht, wie man ihr wohl am besten hätte vorbeugen können; vor ihrem Ausbruch gab es nur diese zwei Mittel, die ich soeben vorgeschlagen.

Der Minister Necker wollte aber nichts von ihnen wissen; er setzte die Anzahl der zu wählenden Abgeordneten des ersten und zweiten Standes auf je dreihundert fest, was viel zu hoch war, weil man dadurch auch die weniger hohen Kategorien jener beiden Klassen berücksichtigen mußte; da außerdem eine unbegrenzte Wahlfreiheit herrschte, so kamen die Vertreter des hohen Klerus und des hohen Adels natürlich dadurch in die Minderheit. In der dritten Klasse gab es fast nur Advokaten, die bekanntlich durch ihre Profession und die damit verbundene Geistesrichtung sehr gefährlich sind. Der schlimmste von allen Fehlern war aber entschieden der, daß die Anzahl der Mitglieder des dritten Standes mehr betragen sollte, als die der beiden ersten zusammen genommen¹⁾. Diese Konzession konnte nur im Falle einer Fusion aller drei Stände zu einer einzigen Körperschaft von Nutzen sein und selbst, wenn dies geschehen wäre, so würde der dritte Stand noch immer ein absolutes Übergewicht behalten haben.

Eine gewisse Sorglosigkeit in dem Charakter Neckers verhinderte ihn, die volle Tragweite seiner eigenen Vorschläge einzusehen, oder sich gar vor ihr zu fürchten. Er meinte, einen gewaltigen Einfluß auf die Versammlung ausüben zu können, daß namentlich der dritte Stand ihn wie ein Orakel anhören, nur mit seinen Augen sehen, nichts ohne seine Zustimmung thun, also niemals gegen ihn die Waffen kehren würde, die er

¹⁾ Die Generalsstaaten zählten im ganzen 1145 Abgeordnete, und zwar 291 für den Klerus, 270 für den Adel und 584 für den dritten Stand.

selbst ihnen unvorsichtig in die Hand gegeben. Diese Illusion war nur von kurzer Dauer. Herabgestürzt von einer Höhe, auf die ihn einzig und allein seine Eigenliebe gehoben, von welcher aus er sich geschmeichelt hatte, die gewaltige Bewegung der Geister zu leiten und zu beherrschen, fand er nur zu bald Zeit, in stiller Zurückgezogenheit das Unglück zu beklagen, das er nicht hatte herbeiführen wollen, und mit demselben die schrecklichen Verbrechen, die ihn mit Abscheu und Grauen erfüllten, die er vielleicht, wenn er umsichtiger und weniger vermessen gewesen, Frankreich und der Welt hätte ersparen können.

Aber seine Selbstüberschätzung machte ihn völlig unfähig, die eigentliche Quelle zu erkennen, aus welcher die allgemeine Umwälzung in Frankreich hervorgegangen war und die in nichts anderem bestand, als in einer Leidenschaft, die allen Menschen gemeinsam ist: die Eitelkeit. Sie findet sich wohl bei fast allen Völkern, jedoch nicht überall gleich stark und auch oft nur nach einer Richtung hin hervortretend; bei den Franzosen jedoch mischt sie sich in alles, drängt sich in allen Dingen und Angelegenheiten rücksichtslos vor, sowohl bei einzelnen wie bei der Gesamtheit; sie ist vielfach die Ursache der größten Ausschreitungen.

In der französischen Revolution war sie die Haupttriebfeder, zu welcher sich freilich noch andere Leidenschaften gesellten, aber sie war doch immer das vorherrschende Element. Man darf daher mit vollem Recht behaupten, daß die französische Revolution aus Eitelkeit hervorgegangen ist.

In richtige Bahnen geleitet und streng im Zaume gehalten, kann sie ihr Gutes haben; aber dann verdient sie auch diesen Namen nicht mehr, sondern wird zum Patriotismus, zur aufopfernden Hingabe an das Gemeinwohl, zum Nationalstolz. Innerlich begründet ist sie in dem Verlangen nach der Ehre des Vorranges. Man kann diese Ehre für sein Vaterland

beanspruchen, für eine Genossenschaft, zu der man gehört, oder auch für sich allein in seinem Wirkungskreise. Unsinnig ist es aber und verwerflich, diesen Vorrang in allem und jedem zu beanspruchen. Treten nun Ereignisse ein, welche die Mehrheit des Volkes veranlassen, dieses Verlangen auf die socialen Abstufungen und Unterschiede der Gesellschaft zu richten, so ist die unausbleibliche Folge, daß jeder die höhere Stellung und Auszeichnung beansprucht, die nur einem kleinen und bevorzugten Teile der Menschen zukommen, und damit ist die Lösung zu dem Ruf nach politischer Gleichheit gegeben. In einem solchen Zustande befand sich Frankreich kurz vor dem Ausbruch der Revolution; und dies hat der Abbé Sieyès¹⁾ in seiner Schrift über die Privilegien, allerdings von seinem revolutionären Standpunkt aus, sehr deutlich und zutreffend entwickelt.

Frankreich, nominell in drei Stände geteilt, besaß deren in Wirklichkeit nur zwei: den Adel und die Bürgerlichen; der höhere Klerus gehörte der ersteren und der niedere den letzteren an.

Jeder Vorrang in der socialen Ordnung beruht auf den folgenden vier Dingen: auf der Macht, der hohen Geburt, dem Reichthum und dem persönlichen Verdienst.

Als der Cardinal Richelieu und bald nach ihm Ludwig XIII. gestorben waren, sah Ludwig XIV. die ganze politische Macht

¹⁾ Joseph Sieyès, geb. 1748, trat schon als Generalvikar zu Rennes mit den meisten Schriftstellern und Philosophen seiner Zeit in nahe Verbindung. Seine Broschüre über den dritten Stand machte außerordentliches Aufsehen, und er wurde beim Zusammentritt der Generalstaaten zum Präsidenten derselben gewählt. Die Ernennung zum Erzbischof von Paris schlug er aus und wurde i. J. 1792 Präsident des Konvents, wo er für den Tod des Königs stimmte. Unter der Schreckenszeit hielt er sich verborgen und erschien erst i. J. 1795 wieder als Mitglied des Rates der Fünfhundert. Gesandter in Berlin i. J. 1798, wurde er im folgenden Jahre Präsident des Direktoriums. Dort verband er sich mit Bonaparte und unterstützte ihn am 18. Brumaire. Als Zweiter Konsul, reidete er seinen bekannten Verfassungsentwurf ein und wurde durch Cambacérès ersetzt. Er war einer der ersten, der im Senat i. J. 1814 die Absetzung des Kaisers beantragte. Er starb i. J. 1836.

des Landes in seiner Hand vereinigt, und die verschiedenen Stände des Staates waren völlig machtlos. Dagegen brachten Industrie und Handel den bürgerlichen Klassen große Reichtümer, und bedeutende Männer fanden gleichfalls Anerkennung; aber als einziger Vorrang galt nur die hohe Geburt.

Da indes der Adel schon mehrfach käuflich geworden war, so konnte man sich die hohe Geburt für Geld verschaffen; sie wurde dadurch gleichbedeutend mit dem Reichtum.

Die Adelligen selbst hatten sie gleichfalls entwürdigt; denn sie heirateten lieber die Töchter reich gewordener Emporkömmlinge, als ein armes Edelfräulein, deren es damals sehr viele gab. Man schätzte also den Adel nicht allein gering, wenn er arm war, sondern auch noch, wenn er durch eine Mißheirat seinen ursprünglichen Stand verleugnete.

Im Klerus bildeten die hohen kirchlichen Würden und Ämter mit ihrem reichen Einkommen das ausschließliche Vorrecht des Adels. Der untere Klerus, bei weitem der zahlreichere, suchte durch Verdienste das zu erreichen, was ihm durch seine Geburt verschlossen war, und oft mit großem Erfolg.

Der Adel hatte übrigens auch noch seine verschiedenen Rangstufen und Klassenordnungen; es gab einen Offiziers- und einen Magistraturadel, einen Hof- und einen Provinzadel, einen alten und einen neuen und einen sogenannten großen und kleinen Adel; und jeder hielt sich immer höher als derjenige, der sich ihm gleich stellen wollte. Diesen Ansprüchen setzte der Bürgerliche die seinigen entgegen und betrachtete sich schon deshalb als einen kleinen Edelmann, weil er es ja so leicht werden konnte und in Bezug auf Vermögen und geistige Begabung dem Adel ohnehin vielfach überlegen war.

Dieser bewohnte längst nicht mehr seine alten feudalen Ritteritze und führte auch keine Fehden mehr; er suchte auch anderen Umgang, als bloß mit seinesgleichen, oder mit den Waffenbrüdern und Knappen. Eine andere Lebensweise hatte

auch andere Bedürfnisse bei ihm hervorgerufen. Unbeschäftigt und gelangweilt, suchte er sein Heil in allerlei Zerstreuungen und hieß alles willkommen, was ihm dieselben verschaffte. Der reiche und gebildete Bürgerliche, welcher ihn nicht nötig hatte, lebte deswegen mit ihm auf gutem Fuße. Wenn ich daher die gesellschaftlichen Zustände in Frankreich kurz vor der Revolutions-epoche ins Auge faßte, so wollte ich alle heterogenen Elemente derselben schildern und daraus die Widersprüche in den Sitten und Anschauungen zu erklären suchen. Jetzt bin ich zu dem Zeitpunkt gelangt, wo die Forderung nach Gleichheit sich ohne Verhüllung offen und frei zeigen konnte.

Je mehr die Jahrhunderte in der Civilisation fortschreiten, desto häufiger treten Männer in ihnen auf, die durch die Pflege der Wissenschaften und Künste, also durch ihr persönliches Verdienst aus niederem Stande emporkommen und einen bevorzugten Rang einnahmen. Solche Männer wünschen dann auch gesellschaftlich den Höhergeborenen gleichzustehen, die sie geistig so sehr überflügeln, um dadurch zu einer noch größeren Berühmtheit zu gelangen — und so werden sie Apostel der Gleichheit.

Als es noch keinen anderen Reichtum gab wie den Grundbesitz, und als Handel und Industrie noch auf einer niedrigen Stufe standen und nur den Beruf der unteren Klassen bildeten, da schaute der Adel auf sie verächtlich herab; er verletzte dadurch ihr Selbstbewußtsein und rief ihren Haß hervor.

Und das um so mehr, als der Adel noch Privilegien besaß, die ursprünglich berechtigt gewesen, später aber veraltet waren und ungerecht erschienen. Selbst seine Steuern und Abgaben entrichtete der Adel unter einem anderen Namen und in anderer Form, und die unteren Klassen fanden darin gleichfalls einen Grund zu Neid und Unzufriedenheit.

Dies alles trug dazu bei, das Verlangen nach Gleichheit zu nähren und immer stürmischer hervortreten zu lassen.

Ich muß hier noch einmal auf diejenigen Regimenter der französischen Armee hinweisen, die man so leichtfertig und unbedacht an dem nordamerikanischen Freiheitskampfe hatte teilnehmen lassen, und die ganz erfüllt von den neuen Ideen zurückgekehrt waren, um dieselben in ihrem Vaterlande zu verkünden und zur Geltung zu bringen.

Und es war wirklich verhängnisvoll, daß der Marschall Ségur¹⁾ gerade in jener Zeit sich einfallen ließ, alle Offiziersstellen der Armee nur mit Adelligen zu besetzen. Eine Menge von Flugschriften erschien sofort, die eine Verordnung heftig angriffen, die jedem Nichtadeligen eine Laufbahn verschloß, die einen Fabert, einen Chevert und einen Catinat und sovieler andere, die alle von niederer Herkunft gewesen, zu so hohem Ruhm geführt hatte. Weil die unbemittelten Adelligen keine eintägliche, bürgerliche Beschäftigung annehmen durften, so wünschte man sie auf diese Weise zu versorgen, und man hatte, kurzsichtig genug, nur diesen Zweck im Auge gehabt. Aber diese Verordnung, die so rücksichtslos den zufälligen Vorzug der Geburt über das persönliche Verdienst stellte, zumal auf einem Gebiete, wo gerade das letztere ausschließlich in Frage kam, verletzte die öffentliche Meinung in hohem Maße, und die Bürgerlichen sahen darin nicht allein eine Ungerechtigkeit, sondern auch eine Beschimpfung. Man erniedrigte dadurch den gemeinen Soldaten, der ohnehin durch die gelockerte Disciplin auffällig geworden

1) Der Marquis Henri de Ségur, geb. 1724, trat schon mit fünfzehn Jahren in die Armee ein und nahm mit großer Auszeichnung an vielen Schlachten teil. Kriegsminister von 1780—1787, Marschall von Frankreich 1788, entkam er glücklich der Proskription. Der Erste Konsul behandelte ihn sehr ehrenvoll und bewilligte ihm eine Pension. Er starb i. J. 1801. — Abraham Fabert zeichnete sich in allen Kriegen des XVII. Jahrhunderts aus und starb als Marschall von Frankreich i. J. 1662. — François Chevert, geb. 1605, war schon mit elf Jahren Lieutenant und zeichnete sich im böhmischen Feldzuge, besonders bei der Einnahme von Prag, aus. Er starb als Generalleutnant i. J. 1769. — Nicolas Catinat, der berühmteste General seiner Zeit, geb. 1637, war erst Advokat und trat dann in die Armee ein. Er machte alle damaligen Feldzüge in Italien mit und starb i. J. 1712 als Marschall von Frankreich.

war¹⁾. Es hatte wirklich den Anschein, als wollte man unjere tapferen Truppen gerade in dem Augenblick hart verletzen, wo man ihrer bald am nötigsten bedurfte. So trug denn auch dieser Mißgriff dazu bei, den Adel noch gehässiger zu machen.

Man suchte ihm in allem zu schaden: in dem, was man ihm gelassen, wie in dem, was man ihm genommen hatte, und selbst in dem, was man ihm bewilligen wollte; seine Armut auf der einen, sein Reichthum auf der anderen Seite, seine Tugenden und seine Laster — alles wurde zu seinen Ungunsten gedeutet.

Auf die Regierung, an deren Spitze noch immer der Minister Necker stand, wurde natürlich, und mit Recht, auch hier wieder die Schuld geschoben; und die unteren Klassen zogen daraus für ihre Zwecke großen Nutzen. So riefen sie schon nicht mehr nach Gleichheit, sondern man kann sagen, daß die Gleichheit nach ihnen rief. Einem solchen Ansturm erfolgreichen Widerstand zu leisten, dazu bedurfte es einer imposanten Masse von gemäßigten, ernstern und umsichtigen Männern, wie man sie meist nur sehr vereinzelt findet.

Die Klassengleichheit war also schon von der öffentlichen Meinung angenommen worden und auch schon vielfach in die Sitten eingedrungen; da konnte es nicht ausbleiben, daß sie bei der ersten günstigen Gelegenheit auch zum Gesetz erhoben wurde.

S kaum waren die Generalstaaten eröffnet, so begann der Kampf des dritten Standes gegen die beiden ersten. Die Hauptführer in diesem Kampf gehörten eigentlich gar nicht zum dritten Stande; theils hatte sie unbefriedigter Ehrgeiz infolge einer verfehlten Carriere zu ihm getrieben, theils hofften sie dadurch wieder zu Bedeutung und Ansehen zu gelangen. Man

¹⁾ Der Kriegsminister von Saint-Germain wollte die Disciplin durch Einführung der körperlichen Züchtigungen, wie sie in den englischen und deutschen Heeren im Gebrauch waren, wiederherstellen, erregte aber dadurch einen solchen allgemeinen Sturm der Entrüstung, daß er genöthigt war, seine Entlassung zu nehmen.

hätte sie vielleicht durch eine geschickte Behandlung gewinnen können; aber man begriff dies erst, als es zu spät war.

Jeder, der in eine öffentliche Körperschaft als Mitglied eintritt, hat sich über seine Persönlichkeit und über das Recht auszuweisen, kraft dessen er seinen Platz einnimmt. Und wem ist er diese Rechenschaft schuldig? Doch unleugbar denjenigen, die ein Interesse daran haben, daß sein Recht auch unantastbar, und daß er nicht auf Schleichwegen zu der Mitgliedschaft gelangt ist. Die ganze Versammlung hat also über die Zulässigkeit jedes Einzelnen zu entscheiden, und zwar im vorliegenden Falle, wie es in dem Berufungsdekret hieß, jeder Stand für sich allein in Bezug auf die zu ihm gehörenden Mitglieder.

Nun verlangte aber die Deputation des dritten Standes, daß dies gemeinsam geschehe und daß die drei Stände vollzählig in einem Lokal versammelt sein sollten, um dann in corpore die Wahlprüfungen vorzunehmen. Hätte man diesem Verlangen entsprochen, so würde der dritte Stand zu den beiden anderen gesagt haben: Durch dies Zugeständnis beweist ihr klar, daß die drei Stände nur eine einzige, ungeteilte Körperschaft ausmachen, daß also nur eine gemeinsame Beratung mit individueller Abstimmung stattfinden kann. Ist dies aber der Fall, so ergiebt sich daraus von selbst, daß die drei Stände nur einen einzigen bilden, daher untereinander vollkommen gleich sind, und daß es aus diesem Grunde keinen Standesunterschied mit Titeln, Rang, Privilegien u. s. w. mehr geben kann.

Selbstverständlich stieß dieses Ansinnen bei dem ersten und zweiten Stande auf lebhaften Widerspruch; aber während man noch debattierte und diskutierte, erklärte sich der dritte Stand in der Sitzung vom 17. Juli 1789 plötzlich als Nationalversammlung und gab dadurch auf das deutlichste zu verstehen, daß er die beiden anderen Stände nur als eine überflüssige Beigabe betrachte, was im Volk den Haß gegen dieselben so erhöhte, daß man sie jetzt laut als Feinde des Vaterlandes bezeichnete.

Ich war als Mitglied der Deputation des Klerus und sofort der Meinung gewesen, die Generalstaaten aufzulösen und nach dem von mir vorgeschlagenen Modus neu zu wählen. Ich riet dem Grafen von Artois*), der mir immer viel Freundschaft und Güte bewiesen, dies beim König durchzusetzen; aber er fand den Schritt zu gewagt. Ich weiß wohl, daß es ein Akt der Gewalt war, und leider befand sich in der Umgebung des Königs niemand, der dazu die Kraft hatte. Noch in derselben Nacht kam ich in Marly mit vielen einflußreichen Persönlichkeiten zu einer näheren Besprechung zusammen, die aber zu keinem Ergebnis führte. Da sah ich ein, daß ich nicht mehr helfen konnte und überhaupt zu nichts mehr zu gebrauchen war und hielt es für geraten, nur an mich selbst zu denken.

Die Generalstaaten hatten sich sofort schon in ihrer Zusammensetzung als völlig unhaltbar erwiesen, und die Regierung hätte viel besser gethan, ihren Forderungen nur schnell nachzugeben, als sich später dazu zwingen zu lassen; sie würde dann noch einiges Verdienst davon gehabt haben. Vielleicht wäre es nicht einmal zum äußersten gekommen; man hätte den dritten Stand zur Mäßigung energisch gezwungen und sich zugleich einen geheimen Einfluß auf die Beratungen verschafft — kurz, man würde Zeit gewonnen haben; und Zeit gewinnen, bedeutet in der Politik oft viel, wo nicht alles. Wenn überhaupt noch ein Erfolg zu hoffen war, so konnte er nur durch den dritten Stand erzielt werden.

Der Kampf zieht sich hin und entbrennt immer heftiger; der König will vermitteln; seine Vermittelung wird abgelehnt; der König läßt dem dritten Stande seine gemessenen Befehle zugehen; man gehorcht diesen Befehlen nicht; man schließt den Saal, um die Sitzungen zu verhindern; der dritte Stand eilt in das Ballhaus und schwört, sich nicht eher zu trennen, als

*) Siehe Anhang Seite 106.

bis er eine neue Verfassung zu stande gebracht, oder mit anderen Worten die bestehende Verfassung des Königreichs gestürzt hat (20. Juni 1789). Nun zieht man Truppen zusammen, um die Bewegung durch Gewalt zu unterdrücken; und wie auf einen Schlag, steht ganz Frankreich, Städte, Flecken, Dörfer, bis zu den entlegensten Weilern in Waffen. In Paris wird die Bastille gestürmt und in wenigen Stunden genommen und der Kommandant de Launay mit mehreren Offizieren ermordet. Noch zwei andere Männer fallen der Volkswut zum Opfer: der Stadtschultheiß Flesselles und der bereits früher erwähnte Intendant von Paris, Foulon. Alles geht aus den Fugen; es giebt keine Generalstaaten mehr, an ihre Stelle tritt die Nationalversammlung mit unbegrenzten Vollmachten; die Gleichheit aller Staatsbürger wird proklamiert. Diejenigen, welche zur Anwendung der Gewalt geraten, und die, welche die Truppen zusammengezogen und sich an ihre Spitze gestellt haben, denken nur noch an die Rettung ihrer Person. Einzelne königliche Prinzen verlassen das Land, und die Emigration beginnt.

Der Graf von Artois war der erste, der dazu die Losung gab. Seine Abreise berührte mich schmerzlich; denn der Graf war mir sehr wert. Ich bedurfte meiner ganzen Willenskraft, um ihm nicht zu folgen und auch dem Drängen anderer, die mich dazu bereden wollten, zu widerstehen. Man würde sich aber irren, wenn man aus meiner Weigerung schließen wollte, daß ich die Emigranten wegen dieses Schrittes tadelte. Ich war nur mit der Emigration im allgemeinen und principiell nicht einverstanden. Mochte der Beweggrund nun in der Furcht vor Gefahr, oder in verletzter, persönlicher Eitelkeit liegen, oder glaubte man gar, ein militärisches Einschreiten des Auslandes herbeizuführen — der Schritt war unter allen Umständen unüberlegt und verkehrt.

Eine Gefahr für das Leben der Adelligen existierte damals noch nicht, und wenn auch, so boten sich ihnen in Frankreich noch

viele sichere Asyle, um ihr zu entgehen; aber die Emigration selbst rief diese Gefahr erst recht hervor. Auch konnte ja außerdem der gesamte Adel das Land unmöglich verlassen. Alter, Geschlecht, Krankheiten, Mangel an Geldmitteln und soviel anderes kam hinzu, das unüberwindliche Hindernisse schuf. Es konnte daher nur ein Teil des Adels, und noch dazu ein sehr beschränkter, auswandern, und die Zurückbleibenden kamen dadurch erst recht in Gefahr. Verdächtigungen, Verleumdungen und Haß verfolgten sie, die nicht fliehen konnten, nun doppelt; viele von ihnen gingen zur Gegenpartei über, und die anderen fielen als Opfer.

Der einzige Verlust, den der Adel durch die Proklamation der Gleichheit erlitt, war der, daß er seine Titel und Privilegien verlor. Die Emigranten konnten diesem Verlust durch die Auswanderung nicht vorbeugen; im Gegenteil, sie riefen dadurch einen weit schlimmeren hervor, nämlich den Verlust ihrer Güter. Es mochte immerhin schmerzlich sein, die alten Vorrechte der Geburt und des Ranges einzubüßen, ungleich härter und empfindlicher war aber doch die Beschlagnahme des Grundbesitzes. Die ersteren konnten vielleicht später zurückgegeben werden; denn in einer Monarchie ist das Gleichheitsprincip, in seinem vollen Umfange angewendet, nichts weiter, als eine vorübergehende Krankheit, die nicht eben allzugefährlich ist, wenn man sie ihren ruhigen Verlauf nehmen läßt; aber der einmal verlorene Grundbesitz war weit schwerer wieder zurückzuerlangen, denn er konnte schon von einer Hand in die andere gegangen oder parzelliert worden sein, was den Verlust unwiederbringlich machte. Hatte doch der Staat selbst eine völlige Reorganisation erlitten und war in seinen Grundfesten erschüttert worden; was konnte ihm da der Adel noch nützen, wenn dieser, der früher eine der Hauptstützen der Monarchie gewesen, jetzt besitzlos geworden war?

Es war thöricht, sich der Täuschung hinzugeben, daß das, was der gesamte Adel mit seinen großen Mitteln an Reichtum,

Einfluß und Stellung im Lande selbst nicht zu verteidigen vermocht hatte, jetzt durch die Emigranten von außen, wenn auch von den fremden Mächten unterstützt, wiedergewonnen werden könne. Und war die Intervention der fremden Mächte nicht sehr verhängnisvoll? Durfte man sie ohne weiteres Bedenken anrufen und ihren Beistand ohne Mißtrauen annehmen? Auch war die dem Adel zugefügte Unbill, obwohl verlezend genug, doch nicht so schwerwiegender Art, um einen Schritt von solch unberechenbarer Tragweite zu rechtfertigen. Dazu mußten doch noch ganz andere und gewichtigere Beweggründe mitwirken, und man mußte doch vorher auch vollkommen sicher sein, daß das Vaterland nicht Einbuße erleiden und Schaden nehmen würde an seiner Integrität und seiner Unabhängigkeit. Und welche Bürgschaft hatte man ferner für den unzweifelhaften Sieg der Fremden? Und wenn sie eine Niederlage erleiden, oder total zurückgeworfen und besiegt würden, stände dann für den Adel nicht alles in Frage, und wäre dann nicht alles auf das schrecklichste bedroht: zahllose Familienangehörige, Verwandte, Freunde, Gesinnungsgenossen und selbst der Thron, und sogar mehr als der Thron, das Leben des Monarchen und aller Mitglieder des königlichen Hauses, die dann in Not und Verfolgung und in äußerster Drangsal verzweifeln würden: „Das haben wir der Emigration zu verdanken!“¹⁾

¹⁾ Ich weiß bestimmt, daß die Ansichten Ludwigs XVI. über die Emigration durchaus wahrheitsgetreu in den Memoiren des Marquis von Clermont-Gallerande verzeichnet sind, die ich selbst durchgelesen habe. Der König schickte den Marquis auch in geheimer Mission nach Koblenz, um seinen Brüdern die große Gefahr eindringlich vorzustellen, die seinem Leben durch die Emigration drohe.

(Anmerkung des Fürsten Talleyrand): Der Marquis von Clermont-Gallerande, geb. i. J. 1744, nahm als Brigadegeneral an der Verteidigung der Tuilerien am 10. August 1792 teil, saß darauf lange im Gefängnis, entging aber der Hinrichtung. Er war von jeher ein intimer Vertrauter des Königs, und er war es auch, der dem Konsul Bonaparte den Brief Ludwigs XVIII. überbrachte, in welchem dieser den Thron für sich und sein Haus zurückverlangte. Der Marquis starb als Pair von Frankreich i. J. 1823.

Die Emigration, weit entfernt, eine Pflicht des Adels zu sein, bedurfte also sehr der Beschönigung, und war eigentlich nur für diejenigen gerechtfertigt, deren Leben in unmittelbarer Gefahr stand. Vielleicht können diese Gedanken denen von Nutzen sein, die demaleinst einer ähnlichen Revolution gegenüberstehen.

Was mich selbst betraf, so war ich fest entschlossen, Frankreich nur im Falle einer persönlichen Gefahr zu verlassen. Ich wollte dieser Gefahr nicht Trotz bieten; aber ich wollte auch nicht gegen den Strom ankämpfen, sondern ihn ruhig verlaufen lassen und dabei in meiner Stellung noch zu retten suchen, was zu retten war.

Schon bevor der dritte Stand über die beiden anderen den Sieg davongetragen, verkündete eine aus seinem Schoß gewählte Kommission die sogen. Menschenrechte, und zwar genau nach dem Muster jener Proklamation, in welcher die Vereinigten Staaten Nordamerikas ihre Unabhängigkeit erklärt hatten. Diese Proklamation beruhte völlig und ganz auf dem Princip der Gleichheit und läßt sich folgendermaßen zusammenfassen:

„Alle Menschen sind gleich; es giebt unter ihnen nur den „einzigsten Unterschied des persönlichen Verdienstes. Die Aus- „zeichnungen, die eine Stellung, ein Amt mit sich bringen, sind „zufällige und vorübergehende, denn jeder hat ein Anrecht auf „dieselben. Das Volk ist die Quelle der gesamten politischen „Gewalt; ihm allein gebührt die Souveränität. Was das Volk „will, ist Gesetz, und nichts kann Gesetz sein ohne seinen Willen. „Da das ganze Volk diese Souveränität nicht ausüben kann, „so wählt es seine Vertreter, welche im Namen des Volkes „unumchränkte Gewalt haben.“

Man begreift, daß mit einem solchen Programm die erbliche Monarchie unvereinbar ist. Und doch wollte die Nationalversammlung die Monarchie beibehalten, nur wollte sie die republikanischen Ideen mit ihr verschmelzen. Sie begriff den

darin enthaltenen Widerspruch nicht: so anmaßend ist die Ignoranz und so blind die Leidenschaft. Durch die frechste aller Ujurationen legt sie sich die Souveränität bei, die sie selbst vorher dem Volke beigelegt hat. Sie erklärt sich zugleich als Konstituante, d. h. mit dem Recht, alles Bestehende zu zerstören und alles, was ihr gutdünkt, an dessen Stelle zu setzen.

Wir wissen, daß, wenn man die Versammlung hätte auflösen wollen, sie nicht gehorcht haben würde, und daß man nicht im stande war, sie zum Gehorsam zu zwingen. Mit ihr zu unterhandeln, hätte zu nichts geführt; ihr die angemessene Gewalt streitig zu machen, wäre gleichfalls wirkungslos gewesen, und ein offener Protest würde völlig unbeachtet geblieben sein.

Allerdings hätte der König ihnen antworten können:

„Ihr stellt das Princip auf, daß dem Volk die Souveränität „gebührt, und setzt hinzu, daß das Volk euch die Ausübung „derselben übertragen hat. Daran erlaube ich mir zu zweifeln, „um nicht mehr zu sagen. Deshalb muß zuallererst diese Frage „gelöst werden. Ich will mich nicht zum Richter darüber „aufwerfen, aber ihr dürft es auch nicht. Das Volk, dessen „Urteil ihr nicht ablehnen könnt, soll richten, ich werde es „befragen, und seine Antwort soll dann unser Gesetz sein.“

Aller Wahrscheinlichkeit nach würde darauf das Volk, in dessen große Massen die revolutionären Ideen noch keineswegs so völlig und ganz in Fleisch und Blut übergegangen waren, die anmaßende und widersinnige Doktrin der Nationalversammlung verurteilt haben, und dann wäre es sehr leicht gewesen, sie aufzulösen. Hätte das Volk aber die Doktrin gutgeheißen, so hätte es auch mit Recht alle Folgen derselben tragen müssen und sich nicht über dieselben beklagen dürfen, da es ja in seiner Macht gestanden, sie abzuwenden. Freilich setzte die Berufung auf das Volk die Anerkennung seiner Souveränität voraus; aber in Anbetracht der Zustände und

Verhältnisse, die bereits auf das äußerste gespannt waren, durfte man vor dieser Konzession nicht zurückschrecken. Also, entweder die Nation erfüllte die auf sie gesetzten Hoffnungen, und dann wäre das Unheil in seiner Geburt erstickt worden, oder sie erfüllte sie nicht, dann mußte das Verderben seinen Lauf nehmen, und man hätte wenigstens den Nutzen davon gehabt, das Übel in seiner ganzen bedrohlichen Ausdehnung zu erkennen. Dann brauchte man sich auch keinen trügerischen Illusionen hinzugeben, es noch auf irgend eine Weise erfolgreich bekämpfen zu können; es stand da in seiner ganzen erschreckenden Nacktheit, und dann hätte sich Europa, schon aus Furcht vor Ansteckung, vielleicht doch aufgerafft und die verderbliche Sicherheit, in die es sich wiegte, abgeschüttelt. Sowieo würde also die Berufung an das Volk ihr Gutes gehabt haben. Und weshalb hat die Regierung sich nicht dazu verstanden? Vielleicht aus Vorurteil, oder auch aus leidenschaftlicher Kurzsichtigkeit; denn beides fand sich nicht allein in den Reihen der Gegner, sondern ebenfalls im Lager der Regierung. Vielleicht hatte aber auch keiner von den damaligen Ministern oder Räten der Krone an dieses Auskunftsmittel gedacht.

Als man einsah, daß mit Gewalt nichts zu erreichen war, nahm man zu allerlei Intriguen seine Zuflucht, um durch dieses unzulängliche Mittel eine Macht zu zerstören, die man in unbegreiflicher Verblendung so gewaltig hatte erstarken lassen. Man überließ die Versammlung zunächst sich selbst, und diese erging sich bald in so wilde Ausschreitungen, daß sie allen inneren Halt verlor, der doch zur Neugestaltung der socialen Verhältnisse die erste Bedingung sein mußte. Einzig und allein mit den phantastischen Ideen von Freiheit, Gleichheit und ihrer eigenen Souveränität angefüllt, beging sie Fehler auf Fehler.

Der König wurde noch immer als der Vertreter und Mandatar der Nation, sowie als Chef der Exekutivgewalt be-

zeichnet — leere, nichtsjagende Titel, die mit den anderen ihm zugetheilten Befugnissen in lächerlichem Widerspruch standen.

Schon gleich das Recht, den Gesetzgebenden Körper zu berufen, ihn zu vertagen und aufzulösen, wurde ihm abgesprochen.

Diese Körperschaft wurde permanent erklärt; sie sollte periodenweise erneuert werden und nur aus einer Kammer bestehen.

Jeder unbescholtene, großjährige Franzose, der nicht in einem bezahlten Lohnverhältnisse stand, war wahlberechtigt und wählbar, je nachdem er fünfzig oder auch nur drei Livres direkte Steuern bezahlte.

Die Ernennung der Bischöfe, der Richter und sämtlicher Verwaltungsbeamten wurde von den Wahlkollegien vollzogen.

Der König konnte die Beamten nur zeitweilig suspendieren; das Recht der Absetzung stand nur der Nationalgewalt zu. Alle Richter wurden nur auf Zeit ernannt.

Der König hatte nur das Recht, den Krieg und Frieden, wenn beides beschlossen war, zu verkünden; Kriegserklärung und Friedensschluß gehörten der Nationalgewalt.

In der Armee wurde eine andere Art von Avancement eingeführt, nach welcher dem König nur ein Drittel der Ernennungen zustand.

Der König hatte das Recht, die Vorschläge des Gesetzgebenden Körpers abzulehnen, aber mit der Beschränkung, daß ein dreimaliger Vorschlag, trotz der Weigerung des Königs, durchging.

Das war in ihren Grundzügen die neue Verfassung, welche die Nationalversammlung, politisch und social, dem Lande diktierte, eine Verfassung also, welche die Monarchie in ein wesenloses Scheinbild verwandelte.

Diejenigen, welche diese Monarchie am wildesten bekämpften und gänzlich vernichten wollten, sahen aber gar bald ein, daß sie viel zu weit gegangen waren; sie versuchten einzulenken

und verloren dadurch nur ihre Popularität. Der entfesselte Strom wälzte seine Wogen weiter und weiter, und wer mit kundigem Blick sein stetes Wachsen und die damit verbundenen, immer größeren Verheerungen voraussah, zog sich abwartend zurück, soweit es seine Lage erlaubte. Auch ich schlug diesen Weg ein. Dennoch hielt ich mich mehrfach verpflichtet, in den großen Finanz- und anderen Fragen das Wort zu ergreifen. So bekämpfte ich namentlich die Ausgabe der Assignaten und die Herabsetzung des Zinsfußes der öffentlichen Schuld. Ich entwickelte ferner in einer längeren Rede meine Ansichten über Gründung einer Nationalbank. Auch beantragte ich die Einheit der Maße und Gewichte, und reichte schließlich ein langes Memorandum über den öffentlichen Unterricht ein¹⁾. Bei dieser letzten und gründlichsten meiner Arbeiten beriet ich mich eingehend mit den bedeutendsten lebenden Gelehrten Frankreichs, u. a. mit Lagrange²⁾, Lavoisier, de la Place, Monge, Condorcet

1) Wir fassen hier die Thätigkeit Talleyrands in der Nationalversammlung folgendermaßen kurz zusammen: Vorschlag zur Aufhebung der Zwangsmandate (7. Juli 1789). In den gesetzgebenden Ausschuß (13. Juli) gewählt, beantragte er: die Abschaffung des Zehnten (11. August), verschiedene Abänderungen in der Proklamation der Menschenrechte (21. August), Maßnahmen wegen einer neuen Anleihe (27. August), Verwendung der Kirchengüter zu Staatszwecken (10. Oktober), eine neue Polizeiverordnung für die Stadt Paris (5. November), Aufnahme eines Gesamtinventars der Kirchengüter (7. November), die Erklärung der Juden zu Staatsbürgern (28. Januar 1790) und eine beruhigende Proklamation an die Nation (9. Februar). Am 26. Februar mit 373 Stimmen (gegen 125, die auf Sieyès fielen) zum Präsidenten der Nationalversammlung erwählt, beantragt Talleyrand sofort die Veräußerung der Staatsdomänen (13. Juni), bekämpft die Ausgabe von zwei Milliarden Assignaten mit Zwangskurs (18. September), hält eine Rede über die Umschmelzung der Münzen (12. Dezember), bringt ein Gesetz über die Einheit der Maße und Gewichte zur Annahme (26. März 1791), tritt für die Kultusfreiheit ein (7. Mai), und verliest seine große Abhandlung über den öffentlichen Unterricht (10. September). Bald darauf, der geheimen Verhandlungen mit den Orleans verdächtigt, legte er sein Amt nieder und ging ins Ausland.

2) Louis Lagrange, geb. 1736, war schon im achtzehnten Jahre einer der ersten Mathematiker Europas. Friedrich II. rief ihn i. J. 1766 nach Berlin und ernannte ihn zum Präsidenten der Akademie. Er starb als Senator unter dem Kaiserreich i. J. 1813. — Laurent Lavoisier, geb. i. J. zu Paris 1743, der berühmteste Chemiker seiner Zeit, später Generalpächter der Finanzen, wurde als solcher unter der Schreckensregierung am 8. Mai 1794 hingerichtet. — Gaspard

und Laharpe, die mir alle ihre Beihülfe auf das bereitwilligste gewährten. Die Anerkennung, welche dieser Arbeit zu teil wurde, verlangt, daß ich die Namen dieser Männer hier dankbar nenne.

Auch noch bei einer anderen Gelegenheit, obwohl gegen meinen Willen, war ich genötigt, öffentlich aufzutreten.

Die Nationalversammlung hatte für den Klerus ein besonderes Civilgesetzbuch erlassen, nach welchem alle funktionierenden Priester den Eid auf die Verfassung leisten, oder ihr Amt niederlegen mußten. Fast sämtliche Bischöfe verweigerten diesen Eid und wurden deshalb abgesetzt. Die Wahlkollegien ernannten ihre Nachfolger, die sich leicht über die Nichtbestätigung von Rom hinwegsetzten, aber doch von einem rechtmäßigen katholischen Bischof geweiht werden mußten. Hätte sich dazu niemand gefunden, so stand sehr zu befürchten, daß der gesamte Kultus, wenn er auch noch nicht gänzlich aufgehoben würde, was übrigens einige Jahre später geschah, doch den Doktrinen des Calvinismus anheimgefallen wäre, der ohnehin der damaligen allgemeinen Geistesströmung sehr gut entsprach. Dadurch wäre Frankreich vielleicht für den Katholicismus verloren gegangen, der in seiner Hierarchie und in allen seinen kirchlichen Formen sich der monarchischen Staatsordnung am besten anpaßt.

Ich verstand mich also als rechtmäßiger Bischof von Autun dazu, einen der neuereählten Bischöfe zu weihen, der dann an den übrigen die heilige Handlung vollzog.

Gleich darauf legte ich mein bischöfliches Amt nieder, um eine ganz andere Laufbahn einzuschlagen; ich stellte mich, wenn ich so sagen darf, den Ereignissen zur Verfügung, und mir war alles genehm, vorausgesetzt, daß ich Franzose bleiben konnte.

Wongce, geb. i. J. 1746, berühmter Physiker, schloß sich der Revolution an und wurde Marinemeister i. J. 1792. Später begleitete er Bonaparte nach Ägypten und wurde Präsident des Instituts von Kairo. Er starb als Senator i. J. 1818. — François de Laharpe, geb. zu Paris i. J. 1739, berühmter Schriftsteller und Kritiker. Eingekerkert, entging er der Hinrichtung und starb i. J. 1803.

Die Revolution hatte andere Gesichte über die französische Nation heraufgeführt; ich folgte ihrem Zuge und bequeme mich ihr an. Ich widmete ihr meine Kenntnisse und Fähigkeiten, in der redlichen Absicht, meinem Vaterlande um seiner selbst willen zu dienen, und alle meine Hoffnungen in Bezug auf die neue Verfassung richteten sich auf konstitutionelle Grundsätze, die man damals, trotz aller Verirrungen, noch immer im Auge hatte.

Das erklärt zugleich, weshalb ich mich später an so vielen Regierungen beteiligte, in die Staatsgeschäfte eintrat, sie wieder verließ, und überhaupt die Rolle, die ich in der politischen Welt gespielt habe¹⁾.

¹⁾ Talleyrand hat übrigens (24. Februar 1791) nicht einen, sondern zwei konstitutionelle Bischöfe konsekriert, und zwar den Bischof von Finisterre, Gréville, und den Bischof von Aisne, Marolle, beide in der Kirche der Oratorianer in der Rue Saint-Honoré zu Paris. Die Bulle, in welcher Pius VI. den Kirchenbann über Talleyrand verhängte, ist vom 1. Mai 1791.

Anhang.*)

Note des Herrn von Bacourt, Gesandtschaftssekretär in London, als Talleyrand (1830—1835) französischer Botschafter am englischen Hof war.

Es ist eine Thatsache, daß Talleyrand Unterredungen mit dem Grafen von Artois hatte, in welchen er den Prinzen von der Nothwendigkeit zu überzeugen suchte, Gewaltmaßregeln zu ergreifen, um, natürlich unter Beibehaltung der bereits vom Könige bewilligten Konzessionen, die wilden Volksbewegungen in Paris, die mit jedem Tage bedrohlicher wurden, und bei denen schon Blut geflossen war, energisch zu unterdrücken. Die wichtigste und letzte jener Unterredungen fand im Schlosse zu Marly statt, und zwar in der Nacht vom 16. auf den 17. Juli 1789, wenige Stunden, bevor der Prinz Frankreich verließ.

Als Talleyrand sich bei dem Prinzen anmelden ließ, war dieser schon zu Bette gegangen; er empfing ihn trotzdem, und in einer Unterhaltung von mehr als zwei Stunden schilderte Talleyrand von neuem und eindringlicher als zuvor die ernste Gefahr der Lage, mit der Bitte, dies dem König mitzuteilen. Der Prinz, der sehr ergriffen war, stand auf, kleidete sich an und begab sich direkt zu Sr. Majestät. Nach einer ziemlich langen Abwesenheit, kam er zurück und sagte dem Herrn von Talleyrand, daß mit dem König „nichts anzufangen sei“, und daß derselbe erklärt habe, er wolle lieber dem Sturme nach-

*) Zu Seite 95.

geben und weichen, als auch nur einen einzigen Tropfen Blut vergießen lassen. „Was mich betrifft“, habe dann der Graf von Artois hinzugefügt, „so ist mein Entschluß gefaßt ich reise morgen ab und verlasse Frankreich.“ Vergebens beschwor Talleyrand den Prinzen, von diesem Vorhaben abzustehen, indem er ihm die verhängnisvollen und gefährlichen Folgen vorstellte, die ein solcher Schritt für ihn selbst und für seine Kinder haben würde, deren Rechte er doch für die Zukunft schützen und sichern müsse. Der Prinz beharrte aber auf seinem Entschluß, und als Talleyrand sich überzeugt hatte, daß alle Vorstellungen vergeblich waren, schloß er mit den Worten: „Alsdann, Monseigneur, bleibt uns anderen auch nichts mehr übrig, als an unsere eigenen persönlichen Interessen zu denken, wenn der König und die Prinzen die ihrigen und auch die Monarchie aufgeben.“ — „Sie haben recht“, entgegnete der Prinz, „ich selbst würde Ihnen dazu raten. Was auch geschehen mag, ich kann Sie nicht tadeln; rechnen Sie im übrigen immer auf meine Freundschaft!“ Am nächsten Morgen reiste der Graf von Artois wirklich ab.

Im April 1814 meldete Talleyrand, als Präsident der provisorischen Regierung, dem Grafen von Artois, der sich in Nancy befand, wo er die Entwicklung der Ereignisse abwartete, daß Ludwig XVIII. auf den Thron berufen sei, und daß der Prinz sich nach Paris begeben möge, um als Generallieutenant des Königreichs die Regierung bis zur Ankunft Sr. Majestät zu übernehmen. Talleyrand betraute den Baron von Vitrolles mit dieser Mission, und als der Baron sich bei Talleyrand einfand, um sich zu beurlauben, erzählte ihm dieser seine Unterredung mit dem Grafen von Artois in der Nacht des 16. Juli 1789 und fügte hinzu: „Haben Sie die Güte, den Prinzen zu fragen, ob er sich dessen wohl noch erinnert.“

Als der Baron in Nancy angekommen war und dem Prinzen die wichtige Depesche überreicht hatte, erlaubte er sich, ihm die Anfrage Talleyrands mitzuteilen, worauf der Prinz sofort erwiderte: „O ja, ich erinnere mich dieses Vorfalles noch sehr gut, und die Schilderung, die Talleyrand Ihnen davon gemacht hat, ist vollständig wahr.“

Als ich nun später erfuhr, daß der Baron von Vitrolles die Geschichte verschiedenen Personen erzählt hatte, wandte ich mich an ihn mit der Bitte um Bestätigung und appellierte dabei an seine Loyalität. Ich gebrauche diesen Ausdruck absichtlich, denn ich muß hier vorausschicken, daß der Baron nach der Julirevolution 1830 alle Verbindung mit Talleyrand abgebrochen hatte und sich bei jeder Gelegenheit sehr scharf und rücksichtslos über ihn aussprach. Dieser Umstand hat auch wohl auf den etwas gehässigen Ton in dem Briefe des Barons, den ich dieser Note folgen lasse, Einfluß gehabt. Die kleinen Verschiedenheiten in der Erzählung erklären sich genügend aus der langen Zeit, die inzwischen verflossen war; nebensächliche Dinge bleiben alsdann in der Erinnerung nicht mehr so sicher haften. Aber das Faktum an sich steht fest, und zwar folgendermaßen: Talleyrand war überzeugt, daß man im Juli 1789 das weitere Umsichgreifen der revolutionären Bewegung mit Erfolg verhindern konnte; er hat das Verdienst, dies den maßgebenden Personen, die allein darüber entscheiden konnten, offen und unumwunden gesagt zu haben, auch hat er den Mut gehabt, sich selbst zur Durchführung jener Maßregeln zur Verfügung zu stellen. Nach ihm haben später freilich viele dasselbe gesagt und sich dessen gerühmt, ob berechtigt oder unberechtigt, lasse ich dahingestellt: Talleyrand dagegen durfte sich dessen rühmen, und mit vollem Recht.

Brief des Barons von Vitrolles¹⁾ an Herrn von Bacourt:

Paris, 6. April 1852.

Geehrter Herr!

Sie haben die Güte gehabt, mir mitzuteilen, daß Sie der Ansicht seien, ich könne in einer den Fürsten Talleyrand betreffenden Angelegenheit sichere Auskunft geben. Ich glaube, Ihren Wünschen nicht besser zu entsprechen, als wenn ich Ihnen eine Kopie des darauf bezüglichen Abschnittes meiner eigenen Aufzeichnungen vom Jahre 1814 übersende:

Se. Majestät der Kaiser Alexander von Rußland und der Fürst von Talleyrand hatten die Überzeugung gewonnen, daß die Gegenwart des Bruders des Königs in Paris notwendig sei, um sich als Generallieutenant des Königreichs und im Namen des Königs provisorisch an die Spitze der Regierung zu stellen; ich wurde nun beauftragt, nach Nancy zu reisen, um den Grafen von Artois zu ersuchen, sich nach der Hauptstadt zu begeben. Ich hatte darüber mit dem Fürsten von Talleyrand, als dem Präsidenten der provisorischen Regierung, mehrere Unterredungen, in denen auch die Art und Weise, wie der Prinz empfangen werden sollte, besprochen wurde. Als ich mich von dem Fürsten beurlaubte, schlug dieser auf einmal einen leichten, fast scherzhaften Ton an und sagte scheinbar ganz obenhin und mit dem feinen und einschmeichelnden Lächeln, das ihm immer zu Gebote stand: „Fragen Sie doch den Prinzen, lieber Baron, ob sich derselbe nicht noch unserer letzten Zusammenkunft

¹⁾ Der Baron Eugène de Vitrolles, geb. 1774, wanderte i. J. 1790 aus und trat in die Armee des Prinzen von Condé. Unter dem Kaiserreich Generalrat und später Domäneninspektor, war er einer der Hauptagitatoren für die Restauration. Staatsminister nach dem Sturz Napoleons 1814, während der Hundert Tage im Gefängnis, unter Karl X. Gesandter in Florenz, und Pair von Frankreich 1830. Ein entschiedener Gegner der Juli-Monarchie, zog er sich ins Privatleben zurück und starb erst unter dem Zweiten Kaiserreich i. J. 1854.

erinnert.“ Der Hof war damals in Marly. Ich hatte mit drei oder vier gleichgesinnten Freunden die täglich wachsende revolutionäre Bewegung in Paris ernsthaft besprochen, und wir gaben uns den schlimmsten Befürchtungen hin. Auch wir waren überzeugt, daß weder der König, noch der Hof und die Minister den vollen Umfang dieser Bewegung kannten und beschloßen deshalb, dies zur Kenntniss Sr. Majestät zu bringen. Wir fuhren also nach Marly und ließen anfragen, ob Se. Majestät die Gnade haben wolle, uns zu empfangen, und zwar, wie wir hinzusetzten, in geheimer Audienz. Wir erhielten den Bescheid, daß der König seinen Bruder, den Grafen von Artois, beauftragt habe, ihn zu vertreten, und zur Zusammenkunft wurde uns einer der nächsten Tage bestimmt. Der Prinz bewohnte in Marly einen besonderen Pavillon; dort trafen wir um Mitternacht ein.

Talleyrand nannte mir auch Tag und Datum sowie die Namen der Freunde, die ihn begleiteten; es waren Mitglieder der Nationalversammlung, und zwar von den wenigen Adeligen, die sich dem dritten Stande angeschlossen hatten; aber die Namen und auch das Datum sind meinem Gedächtnis entschwunden.

Als wir uns dem Grafen von Artois gegenüber befanden, fuhr Talleyrand in seiner Erzählung fort, schilderten wir ihm mit freimütiger Offenheit die Lage der Regierung und des Staates so, wie uns dieselbe erschien. Wir sagten ihm, daß man sich gründlich täusche, wenn man glaube, daß die gewaltige Bewegung leicht zu unterdrücken sei. Mit ängstlichen Bedenken, mit kleinlichen Rücksichten und mit notgedrungenen Konzessionen sei hier nichts mehr zu machen; Frankreich, der Thron und die Person des Königs seien in Gefahr. Der König müsse deshalb mit seiner vollen Autorität fest und energisch auftreten und mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln, namentlich mit Aufbietung einer starken Truppenmacht, die Auführer und

Wähler zu Paaren treiben. Wir wüßten dazu genau die Mittel und Wege, wären sogar bereit, unter der Bürgerschaft eines sicheren Gelingens, den Auftrag zu übernehmen, wenn das Vertrauen Sr. Majestät uns dazu berufen wolle. Der Graf von Artois hörte uns aufmerksam an und schien uns auch recht gut zu verstehen, vielleicht mit dem Nebengedanken, daß wir die Gefahr etwas zu schwarz gemalt, um dadurch die Bedeutung unserer Personen zu erhöhen. Er sagte uns aber auch zugleich, daß der König ihn nur beauftragt habe, uns anzuhören und ihm darüber zu berichten, auch daß er uns über den Willen und die Absichten des Königs und namentlich über dessen Zustimmung zu unserem Vorschlage nichts mitzuteilen habe. Als wir sahen, daß die Sachen so standen, baten wir den Grafen von Artois, uns zu erlauben, ihm ohne Rückhalt zu erklären, daß, wenn dieser Schritt, den uns die Stimme unseres Gewissens und das aufrichtige Staatsinteresse eingegeben, erfolglos bleiben sollte, Se. Hoheit sich nicht verwundern müsse, wenn wir uns dem Revolutionssturm, den wir doch nicht zu hemmen im stande seien, anschließen und uns den neuen Ideen anbequemten. Bitte, fragen Sie den Prinzen, wiederholte Talleyrand eindringlich, ob er sich dieser nächtlichen Unterredung erinnert. Er verließ tags darauf Frankreich.

Ich gestehe, geehrter Herr, daß ich über die diplomatische Schlaueit dieses Mannes erstaunte, der eine fern liegende Erinnerung zu einer Beschönigung, wonicht zu einer Rechtfertigung seines ganzen revolutionären Lebens so geschickt zu benutzen verstand; wie hier, so wird er auch leicht für hundert andere Vorwürfe eine Ausflucht gefunden haben. Als ich ihn diese Geschichte mit einem so naiven Gesicht und so ganz unbeschlagen erzählen hörte, war ich doch begierig, ob der Prinz dieselbe in ihren Einzelheiten bestätigen würde; aber als ich ihn danach befragte, antwortete mir Se. Hoheit, allerdings ohne sich auf weitere Auseinandersetzungen einzulassen, daß er

die damalige Unterredung keineswegs vergessen habe und daß sie so, wie Talleyrand sie mir erzählt, durchaus wahr sei.

Ich hoffe, geehrter Herr, Ihrem Wunsche somit genügend entsprochen zu haben, und verbleibe

hochachtungsvoll der Ihrige.

Baron von Vitrolles.

Ende der ersten Abtheilung.

Zweite Abtheilung.

Louis Philippe Herzog von Orleans.¹⁾

1747 — 1793.

Die Memoiren und die Lebensbeschreibungen berühmter Männer sind oft eine Quelle wichtiger, historischer Wahrheiten; denn sie treten den bloßen Überlieferungen entgegen, die gewöhnlich unsicher und zweifelhaft sind, und die Geschichte verlangt vor allem Glaubwürdigkeit und Zuverlässigkeit.

Wir kennen deshalb so gut und genau die Zeiten Heinrichs III. und IV., sowie diejenigen Ludwigs XIII. und XIV., weil wir aus jenen Epochen eine Fülle von authentischen Memoiren besitzen; die darauf folgende Zeit liegt uns weniger nahe, weil eben jene Hilfsmittel nicht so reichlich vorhanden sind.

Das „Jahrhundert Ludwigs XIV.“ von Voltaire kommt hier weniger in Betracht; obwohl das Werk in gewisser Beziehung durch seine leichte, fließende Darstellungsweise zu den Memoiren gezählt werden kann; aber es ist im ganzen doch nur eine in großen Zügen gezeichnete Geschichte der

¹⁾ Die zweite Linie des Hauses Orleans stammt von Philipp I., Herzog von Orleans, ab, dem jüngeren Sohne Ludwigs XIII. Herzog Louis Philippe war der fünfte Prinz dieses Hauses, geb. i. J. 1747. Während seines ganzen Lebens stand er zu der königlichen Familie und dem Hofe in systematischer Opposition und war von 1787 an das Haupt aller Unzufriedenen. Als Mitglied der Generalstaaten schloß er sich dem dritten Stande an, und wurde später einer der eifrigsten Anhänger des Jakobinerklubs. Er starb auf dem Schafott am 6. November 1793. Er ist der Vater des Königs Ludwig Philipp.

politischen Ereignisse jener bedeutenden Epoche. Eine genaue Lebensbeschreibung Colberts und Louvois', die wir von beiden nur mangelhaft besitzen, würde ein besseres Bild von der Regierung des großen Königs geliefert haben. Die Zeit Ludwigs XV. unter dem Herzog von Choiseul weist eine ähnliche Lücke auf.

Dies brachte mich auf den Gedanken, daß ein Lebensbild des Herzogs von Orleans wohl geeignet sein dürfte, die bewegte und verworrene Zeit Ludwigs XVI. zu beleuchten, und dabei die allgemeine Entsittlichung und die Fehler und Mißgriffe in allen Regierungs- und Verwaltungszweigen besonders zu berücksichtigen — eine solche Arbeit wäre dann ein dankenswerter Beitrag zur inneren Geschichte Frankreichs.

Während der letzten drei Jahrhunderte und in fast gleichen Zeitabschnitten hatte die französische Regierung mit Aufständen und Empörungen zu kämpfen, die immer ein besonderes Gepräge trugen. Die ersten Empörungen der Ligue und der Fronde haben entschieden zur Entwicklung der nationalen Größe des Landes beigetragen. Die Guisen mit dem Cardinal von Retz hatten unleugbar in ihren Ausschreitungen doch etwas Ritterliches, und ihre kühnen Unternehmungen hatten einen gewissen noblen Anstrich; sie folgten eben dem abenteuerlichen Drange ihres Jahrhunderts. Die letzte auführerische Bewegung artete aber in eine entsetzliche Katastrophe aus: sie wurde die große französische Revolution.

Der Herzog von Orleans schloß sich ihr begeistert an; er suchte in der Zügellosigkeit, in der Verachtung aller Sitten und in einem wüsten Leben seinen Ruhm und in niederen Ränken und Intriguen seinen Stolz: er war ein Kind seiner Zeit, d. h. der schlechten Ideen seiner Zeit.

Doch ich komme zur Sache.

Ich weiß nicht, welches Urtheil die verschiedenen Parteien vom Beginn der Revolution an über den Herzog von Orleans

fällen werden; denn eine jede wird ihn natürlich von ihrem eigenen Standpunkte aus schildern. Wenn sie aber nur einigermaßen gerecht sein wollen, so müssen sie zunächst seine grenzenlose Charakterchwäche als den Grundzug seines ganzen Wesens bezeichnen. Sie war die Haupteigenschaft seiner inneren Natur. Ereignisse, Verhältnisse, Menschen und Dinge wechselten vielfach in seiner Umgebung und in dem weiten Kreise, in welchem er sich bewegte; er selbst aber, als Kind, als Jüngling und als Mann, ist unwandelbar immer ein und derselbe geblieben.

Wenn ich nichts weiter mit diesen Aufzeichnungen bezweckte, als die müßige Neugier anderer zu befriedigen, so würde ich die vielen kleinen Charakterzüge und sonstige interessante Einzelheiten aus seinem Leben, obwohl sie nur wenig bekannt sind, mit Stillschweigen übergehen; aber ich habe mir ein höheres und ernsteres Ziel gesetzt, weshalb ich dieselben nicht ganz außer acht lassen darf.

In einem konstitutionellen Lande, in welchem das Volk selbst seine Vertreter wählt, ist es heilsam und lehrreich, die wesentlichsten Charaktereigenschaften derjenigen zu schildern, die dem öffentlichen Leben fern bleiben sollten. In dieser Beziehung kann der Herzog von Orleans für alle Zeiten als ein abschreckendes Beispiel dienen. Denn jeder Mensch, der schon in seiner Jugend eine gründliche Verachtung der öffentlichen Meinung zur Schau trägt, und dessen Sitten derartig verkommen sind, daß er sich selbst nicht mehr achtet, ein solcher Mensch wird sich im reiferen Alter zu keinen besseren und edleren Gefühlen mehr aufraffen können, ja, mit seinen Kumpanen und Gleichgesinnten im Laster untergehen.

Ich brauche wohl nicht auf die hohe Würde sowie auf die bevorzugte Stellung hinzuweisen, die dem Herzog, als dem ersten Prinzen von Geblüt, als dem nächsten Verwandten des Königs, zukamen; aber auch diesen Umstand muß man ihm vorhalten, um die große Kluft zwischen ihm und Ludwig XVI.

nur noch deutlicher zu zeigen. Man muß an seinen Rang und die damit verbundenen Vorrechte, aber auch an die ihm dadurch auferlegten Pflichten erinnern, um die ganze Schwere seiner Vergehen zu erkennen. Dann wird man sehen, wie er alles mit Füßen getreten, die reinsten verwandschaftlichsten Bande gelöst, wie er alle Mahnungen seines Gewissens in den Wind geschlagen, mit einem Worte, wie tief er sich erniedrigt und entwürdigt hat.

Wohl war es für ihn ein schönes Anrecht auf die Liebe des Volkes, ein Urenkel Heinrichs IV., „des guten Königs“ zu sein; es war ihm also doppelt leicht gemacht, sich diese Liebe zu erwerben. Von jeher erblickten die Franzosen in dem ersten Prinzen von Gebliut den ersten Unterthan, der mächtig genug war, sie zu beschützen, aber doch auch wieder nicht mächtig genug, sie zu unterdrücken; der höher stand als alle anderen, aber doch auch wieder nicht so hoch wie das Gesetz und wie der König, die Verkörperung des Gesetzes. Der Prinz sollte der glückliche Vermittler alles Guten sein, das der König seinem Volke zuwandte und seinerseits den Dank und die Liebe des Volkes am Throne vertreten. Es giebt wohl kaum eine schönere Mission, die einem Menschen zu teil werden kann.

— — — — —¹⁾
Man erwarte von mir keine lange Schilderung der ersten Lebensjahre des Herzogs von Chartres, wie der Prinz allgemein genannt wurde. Ich gehöre nicht zu denen, die mit peinlicher Sorgfalt auf die ersten gestammelten Worte eines hochgeborenen Kindes horchen, um ihm danach das Horoskop für seinen späteren Charakter zu stellen. Ich überlasse dies den Pedanten, die nach einem gewissen System arbeiten; ich befolge ein solches System nicht.

¹⁾ Hier findet sich im Manuskript eine Lücke von acht Blättern, die wir weder auszufüllen, noch uns zu erklären vermochten.

Der Herzog von Chartres wurde, wie dies immer üblich ist, als Kind von Gouvernanten und als Knabe von Gouverneuren erzogen; die Sache blieb an sich aber dieselbe: hier die Schwäche der Frauen, dort die Nachsicht der Männer. Man wußte dies wohl, sagte aber schon damals: wenn er auch nicht besonders erzogen wird, so wird er doch wenigstens gut sein, und zwar nach einem bekannten Volkswort: „Alle Orleans sind gut.“ Und auf diese angeerbten Gaben baute man so fest, daß man sich um seinen Charakter und seine Studien nicht weiter bekümmerte. Der Prinz war schön gewachsen und ein großer Freund von körperlichen Übungen. Kein junger Kavaliere war ein so eleganter und gewandter Reiter wie er. Auch mit den Waffen wußte er geschickt umzugehen, und auf den Hofbällen war er einer der beliebtesten Tänzer. Wenn er in der kleidsamen Tracht aus der Zeit Heinrichs IV. eine baskische Quadrille, oder auch im Kostüm Ludwigs XIV. eine Menuett tanzte, schaute der ganze Hof mit Bewunderung auf ihn. Obgleich er schon als Kind und in den Spielen mit Knaben seines Alters einen aufgeweckten Verstand zeigte, so hat er doch eigentlich im Unterricht nichts gelernt; er beschäftigte sich später wohl etwas mit Wissenschaften und Sprachen, aber ohne den geringsten Erfolg, und selbst in der Grammatik seiner Muttersprache, sowie in den Regeln der Orthographie war er schlecht bewandert. Ein Professor der Mathematik hat mir indes einmal gesagt, daß er geglaubt habe, in dem Prinzen einige Anlage zu dieser Wissenschaft zu erkennen; aber auch dort kam er nicht über die Anfangsgründe hinaus, so daß seine Lehrer sich zuletzt darauf beschränkten, ihm von allem Wissenswerten nur ganz oberflächliche Notizen zu geben, die er dann auch schnell wieder vergaß. Immer zerstreut und ohne den geringsten Wunsch nach Belehrung, war es ihm unmöglich, einem noch so kurzen Vortrage aufmerksam zuzuhören, so daß er sich nicht einmal die gewöhnlichsten Kenntnisse erwarb. Trotzdem zeigte sein Charakter

in der Jugend keine besonders hervortretenden schlechten Eigenschaften, höchstens die Neigung, den Personen seiner Umgebung irgend einen mutwilligen, manchmal aber auch einen bössartigen Streich zu spielen, was natürlich als unschuldige Schelmerei ausgelegt wurde. Eine andere Eigenschaft war indes unerfreulicher und bedenklicher, daß er nämlich schon als Kind weder Zuneigung für seine Eltern, noch Erkenntlichkeit für seine Lehrer zeigte, und auch mit keinem seiner Spielkameraden in ein freundschaftliches Verhältnis trat. Freilich sind dies alles nur negative Fehler, die man auch nicht zu hoch anschlagen darf, aber sie deuten doch auf Mangel an Gemüt und auf ein kaltes Herz.

Man kann sich denken, mit welcher Ungeduld der junge Herzog die Zeit herbeisehnte, wo er unabhängig sein würde, aber nicht wie andere wohlherzogene junge Männer von Stande, die zu einer ehrenvollen gesellschaftlichen Stellung zu gelangen wünschen, sondern einzig und allein, um von seinen Erziehern befreit zu werden und ein vollständig ungebundenes Leben führen zu können.

Man sollte eigentlich die Zeit der Volljährigkeit für jeden einzelnen Menschen besonders festsetzen, und zwar nach dem Maßstabe seiner geistigen Ausbildung und der Entwicklung seines Charakters, was sich freilich praktisch sehr schwer durchführen ließe. So tritt aber gar oft ein junger Mann, der noch gestern einem Erzieher gehorchen und demselben Rechenschaft von seinen Handlungen ablegen mußte, plötzlich frei, ohne Führer und durchaus selbständig in die Welt, die ihm so gut wie ganz unbekannt ist. Für einen Prinzen ist dieser unvermittelte Übergang vollends verderblich. Bis zum sechzehnten Jahre, dem Zeitpunkt ihrer Großjährigkeit, fast noch Kinder, werden sie auf einmal unabhängige Männer, und zwar Männer, die hoch über allen anderen stehen, und denen sie jetzt befehlen können, sie, die selbst noch nicht gelernt haben, zu gehorchen. Sie erstaunen anfangs über ihre Macht und mißbrauchen sie

wohl gar, nur um zu sehen, ob sie dieselbe auch wirklich besitzen, und in kürzester Zeit haben sie sich daran gewöhnt. Von unterthänigen Dienern, von egoistischen Schmeichlern und elenden Schmarotzern umgeben, ist alles edel und gut, was sie thun, verständig und gerecht, was sie wollen und wünschen, alles geistreich und schön, was sie sagen — kurz, alles vollkommen.

Eine solche Existenz war auch diejenige des Herzogs von Chartres, und sie entsprach ganz seinem Naturell. Ohne Grundsätze, ohne jeden ernstern Gedanken, war er unfähig, sich irgend eine höhere oder würdigere Lebensaufgabe vorzustellen. Wäre sein mattes, kaltes Herz doch nur einmal von einer gewaltigen Empfindung ergriffen und erschüttert worden! Etwa durch eine ernsthafte Neigung, die seine Seele erfüllt hätte — durch die Liebe. Seine unstätten Gedanken würden doch eine bestimmte Richtung, einen Anhaltspunkt gefunden haben; die unlauteren Bilder seiner Phantasie hätten weichen müssen vor der reinen Gestalt, denn wahre Liebe adelt und erhebt immer und kann selbst einen Tiefgefunkenen noch aufrichten und bessern.

Aber der Prinz hatte nie etwas von Träumen und Illusionen gespürt, die der Jugend eigen sind und sie verschönern; er wollte nichts als rohe, sinnliche Genüsse, denen er sich bis zur Übersättigung hingab, und nur in Einem war er charakterfest und konsequent, in der steten Erneuerung und Steigerung seiner Excesse.

Im zweiundzwanzigsten Jahre (1769) vermählte er sich mit der Prinzessin von Penthièvre. Sie war schön und lebenswürdig und eine der tugendhaftesten und edelsten Frauen an dem leichtfertigen Hofe. Der Herzog liebte sie auch, aber nach seiner Art, flüchtig und obenhin, und wohl kaum mehr als jedes andere Weib seiner unlauteren Kreise.

Schon früher hatte er sich eng an einen gewissen Grafen de Boyer angeschlossen, ohne den er bald nicht mehr leben konnte. Dieser Graf war der Anführer und Tonangeber aller

verdorbenen Subjekte seiner Zeit. Reich, nicht ohne Geist und oberflächlich gebildet, von gefälligem Äußeren und einnehmenden Manieren, hatte er nach und nach alle jungen Männer der höheren Gesellschaft, deren Ruf schon stark geschädigt oder schon ganz verloren gegangen war, an sich zu ziehen und durch seine Persönlichkeit zu fesseln gewußt. Er selbst nannte sich einen Adepten des Abbé Yvon, eines überspannten Priesters, der durch einige excentrische Artikel in der Encyclopädie eine sehr zweifelhafte Berühmtheit erlangt hatte. Einer derselben, „über die Seele“, war sogar von der theologischen Fakultät der Sorbonne verdammt worden; Grund genug für jene Sorte von Menschen, ihn auf den Schild zu erheben.

Der Graf de Boyer hatte sich mit der sogenannten Philosophie des Abbé auch seine mystischen Redensarten angeeignet, mit denen er seine im übrigen ganz triviale Unterhaltung interessant zu machen glaubte. Er schwatzte von Zeit und Raum, von der Kette der Wesen, von der Abstraktion, von der Materie, vom Urstoff und ähnlichem Zeug, das kein Mensch verstand, selbst er nicht. Die Erklärung kam dann später hinterher; diese aber war um so deutlicher und handgreiflicher. Da erfuhren denn seine Zuhörer, daß alle Gefühle lächerlich seien, und alle Zweifel und Gewissensregungen eine alberne Schwäche, daß Recht und Gerechtigkeit nur auf veralteten Vorurteilen beruhten, daß die Sinne das eigentliche Wesen des Menschen ausmachten, und daß er im Sinnengenuß sowohl seine Bestimmung wie sein Glück zu suchen habe.

Das Grundprincip dieser gräßlichen Doktrin war mithin sehr einfach. Sie leugnete zunächst alle und jede Moral und nannte ihre Lehren hohle und nichtsagende Phrasen, eine Art von Gewissensballast, den jeder Mann von Geist über Bord werfen müsse, um sich in seinem Denken und Handeln die persönliche Freiheit zu bewahren. Rechtschaffenheit, Treue und Glauben, Aufrichtigkeit und Vertrauen, kurz, alle guten

Eigenschaften und edlen Gefühle wurden als Kindereien und Albernheiten abgethan.

Da begreift es sich leicht, daß die Anhänger einer solchen Doktrin völlig und ganz der Korruption verfielen, und sich gegenseitig an Lieberlichkeit und Verleugnung aller Scham und selbst des äußerlichen Anstandes zu überbieten suchten.

Und doch wäre dieser Graf de Boyer für einen Menschenkenner eine sehr interessante Studie gewesen. Er glaubte nämlich selbst nicht an die Doktrin, die er so aufdringlich lehrte und so prahlerisch vertrat. Eine Menge Züge aus seinem Privatleben und schließlich sein Tod liefern davon den sichersten Beweis. Auch geriet er sehr oft mit seinen Ansichten und sich selbst in Widerspruch. So sprach er beständig mit Verachtung von der „guten Gesellschaft“ und machte sich bei jeder Gelegenheit über sie lustig. Und doch ärgerte er sich im stillen, daß ihm gewisse Kreise jener Gesellschaft, in die er sich so sehr bemühte zugelassen zu werden, hartnäckig verschlossen blieben. Ferner trug er stets Gefühllosigkeit und Härte zur Schau, und doch mußte man bestimmt, daß er im geheimen viel Gutes that und manche verarmte Familie unterstützte, die vergebens die hilfreiche Hand zu erraten suchte. In der ganzen Umgebung seines Schlosses bei Tours war er wegen seiner Mildthätigkeit beliebt.

Keiner verspottete so den Hof wie er, und keiner machte sich über diejenigen, die um irgend eine Auszeichnung oder eine Gnade baten, so lustig wie er; und doch erzählte man sich, daß er heimlich alle Hebel in Bewegung setzte, um Ritter vom heiligen Geist zu werden, freilich einer der größten Beweise königlicher Huld.

Auf einem Balle in Marly, wo der Graf zufällig in die Nähe des Königs geriet, redete ihn dieser in seiner bekannten ehrlichen und derben Weise an und machte ihm laut und vor allen Hofleuten Vorwürfe über sein leichtfertiges und aben-

teuerliches Leben, und der Graf konnte vor Schrecken und Bestürzung gar keine Antwort finden. Er flüchtete in einen anderen Saal und klagte dem Minister Maurepas, der viel beim König galt, sein Leid und bat ihn zugleich, doch gelegentlich bei Sr. Majestät ein günstiges Wort für ihn einzulegen. Der Minister, selbst ein Lebemann und Freigeist, lächelte und erwiderte: „Sie wissen doch, lieber Graf, daß wir dem König unmöglich Takt und Höflichkeit beibringen können.“

Durch diesen Vorfall war übrigens die Eitelkeit des Grafen schwer verletzt worden; der Ärger über den abgeschlagenen Orden kam hinzu, vielleicht auch Lebensüberdruß — genug, er starb bald darauf.

— Und einen solchen Mann hatte der Herzog von Chartres, der nur dessen eine verwerfliche Charakterseite kannte und sich dadurch zu ihm hingezogen fühlte, zu seinem intimen Freunde gemacht, und man geht nicht zu weit, wenn man behauptet, daß von jener Epoche an sein eigentliches sittenloses und gemeines Leben beginnt. Deshalb habe ich mich auch hier so eingehend mit dem Grafen befaßt, weil sich diese Schilderung genau auf den Herzog selbst anwenden läßt. Die Triebfedern zu seinen Handlungen mögen verschieden gewesen sein, und er mag sich auch manchmal, wenigstens in der ersten Zeit, noch einigen Zwang auferlegt haben, im Princip stimmte er mit seinem Vorbild vollkommen überein. Und dies Princip beruhte auf einer Doktrin, die sich schon im vorigen Jahrhundert in den Köpfen einzelner entwickelt hatte, aber noch immer geheim gehalten wurde, die erst im XVIII. Jahrhundert die Maske abwarf und mit cynischer Offenheit zu Tage trat, und für die wir keinen anderen Namen finden, als die Doktrin der Selbstbefreiung. Frei von allen Vorschriften und Gesetzen, die Anstand, Sitte und Herkommen, und vor allem Ehr- und Pflichtgefühl den Menschen auflegen, und denen sich der Einzelne im Interesse der Gesamtheit fügen muß, um nicht das gedeihliche

Zusammenleben zu gefährden: das war die Philosophie, zu der sich Tausende in Frankreich vor dem Ausbruch der Revolution bekannnten, und das war auch die des Herzogs.

Er hielt nur das für gut und recht, was ihm bequem war und seinen Neigungen entsprach; er hatte keine Ahnung davon, daß der Mensch zu seinem eigenen Glücke auch des Glückes seiner Nebenmenschen bedarf, und keinen Begriff von der Nächstenliebe, die das Wohlergehen der anderen zum Zweck hat, die in dem Bewußtsein, Gutes zu thun, ihren Lohn findet.

Als Besitzer eines unermesslichen Vermögens, kam ihm gar nicht der Gedanke, davon einen hochherzigen Gebrauch zu machen, und noch weniger hätte seine beschränkte Selbstsucht begriffen, daß er an Dank und Verehrung weit mehr empfangen würde, als er von seinem Überfluß gegeben.

Deshalb hat auch der Herzog weder den Grafen de Boyer geliebt, noch sonst irgend jemand von denen, die an seinen rohen, materiellen Freuden und Genüssen teilnahmen. Nur mit seinem Schwager, dem Prinzen von Lamballe, schien er auf einem herzlicheren Fuße zu stehen; er zeichnete ihn vor den übrigen Kavaliern seines Hofstaates besonders aus und mußte ihn immer um sich haben. Der schwächliche und kränkliche Prinz konnte aber das wilde Leben, in das ihn der Herzog hineinzog, nicht lange ertragen; er starb schon i. J. 1769.

Er hatte den Herzog zum Erben seines kolossalen Vermögens eingesetzt, was allerlei befremdliche Gerüchte hervorrief, als wenn der Prinz keines natürlichen Todes gestorben sei. Die durch die große Erbschaft noch gesteigerte Verschwendungssucht des Herzogs, die bereits längst das öffentliche Argerniß erregt hatte, gab diesen Gerüchten noch mehr Glaubwürdigkeit. Trotzdem kann ich versichern, daß dieselben, wie ich aus der sichersten Quelle weiß, gänzlich unbegründet sind. Moralisches mag allerdings der Herzog den frühen Tod seines Schwagers auf dem Gewissen haben.

Selbst ein langer, intimer Umgang konnte in seinem Herzen keine wärmeren Gefühle erwecken. Dies zeigte sich mit erschreckender Wahrheit bei dem Tode des Marquis von Conflans, mit dem er über zwanzig Jahre lang in der vertraulichsten Verbindung gelebt hatte. Der Marquis war ein liebenswürdiger, geistreicher Cavalier, der durch sein elegantes, einnehmendes Wesen, verbunden mit einer vornehmen Erscheinung, allgemein beliebt war, und sich auch in denjenigen Kreisen des hohen Adels, wo noch auf Anstand und feine Sitten gehalten wurde, sehr geschickt und rücksichtsvoll zu benehmen wußte.

Ein langjähriges Leiden nahm schließlich einen gefährlichen Charakter an; aber er selbst beruhigte seine Freunde, scherzte darüber und setzte sein leichtfertiges Leben unbesorgt fort.

Eines Tages war er mit dem Herzog und mehreren anderen Herren von Lauzun zu Tische geladen und ließ ziemlich lange auf sich warten, so daß alle, besonders der Herzog, sehr ungeduldig wurden. Endlich erscheint einer von Conflans' Lakaien und bringt in großer Aufregung die Trauerbotschaft: sein Herr sei vor einer Stunde plötzlich gestorben. Alle Anwesenden sind mehr oder weniger ergriffen, einige sogar erschüttert, und jeder äußert ein Wort der Teilnahme. Nur der Herzog, der doch in dem Marquis seinen ältesten Freund verloren, macht ein gleichgültiges Gesicht und sagt ganz trocken, als wenn gar nichts vorgefallen wäre: „Lieber Lauzun, da wir doch niemand mehr erwarten, so lassen Sie uns zu Tische gehen; wir kommen sonst zu spät in die Oper.“

Diese klägliche Anekdote charakterisiert den ganzen Mann.

Das Verhältnis des Herzogs zu Lauzun selbst wird ein ähnliches gewesen sein, obwohl Lauzun ihm von Kindheit an aufrichtig zugethan war. Auf Rechnung des Herzogs kommt wohl sehr wenig von dieser Neigung. Aber Lauzun war ein Mann von lebhaftem Temperament, witzig und dabei etwas romantisch; das gleiche Alter und fast die gleiche, glänzende

gesellschaftliche Stellung kamen hinzu, und da läßt sich diese Freundschaft schon erklären. Später, als der Herzog immer offenkundiger als roher Wüßling auftrat und selbst die gewöhnlichsten Rücksichten nach außen hin absichtlich zu verspotten schien, hatte Lauzun Mühe, ihn, so gut er konnte, zu verteidigen; denn er wollte nicht mit ihm brechen. Aber sehr bezeichnend ist es, daß er bei seinen häufigen finanziellen Verlegenheiten, die ihm seine Verschwendung bereiteten, niemals auf den Gedanken kam, den Herzog um ein Darlehen anzusprechen. Auch von Politik redete der Herzog niemals mit ihm, so daß Lauzun glaubte, er habe eigentlich gar keine politischen Ansichten und Pläne.

Die übrigen Kavaliere, die den Herzog umgaben, lasse ich beiseite; sie waren unbedeutend und nichts weiter als die lieberlichen Gäste und Trinkbrüder eines lieberlichen Herrn. Sie wurden später in alle Winde zerstreut.

Hier wäre auch der Ort, von seinen vielen Maitressen und sonstigen Liebchaften zu reden, aber sie waren meist so trivialer Art, daß es sich wirklich nicht der Mühe verlohnt. Wenn ich hinzufüge, daß der Herzog sich in dieser Beziehung allen nur erdenklichen und undenklichen sinnlichen Genüssen und Excessen bis zur Übersättigung hingab, so meine ich schon zu viel gesagt zu haben.

Allerdings kam er durch seine Stellung auch mit den Frauen der höchsten Kreise in Verbindung, und manche von ihnen waren schwach genug, ihm eine weit größere Aufmerksamkeit zu schenken, als er verdiente. Dahin gehört u. a. eine deutsche Prinzessin von Hessen-Rheinfels, die mit dem Fürsten von Bouillon vermählt war, ferner eine Marquise von Fleury und namentlich die Prinzessin von Lamballe, seine Cousine. Diese Damen zeigten ihm wirklich eine aufrichtige Neigung, vielleicht, um ihn seinem lasterhaften Leben zu entreißen. Als sie aber hörten, er habe eines Tages geäußert, er gehe an den Hof wie in Feindes Land, um pikante Eroberungen zu machen, zogen

sie sich zurück. Der Herzog, der sich für unwiderstehlich hielt, rächte sich durch allerlei gemeine Verdächtigungen und zweideutige Anspielungen, verfehlte aber völlig seinen Zweck; denn die Hofgesellschaft nahm offen Partei für die Geschmähten, und der Herzog hatte dadurch noch mehr an seiner Reputation verloren, wenn er überhaupt noch etwas zu verlieren hatte.

Mit einer anderen Frau muß ich trotzdem eine Ausnahme machen und darf sie nicht mit Stilltschweigen übergehen; im Gegenteil, ich muß sie etwas näher besprechen. Dies war die Frau von Genlis¹⁾.

Ein weiblicher Charakter, der aus Ehrgeiz und Verschlagenheit, aus Hingabe und Zurückhaltung, aus Grundsätzen und Leichtfertigkeiten zusammengesetzt ist und diese Eigenschaften je nach den Umständen zur Geltung zu bringen weiß, wird jedenfalls in der Welt Erfolg haben. Und einen solchen Erfolg hat Frau von Genlis auch in reichem Maße gehabt. Jung, hübsch und unternehmend, verstand sie es, sich in der Männerwelt interessant zu machen, und es glückte ihr auch, schon im sechzehnten Jahre einen Gemahl zu bekommen. Später stolzierte sie vor der Welt im Gewande der strengsten Ehrbarkeit, ohne dadurch im stillen die Galanterien aufzugeben. Mit derselben Feder, mit welcher sie die frivolen „Schwanenritter“ geschrieben, schrieb sie auch die „moralischen Erzählungen für Kinder“, und an demselben Schreibtische verfaßte sie ein Gebetbuch für die kleine Prinzessin von Chartres und eine Brandrede, die der Vater, der Herzog von Orleans, im Jakobinerklub halten wollte. Ihr ganzes Leben bietet solche Kontraste.

1) Félicité de Saint-Aubin wurde i. J. 1746 geboren und heiratete schon im 16. Jahre den Fregatencapitän Grafen von Genlis, der i. J. 1793 mit den Girondisten hingerichtet wurde. Die Gräfin war seit 1770 Ehrendame der Herzogin von Chartres und wurde später Erzieherin ihrer Kinder. Nach dem Ausbruch der Revolution, für die sie anfangs sehr schwärmte, flüchtete sie in die Schweiz und kehrte erst unter dem Konjulat nach Paris zurück. Sie schrieb leichtfertige Romane und erbauliche Erziehungsschriften, so daß ihre litterarische Wirksamkeit sehr verschieden beurteilt wird. Sie starb i. J. 1830.

Ihre äußere Erscheinung war wohl anziehend, aber nicht wirklich vornehm; ihre pikanten Gesichtszüge belebten sich in der Unterhaltung, die, ohne gerade geistreich zu sein, doch von Kenntnissen, guter Beobachtungsgabe und feinem Takt zeugte. Und darin bestand auch ihre Überlegenheit in der Gesellschaft.

Als sie mit großer Not die Hand des Grafen von Genlis erhalten hatte, mußte sie zuerst seine Familie, die gegen die Verbindung gewesen, freundlich zu stimmen suchen, was ihr über Erwarten gelang. Sie gewann durch ihr liebenswürdiges und bescheidenes Benehmen die gräflichen Eltern so sehr, daß diese sich beeilten, sie in die hohen Kreise von Versailles und Paris einzuführen, und das war es, was sie wünschte. Sie wurde auch der Herzogin von Chartres vorgestellt, die großes Gefallen an ihr fand und sie zu ihrer Ehrendame machte. Jetzt hatte sie gewonnenes Spiel. Der Herzog fand sie sehr nett und umgänglich, was er ihr auch in seiner dreisten Manier alsbald zu verstehen gab, und sie ließ sich seine Huldigungen gern gefallen, denn sie war, wie sie selbst sagte, keine Freundin von albernem Koketterie. Sie war überhaupt niemals gegen die Männer unerbittlich.

Nach einigen Jahren erlangte sie durch ihre Klugheit und besonders durch ihre Nachsicht mit den sonstigen kleinen Schwächen des Herzogs einen derartigen Einfluß auf ihn, daß man wohl nicht fehl geht, wenn man behauptet, sie habe diesen Einfluß auch auf seine spätere politische Laufbahn beibehalten.

Ihre wohlberechnete Anhänglichkeit wurde gut belohnt: der Herzog machte sie zur Gouvernante seiner Kinder. In den Hofreisen fand dieser Schritt natürlich allgemeine Mißbilligung, aber der Herzog wollte sich auch hier wieder nach seinem Geschmack auszeichnen und damit einen neuen Beweis liefern von seiner Mißachtung aller Schicklichkeit und Konvenienz.

Frau von Genlis zeigte übrigens, daß sie zu einer intellektuellen Erziehung wohl befähigt war und die geistigen

Fähigkeiten ihrer Gelehen sehr gut zu entwickeln verstand. Die vortrefflichen Anlagen der beiden ältesten Kinder des Herzogs, des Sohnes, wie der Tochter, machten beide zu edlen und bedeutenden Menschen¹⁾. Ein schweres Geschick verfolgte und prüfte sie, aber es stärkte und erhob sie auch, und verlieh ihnen jenen Seelenadel, den eben nur das Unglück den Menschen geben kann — sie waren schlicht, großgesinnt und gut geworden, und blieben es auch, als dasselbe Geschick sie wieder auf die ihnen gebührende Höhe zurückführte.

Die besten Werke der Frau von Genlis, mit Ausnahme des „Fräulein von Clermont“, stammen aus jener Zeit, und wenn wir sie später von ihrer Bedeutung herabsinken sehen, so liegt der Grund darin, daß sie, von den ersten glänzenden Erfolgen berauscht, sich später aus persönlicher Eitelkeit nicht mehr nach dem Geschmack des Publikums, sondern nur mehr nach ihrem eigenen richtete, der vielfach beschränkt und verkehrt war. Hinzu kommt, daß in ihren letzten Romanen, trotz aller angekünftelten Ehrbarkeit und trotz der vielen Moralpredigten, immer von Zeit zu Zeit die Leichtfertigkeit und sittliche Ungebundenheit ihrer eigenen früheren Tage durchblickt. Ohne heimliche Liebchaften und einige natürliche Kinder, meint sie in ihren Schriften nicht interessant sein zu können.

Um noch einmal auf die Jünglingsjahre des Herzogs zurückzukommen, so bemerkte ich nur, daß er sich niemals mit bestimmten Lebensplänen oder sonstigen Lieblingsprojekten trug, was doch sonst junge Männer in solchem Alter und seines Standes gern zu thun pflegen. Alle seine Handlungen hatten den Anstrich des Unüberlegten und Trivolen, wenn nicht der Schlechtigkeit und der Heimtücke. Natürlich fehlte es dabei nicht an Excentricitäten. Er ließ sich mit Geisterbeschwörern und Teufelsbannern ein, schwärmte für die Phantasmagorien Cagliostro's, der damals in Paris sein Wesen trieb, bis er durch die Hals-

¹⁾ Der König Ludwig Philipp und dessen Schwester Madame Adelaide.

bandgeschichte in die Bastille kam. Er ließ sich in den Freimaurerorden aufnehmen und spielte den begeisterten Adepten. Er stieg mit Lustschiffern auf und reiste nach England, um an den Wettrennen von Newmarket teilzunehmen, und was dergleichen Dinge mehr waren, die alle nur dazu beitrugen, ihn noch zerfahrenere und haltloser zu machen.

Um sein Vermögen, das bereits kolossal war, noch zu vergrößern, kaufte er die rund um das Palais royal liegenden Grundstücke an, die er bebauen ließ, um die Häuser hoch zu vermieten. Ludwig XIII., Anna von Oesterreich und Ludwig XIV. hatten nacheinander den Palast bewohnt, bis er durch Erbschaft an die Familie Orleans kam¹⁾.

Seinem Schatzmeister Séguin traute er nicht und ließ ihn einst, als dieser zur Rechnungsablage bei ihm war, festhalten, nahm ihm die Schlüssel ab und ging selbst an die Kasse, die er vollständig ausräumte. Er wußte, daß Séguin große Summen verspielt und Gelder von seinen Freunden geliehen hatte, um das Deficit zu verbergen.

Eines Tages kam dem Herzog in den Sinn, sich auf das Admiralschiff eines Flottengeschwaders zu begeben, um eine Expedition zur See mitzumachen, und dadurch ein Anrecht auf Titel und Würde eines Großadmirals zu erlangen, die sein Schwiegervater, der Herzog von Penthièvre, besaßen. Es fand sich aber keine passende Charge für ihn, und nachher hieß es, er habe keinen Mut gehabt, das Festland mit dem unsicheren Element zu vertauschen. Auch in Liebhabertheatern trat er

¹⁾ Das Palais royal wurde zu Anfang des XVII. Jahrhunderts für den Cardinal Richelieu gebaut, der es in seinem Testament dem König Ludwig XIII. vermachte (1643). Unter der Regentschaft wohnte dort Anna von Oesterreich mit dem jungen Ludwig XIV. Dieser schenkte es i. J. 1693 seinem Bruder, dem Herzog von Orleans, und von da an blieb es im Besitz dieser Familie bis zur Revolution, wo es mit dem ganzen großen Grundbesitz sequestriert wurde. Unter dem Konsulat diente es für das Tribunal, und i. J. 1814 wurde es der Familie Orleans zurückgegeben. Unter dem Zweiten Kaiserreich bewohnte es der Prinz Napoleon, und unter der neuen Republik seit 1870 halten dort der Rechnungshof und der Staatsrat ihre Sitzungen.

auf und ließ sich bekränzen und beklatschen, und der berühmten Sophie Arnould von der Großen Oper brachte er eines Abends ein Ständchen, worauf man ein pikantes Spottlied dichtete, das er aber diesmal nicht verdiente.

Von seinen Reisen nach England und Italien weiß man weiter nichts, als daß er sie im Fluge machte, und daß ein Tebeum zur Feier seiner Genesung von einer schweren Krankheit in der Loge „Zu den Neun Schwestern“ abgehalten wurde. Zum Großmeister aller französischen Freimaurerlogen hatte man ihn bereits i. J. 1771 erwählt.

So war der Herzog denn nach und nach in die Mannesjahre gekommen, wo die wilden sinnlichen Triebe naturgemäß ruhiger werden, und wo selbst ein blasierter Mensch nach Abwechselung verlangt. Bis dahin hatte man noch keine ehrgeizige Regung an ihm wahrgenommen, die immer, wenn überhaupt, in der abgestumpften Seele eines Libertins erst später erwachen.

Rund um ihn her, sowohl in seiner näheren Umgebung, als auch in den weiteren Kreisen, waren die Gemüther in gewaltiger Aufregung, die sich mehr und mehr über ganz Frankreich verbreitete. Ich habe schon früher darauf hingewiesen. Am Horizont des ganzen Königreiches grollte es wie von einem aufsteigenden Gewitter, oder wie der unterirdische Donner eines ausbrechenden Vulkans. Die Regierung selbst hatte in ihrer Not die französischen Bürger zusammenberufen, um über die Finanzlage des Landes zu beraten, und sie wollte — etwas Unerhörtes, was noch nie zuvor geschehen — Rechenschaft ablegen von ihrer Verwaltung. Ein solches Verfahren hatte überall einen unbeschreiblichen Eindruck gemacht. Eine ganz neue Macht war auf einmal in Frankreich aufgetaucht, die man bis dahin gar nicht gekannt: die öffentliche Meinung. Es war freilich nicht das klare Bewußtsein und das ruhige Urtheil derjenigen Völker, die sich schon lange im Besitze der Freiheit und freisinniger

Institutionen befinden, sondern es war das ungezügeltste Verlangen einer stürmisch vordringenden Menge, die, gänzlich unerfahren in Staatsgeschäften, jetzt über alles und jedes Rechenschaft fordert, von dem sie nur wenig oder nichts versteht. Und solch ein gährendes Element glaubte Calonne zu einem gefügigen Werkzeug machen zu können, um in die abgenutzte Regierungsmaschine neue Triebkräfte zu bringen.

Er rief die Notabeln zusammen und teilte sie in verschiedene Büreaus ein, davon jedes einen königlichen Prinzen zum Präsidenten erhielt. Die Präsidentschaft des dritten Büreaus fiel dem Herzog von Orleans zu. Er machte sich sofort durch Gleichgültigkeit und durch eine völlige Unkenntnis der Staatsgeschäfte bemerklich. Er mußte aber doch notgedrungen den Sitzungen beiwohnen und auf seine täglichen Vergnügungen und Zerstreuungen verzichten. Lange hielt er es nicht aus. Zuerst fing er an, in den Abendsitzungen auszubleiben; bald erschien er auch vormittags nicht mehr, oder, wenn er erschien, so war es kurz vor dem Schluß. Einmal war er sogar während einer sehr wichtigen Sitzung mit seinem Gefolge auf die Jagd nach Raincy, dicht vor Paris gefahren, und die Jäger verfolgten den zu Tode gehezten Hirsch bis in die Vorstadt Saint-Antoine hinein, zum Skandal der dortigen Bevölkerung.

Seine Anhänger, die sich übrigens schon sehr gelichtet hatten, versuchten, ihm das Wort zu reden, indem sie sagten, er habe sich doch wenigstens nicht an den Intriguen beteiligt, welche die meisten Mitglieder zu ihrer Hauptaufgabe gemacht, und wodurch die großen Hoffnungen, die das Volk auf diese Körperchaft gesetzt, vernichtet wurden. Aber welch eine elende Entschuldigung und welch ein politisches Armutzeugnis für den ersten königlichen Prinzen des Landes lag in dieser einfältigen Versicherung, daß er kein Intriguant sei! Seit andert-halb Jahrhunderten hatte Frankreich seinen König nicht von einer so glänzenden Elite hervorragender Männer umgeben

gesehen. Der höchste erbgeessene Adel, die ersten Magistratspersonen, die angesehensten Grundbesitzer des Reiches waren zusammengetreten, um dem Monarchen ihre Ansichten über Verwaltung, Rechtspflege und über die wichtigsten Regierungsfragen offen und vorurteilsfrei darzulegen und dadurch die stets wachsende Eigenmächtigkeit der Parlamente zu brechen. Und welche ernste und schwierige Aufgaben hatten die Notabeln außerdem zu lösen? Die kolossalen Privilegien der Geistlichkeit sollten beschränkt, die Steuern gerechter und billiger verteilt und dadurch das gesamte Steuersystem reformiert werden; man sollte ferner über die Abschaffung der Frondienste, über die Freiheit des Kornhandels und über Oktroi und Zölle beraten und auch hier den Bedürfnissen des Volkes Rechnung tragen; man sollte ferner gegen alle diejenigen den Kampf bestehen, die noch hartnäckig an ihren alten Vorrechten festhielten, und schließlich die große Menge der Streber und Stellenjucher, die im trüben zu fischen dachten, im Zaum halten. Wahrlich gewaltige und einer großen, intelligenten Versammlung würdige Aufgaben! Und da konnte ein königlicher Prinz, der durch Rang und Geburt so hoch über allen anderen stand, daß er weder kleinlichen Bedenken nachzugeben, noch engherzige Rücksichten zu nehmen brauchte, gleichgültig bleiben und sich nicht ermannen, um mit der vollen Kraft seiner Unabhängigkeit und seines weitreichenden Einflusses der ganzen Versammlung zu imponieren, und die Gefahren, die den wankenden Thron und den schwachen König bedrohten, beschwören? Fürwahr, ich habe kein Verständnis für eine solche Mattherzigkeit und Indolenz, und noch weniger für die unverschämte Beschönigung, daß der Herzog dafür auch nicht an den heimlichen Intriguen teilgenommen. Die allgemeine Entrüstung über dieses unwürdige Verhalten brach dann aber auch laut genug hervor.

Um die böse Mißstimmung in etwas zu beschwichtigen, hatten die Ratgeber des Herzogs ihn zu einem Schritt beredet,

der Aufsehen erregen und ihn möglicherweise in der öffentlichen Meinung rehabilitieren sollte. Er verstand sich auch dazu, nur mußte die Rolle, die er dabei zu spielen hatte, nicht zu schwer sein und nicht zu viel geistige Anstrengung erfordern.

Der Herzog hatte zum Hauptverwalter seines unermesslichen Vermögens einen gewissen Marquis von Ducrest, einen Mann, den die zufällige Laune des Glücks emporgehoben, und der sich dann einbildete, dies seinem persönlichen Verdienst zu verdanken. Der Marquis war dreist und unternehmend, dazu voll Selbstvertrauen. Er hatte den hohen Posten nur durch die Fürsprache seiner Schwester, der Frau von Genlis, erhalten, und er behauptete sich auf demselben mit großem Geschick wie ein echter Charlatan. Außerlich benahm er sich aber wie ein gewiegter Geschäftsmann, und er galt auch dafür; denn die herzogliche Vermögensverwaltung schien in bester Ordnung zu sein. Alle Welt beschäftigte sich damals mit Finanzprojekten, und der Marquis Ducrest kam sogar auf den Einfall, ein Memorandum über die Staatsfinanzen zu schreiben. Er konnte darin leicht beweisen, daß dieselben bis jetzt in sehr schlechten Händen gewesen und ging dann einen Schritt weiter, indem er zu ihrer Wiederaufbesserung den Verwaltungsmodus empfahl, den er bei dem herzoglichen Vermögen mit so großem Erfolge eingeschlagen. Der Herzog mußte darauf das Memorandum dem König überreichen lassen und sich selbst für den Verfasser ausgeben. Er that es auch gern, natürlich in der Voraussetzung, daß er nicht nötig hatte, darüber zu diskutieren; aber man sollte doch, wenn es bekannt würde, daraus ersehen, daß er sich ernsthaft um die Staatsangelegenheiten bekümmere. Der König erhielt das Memorandum, las es auch vielleicht, sprach aber mit keiner Silbe davon. Das paßte wieder dem Herzog nicht, der nun ein zweites Memorandum, und diesmal wirklich selbst verfaßte, das nicht bei den bloßen Reformvorschlägen stehen blieb, sondern die Minister persönlich und speciell

den Erzbischof von Toulouse auf das heftigste angriff. Auf diese Weise deckte er, wie er sich ausdrückte, die eigentliche Quelle des Übels auf, um dem König die Herzen seines Volkes wiederzugewinnen, die er durch die schlechte Regierung seiner Räte verloren hatte. Zu diesem Zweck schlug er vor, eine Art von oberstem Aufsichtsrat zu schaffen, der die Minister in ihren einzelnen Ressorts zu kontrollieren habe, und schließlich einen Chef dieses Aufsichtsrates, der mit unbegrenzten Vollmachten auszustatten sei, um dies hohe Amt zur Wohlfahrt des Landes erfolgreich zu versehen. Er ließ dabei nicht undeutlich durchblicken, daß er aus „Patriotismus und Königstreue“ sich wohl zur Übernahme dieses Amtes verstehen würde. Er verlangte also im Grunde, und zwar für sich selbst, nichts anderes, als die Wiederherstellung der reichdotierten Charge eines Generalintendanten der Finanzen, die seit der Ungnade Fouquets unter Ludwig XIV. nicht wieder besetzt worden war.

Der gute König legte auch dies Memorandum, das, besonders im Hinblick auf die Person des Verfassers, von einer großen Aufdringlichkeit und Unverschämtheit zeugte, still beiseite, und man würde wohl nichts davon erfahren haben, wenn man nicht zufällig eine Abschrift gefunden hätte. Diese ging nun von Hand zu Hand, und bald wußte es der ganze Hof. Pasquille und Spottverse cirkulierten, in denen der Herzog und sein Helfershelfer Ducrest stark mitgenommen wurden, und beide mußten es über sich ergehen lassen.

So hatte denn der erste Versuch des Herzogs, die öffentliche Meinung für sich zu gewinnen, ein klägliches Fiasko gemacht; aber seine Getreuen ließen deshalb den Mut nicht sinken und gelobten sich nun, in Zukunft vorsichtiger zu Werke zu gehen. Die Gelegenheit dazu bot sich leicht; denn die Verwirrung wurde mit jedem Tage größer. Die neuen Ideen verbreiteten sich lawinenartig weiter und weiter.

Zu Anfang des Jahres war eine Notabelnversammlung erschienen, und alle Welt erstaunte darüber; im Sommer wurden im Pariser Parlament die ersten Stimmen laut, die nach den Generalstaaten verlangten, und man erstaunte noch mehr.

Überall verzichteten die Gerichtshöfe auf ihr altes Vorrecht, die Steuern und Abgaben auszuschreiben; sie sandten die Listen mit den Voranschlägen einfach nach Paris zurück, um sie den Generalstaaten zur Begutachtung vorzulegen. Der Hof, über diese Sprache entrüstet, versuchte, die Parlamente einzuschüchtern und schickte das Pariser nach Troyes in eine Art von Exil, und auch noch andere mußten ihre Residenz wechseln; sie gaben aber nicht nach, und man war genötigt, sie zurückzurufen. Hier erscheint zuerst ein Marquis von Sémonville¹⁾ als Vermittler zwischen dem erzürnten Hofe und der unbotmäßigen Magistratur, und sogar seine Gemahlin spielte dabei eine Versöhnungsrolle, aber es war doch nur ein kurzer Waffenstillstand; der entfesselte Sturm selbst war nicht mehr aufzuhalten.

Die Minister hatten sich endlich mit dem ominösen Wort „Generalstaaten“ vertraut gemacht und suchten nur die Berufung derselben hinauszuschieben. Inzwischen mußten sie aber durchaus für neue Einnahmen sorgen; denn der Staatsäckel war leer. Schon die letzten Steuern waren kaum zur Hälfte eingegangen; die hohen Zinsen der verschiedenen Anleihen mußten bezahlt, und der ganze Staatshaushalt mußte in Fluß gehalten werden — dem Ministerium blieb nichts übrig, als eine neue

¹⁾ Der Marquis Louis de Sémonville, geb. 1759, Parlamentsrat seit 1778, gehörte als solcher zur Opposition. Trotzdem schätzte der König ihn sehr und beauftragte ihn später mit einer geheimen Mission an Mirabeau, um ihn für den Hof zu gewinnen. Die Revolutionsjahre brachte er fast ganz im Kerker zu, entging aber dem Tode. Er wurde unter dem Kaiserreich Senator (1805), hielt sich jedoch von der Politik fern. Pair von Frankreich (1814), stand er bei der Julirevolution auf Seite des Hofes und machte große Anstrengungen zur Rettung der Monarchie. Er starb i. J. 1839. Seine Gattin war eine Witwe des Grafen Montholon, und als solche die Mutter des Generals Montholon, der Napoleon nach Sankt Helena begleitete.

Anleihe anzukündigen, und zwar mit fünfjährigen Einzahlungen und zum Betrage von vierhundert Millionen.

Die Summe war enorm, und um die böse Wirkung einigermaßen abzuwehren, verhiess man sofort allerlei Reformen, unter denen die Versicherung der äussersten Sparsamkeit obenan stand. Man stellte auch eine Civilgesetzordnung für die Protestanten in Aussicht, wodurch die Regierung sich neue Freunde und Anhänger zu verschaffen hoffte, deren sie mehr als je bedurfte.

Natürlich wurde das Ministerium sofort, und heftiger und allseitiger als zuvor, angegriffen, und immer suchte einer den anderen darin zu überbieten. Die Zünfte, Gewerke und ähnliche Korporationen mischten sich hinein, und es war wie eine univervelle Lösung, die Minister so schlecht als möglich zu machen, deren allerschlimmster Gegner leider ihre eigene Unfähigkeit war. In einem so ungleichen Kampfe konnte man sich leicht Vorbeeren verdienen und die Volksgunst gewinnen, und auch der Herzog von Orleans liess sich diese günstige Gelegenheit nicht entgehen.

Er hatte ohnehin nach seiner Meinung neuen Grund, sich über den König zu beklagen, weil dieser ihm eine nochmalige Reise nach England nicht bewilligen wollte. Die Prinzen von Gebliit durften nämlich nach einem alten Hausgesetz das Land nicht ohne specielle Erlaubnis des Königs verlassen, wodurch alle Mitglieder der königlichen Familie auch in ihrem Privatleben in einer gewissen Abhängigkeit vom Monarchen standen. Diese Art von Unterwürfigkeit unter dem königlichen Willen war übrigens ganz gerechtfertigt, und die sonstigen grossen Vorrechte einer glänzenden Lebensstellung entschädigten reichlich für diesen leichten Zwang. Der Herzog spielte aber den Mißvergünstigten und Verletzten und that, als kenne er den Grund des Verbotes nicht, den jeder, der den Verhältnissen näher stand, nur zu gut wußte. Seine skandalöse Lebensweise und sein

nichts weniger als fürstliches Betragen während seines früheren Aufenthaltes in England waren auch dem König zu Ohren gekommen, der bei seinen strengen Begriffen von Sitte und Decenz dem Herzog keine Gelegenheit zur Erneuerung solcher Ausschreitungen und solcher unsauberen Geschichten geben wollte, die das französische Königshaus in den Augen einer benachbarten Nation unfehlbar herabsetzen mußten.

Vielleicht mochte aber im Hintergrund noch ein anderes Motiv liegen, und zwar die Furcht vor dem gefährlichen Einfluß der liberalen Gesetze und Anschauungen einer großen, freien Nation auf das leicht empfängliche Gemüt des Herzogs, der ohnehin schon zu den „Mißvergnügten“ gehörte. Eine solche Furcht wäre aber ebenso unbegründet wie verkehrt gewesen und schloß sogar eine Mißachtung des englischen Volkes in sich. Gerade aus England hätte der Herzog sich ernste und feste Grundsätze holen und sich die Begriffe von wahrer Freiheit aneignen können. Dort hätte er gesehen, daß jeder Staatsbürger seine Pflichten kennt und gewissenhaft erfüllt, wie die Höchstgestellten dem Volk vorangehen in der Achtung vor dem Gesetz und in der Ehrfurcht vor dem Thron, wo es für ein Verbrechen gilt, eigennützige Privatinteressen auf Kosten der öffentlichen Wohlfahrt zu verfolgen. Und nur diese letzteren kamen bei dem Herzog in Frage und erklärten seine Erbitterung gegen die königliche Familie und den Hof.

Am meisten galt der Königin diese Erbitterung, die durch allerlei Einflüsterungen und Zwischenträgereien beständig geschürt wurde. Von beiden Seiten gab es Stichelreden und pikante Anekdoten, und geschäftige Hoffschranzen, die sonst nichts zu thun haben, sind immer bereit, dieselben mit den nötigen Entstellungen und Übertreibungen zu kolportieren.

Leider haben diese elenden Geschichten der unglücklichen Königin nur zu sehr geschadet. Warum mußte sie auch aus der reinen Höhe ihres glänzenden Thrones, dem sie durch ihre

Schönheit und Liebenswürdigkeit zu einer so herrlichen Zierde gereichte, in die niederen Regionen der Hofintriguen und Palastfabalen hinabsteigen! Die Herrscher sind nun einmal unbittlich dazu verurtheilt, sich selbst am meisten und unausgesetzt zu beherrschen; sie dürfen in ihren kleinsten Privatangelegenheiten niemals ihre hohe Würde vergessen; denn ihre Umgebung vergißt jene Kleinigkeiten nicht; eine unvorsichtige Vernachlässigung erzeugt sofort Abneigung, eine unbedeutende Bevorzugung Neid und Eifersucht, und die geringste, oft nur zufällige Schroffheit unverjöhnlichen Haß.

Der Herzog von Orleans sah sich im Laufe der Zeit immer mehr von den vertraulichen Freundschaftskreisen, besonders im kleinen Trianon, ausgeschlossen, welche die Königin zuerst am französischen Hofe eingeführt hatte, und deren strahlender Mittelpunkt sie war. Zu den verschiedenen reizenden Gartenfesten jenes Lustschlosses erhielt der Herzog niemals eine Einladung, obwohl die übrigen Prinzen auch nur selten geladen waren. Aber man hatte ihn sogar bei dem prächtigen Fest übergangen, das die Königin zu Ehren ihres Bruders, des Erzherzogs Joseph (des späteren deutschen Kaisers) im Sommer 1777 gab, als dieser sie in Paris besuchte.

Marie Antoinette hatte nämlich aus Trianon ein eigenes kleines Reich gemacht, wo sie die lästigen Fesseln ihrer Größe abstreifte. Sie war Königin in Versailles und fügte sich dort den hergebrachten Regeln und Formen einer streng vorgeschriebenen Etikette; in Trianon wollte sie nichts mehr sein als eine liebenswürdige und lebenslustige Frau, im Umgang mit gleichgesinnten, befreundeten Menschen. Und je schwerer es war, die gefeierte Schwelle zu überschreiten, desto größer war auch der Wunsch, zu den Auserwählten zu gehören.

Keiner war mehr über diese Ungnade erboßt, als der Herzog, obwohl er sich nichts davon merken ließ. Aber bei einem neuen Gartenfeste in Trianon hatte er sich mit einigen Hofdamen

verabredet, die sich gleichfalls nicht der besonderen Gunst der Königin erfreuten, diesem Ärger Lust zu machen. Sie mischten sich unter das Volk, das der Illumination und dem Feuerwerk zuschaute, und drängten sich bis dicht unter die Fenster des Palastes. Dort vollführten sie einen unziemlichen Lärm, und der Herzog erging sich so laut in anzüglichen Bemerkungen und zweideutigen Redensarten, daß die Königin, als sie davon hörte, sich aufs äußerste verletzt fühlte. Für einen Prince du sang keine sehr noble Rache.

Nach diesen kleinen Misereen hielt es nicht schwer, einen Mann wie den Herzog zu einer ernstern Opposition gegen den Hof aufzureizen.

Die Opposition war ohnehin Mode geworden, sie lag in der Luft, und man brauchte sich nur dem allgemeinen Zuge anzuschließen. Was hatte der Herzog auch viel zu befürchten, wenn er mit einer Partei gemeinsame Sache machte, die bereits in ganz Frankreich ihre begeisterten Anhänger gefunden hatte, und die man sogar in den Vorzimmern des Königs antreffen konnte? Der Herzog brauchte nur hervorzutreten, um sicher zu sein, sofort als das Haupt der Unzufriedenen proklamiert zu werden. Eine solche Stellung hatten ihm schon oft seine Vertrauensmänner ausgemalt.

Ich muß hier einige von ihnen nennen, denn, wenn man Geschichte schreibt, so soll man nicht bloß von der Oberfläche schöpfen, sondern auch in die Tiefen hinabsteigen zu denjenigen Menschen, die darin eine Rolle gespielt, und ihre geheimen Triebfedern aufdecken.

Den Kanzler Ducrest, den obersten Beamten des Herzogs, kennen wir bereits; unter ihm stand der Marquis de Limon in einer ähnlichen Stellung als Intendant¹⁾. Er war geschäfts-

¹⁾ Der Marquis de Limon war einer der ergebensten Anhänger des Herzogs und spielte während der Revolution eine sehr zweideutige Rolle. Man behauptet sogar, daß er den Grafen Artois habe vergiften wollen. Als aber die Lage seines

kundig und sehr gewandt. Als der Herzog die unermessliche väterliche Erbschaft antrat, bot die Regulierung derselben, schon wegen der Miterben, außerordentliche Schwierigkeiten. Der Marquis brachte Ordnung in das Chaos, löste alle Verwickelungen, befriedigte vollauf die Verwandten und vergaß sich selbst auch nicht dabei. Bald hatte er sich das unbegrenzte Vertrauen des Herzogs erworben, das er gut auszunutzen verstand.

In der Erbschaftsangelegenheit hatte er vielfach mit den bedeutendsten Pariser Parlamentsräten verhandeln müssen, die dem Intendanten eines königlichen Prinzen sehr zuvorkommend begegneten, in der Hoffnung, vielleicht an diesem später für ihre Pläne eine Stütze zu finden. Der Marquis hatte dies bald bemerkt und bemühte sich sehr, diese Beziehungen zu unterhalten und zu fördern, damit ihm, vorkommenden Falls, niemand die Rolle eines Vermittlers zwischen dem Herzog und dem Parlament streitig machen konnte.

In diesem Plan bot ihm der Abbé Sabattier einen sehr willkommenen Anhalt. Dieser Abbé war unstreitig einer der heißblütigsten von allen Parlamentsräten, und als Freund der Frau von Genlis, fand er leicht Zutritt beim Herzog. Diesem gefiel er durch sein dreistes Wesen, durch seine derbe, rückwärtslose Sprache und durch seine wunderlichen Einfälle. Im Parlament war der Abbé wenig geachtet, aber er besaß dort doch einen gewissen Einfluß. Einmal hatte man ihn beschuldigt, dem entlassenen Ministerium als Spion gedient zu haben, was er durch eine um so schärfere Opposition gegen das neue gut zu machen wußte. Er war es endlich, der am 16. Juli 1787 vor dem versammelten Parlament auf Einberufung der General-

Herrn zu gefährlich wurde, verließ er ihn, wanderte aus und wurde nun einer der eifrigsten Royalisten. Er war auch der Verfasser des unpolitischen Manifestes, das der Herzog von Braunschweig am 15. Juli 1792 als Kriegserklärung gegen Frankreich erließ.

staaten antrug, und damit hatte er die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Welch eine günstige Aussicht für einen Mann von solchem Charakter, wenn es ihm gelänge, den Herzog in das politische Treiben hineinzuziehen, der bei seiner offenkundigen Unfähigkeit alsdann ganz von ihm abhängig sein würde.

Freilich mußte man behutsam vorgehen und nichts überstürzen; man mußte ihm die Wege ebnen, kein ernstes Nachdenken von ihm verlangen und alle seine Schwächen mit in den Kauf nehmen. Kurz, der Herzog sollte bei seinem ersten Auftreten weiter gar nichts thun, als die ihm vom Abbé Sabattier einstudierte Rede hersagen. Die bereits oben erwähnte neue Anleihe von vierhundert Millionen bot dazu den besten Vorwand. Mit jenem Tage wurde der Herzog von Orleans eine politische Figur und spielte in den öffentlichen Angelegenheiten Frankreichs eine Rolle.

Vorher sind noch einige Worte nötig über die Formalitäten, die damals beobachtet werden mußten, wenn die Regierung den Parlamenten den Entwurf zu einer neuen Anleihe vorlegte. Die darauf bezüglichen königlichen Erlasse wurden in die Parlamentsprotokolle eingetragen; sie erhielten dadurch Gesetzeskraft und boten zugleich den Unterzeichnern die nötige Garantie. Aber genügte diese Formalität in einer so hochwichtigen Sache, und lag in dem bloßen Protokollieren auch schon die Guttheißung (die Sanction) der Anleihe? Mit anderen Worten: wenn einer Körperschaft das Recht der Guttheißung eingeräumt wird, so muß sie auch das ungeschmälerte Recht des Gegenteils besitzen. Oder das ganze Verfahren ist eben nur eine wesenlose, blinde Form. Diese Fragen waren schon oft aufgeworfen, aber ihre Beantwortung war immer umgangen worden; sie bildeten also nur eine Quelle nutzloser Debatten. Bei jeder neuen Anleihe stieß daher die Regierung auf den Widerstand der Parlamente, die wenigstens ihre negative Machtvollkommenheit, soviel sie

vermochten, zu wahren suchten. Dem Wortlaut nach besaßen sie allerdings auch das Recht der Ablehnung, aber dieses Recht war nur ein scheinbares und ohne jeden positiven Wert, wie wir gleich unten sehen werden.

Überdies hatten sie nicht die geringste Kenntnis, weder von den Bedürfnissen des Staates, noch von seinen Einnahmequellen; sie mußten sich daher mit ganz allgemein gehaltenen Gründen begnügen, die man ihnen vorlegte, und der Präsident nahm dann noch mit jedem Rat persönliche Rücksprache. Wenn dies alles keinen Erfolg hatte und die Räte trotzdem auf ihrer Weigerung bestanden, so ersuchte man den König, kraft seiner Autorität einzuschreiten. Und dann wurde eine Thronsetzung angefündigt.

Diese Versammlung, deren eigentümliche Benennung »lit de justice« gar nicht ausdrückte, was sie bedeutete, nahm den Parlamenten noch den letzten Rest ihrer Freiheit und Unabhängigkeit, so daß Fontenelle ganz recht hat, wenn er ironisch sagt: »un lit de justice est un lit où la justice dort.«

Entweder erschien der König in Person zu dieser Sitzung im Parlament, oder das Parlament begab sich mit den betreffenden Akten und Registern zum Monarchen in das Schloß.

Die ganze Verhandlung beschränkte sich alsdann auf eine Ansprache des Königs, in welcher derselbe das Verhalten des Parlaments tadelte, welcher Tadel von dem Kanzler näher begründet wurde. Hierauf nahm der Generaladvokat des Königs das Wort, um die königlichen Erlasse zu besprechen, wobei er sie oft einer scharfen Kritik unterzog, was ihm erlaubt war, aber nichtsdestoweniger am Schluß die sofortige Sanktion beantragte, um sie dadurch zum Gesetz zu erheben. Nach diesen Reden befahl dann der König, die Erlasse in das Gesetzregister einzutragen, und jetzt hatte das Parlament kein Recht mehr zum Widerstand. Einige Gegenvorstellungen waren ihm freilich noch gestattet, die aber praktisch keinen Erfolg hatten, obwohl

sie, durch ihre Rückwirkung auf die öffentliche Meinung, der Regierung noch manche Verlegenheiten bereiten konnten.

Derartige Thronisierungen waren indes eine Ausartung der ehemaligen, wie sie in Frankreich stattfanden. Früher begaben sich nämlich die Könige in Begleitung der Prinzen und Pairs in die Parlamente zur wirklichen Rechtsprechung.

Alle Räte durften ihre Meinung vortragen, der König selbst hatte, wie sie, nur eine Stimme und entschied nach der Stimmenmehrheit. Seine bloße Gegenwart beeinflusste allerdings die Versammlung sehr, die sich gewöhnlich seiner Meinung anschloß, und das war wiederum eine wesentliche Beschränkung des freien Urteils. Man kam deshalb später dahin überein, daß der König nicht mehr zu allen Sitzungen persönlich erscheinen, aber seine Stimme behalten solle. Er ließ sich dann durch einen Richter vertreten und erschien nur bei wichtigen Gelegenheiten, wenn es sich um neue Gesetze und namentlich um die Einführung neuer Steuern und Abgaben handelte, die er dann durch seine Autorität durchzusetzen mußte. Im Grunde war also der König doch immer der alleinige und absolute Gesetzgeber, und die Mitwirkung der Parlamente war eine rein passive; sie hatten nur das Recht der Genehmigung, aber keines, Gesetze vorzuschlagen, und nur das Recht der Einsprache, im Falle der Mißbilligung, aber keines, die Promulgation zu verhindern. So waren die Befugnisse der Parlamente vor der Revolution beschaffen.

Nur ein Gegengewicht blieb, das durch kein königliches Machtwort aus der Welt zu schaffen war: die öffentliche Meinung, und in Bezug auf die Anleihen das Vertrauen der Kapitalisten. Das war eine unsichtbare und zugleich ungreifbare Opposition. Auch im vorliegenden Falle, bei den verlangten vierhundert Millionen, empfand der Erzbischof von Toulouse, als Finanzminister, diesen unheimlichen Druck, und er mußte sich selbst sagen, daß eine Anleihe, die nur durch den Zwang

zum Gesetz erhoben war, wenig Aussicht auf Erfolg haben würde. Die Thronsitzen hatten längst alles Ansehen verloren, und er fürchtete mit Recht die Folgen einer allzudespotischen Behandlung des Parlamentes.

Er schlug daher den Ausweg ein, den König einfach zu einer Parlamentsitzung einzuladen und die gewöhnliche Geschäftsordnung bestehen zu lassen, nach welcher jedes Mitglied sein Votum abgeben und begründen sollte. So war wenigstens der mißliebige Ausdruck »*lit de justice*« vermieden, und in der Schlußabstimmung konnte dann der König noch immer die Initiative ergreifen.

Am 19. November 1787 begab sich Ludwig XVI. mit den königlichen Prinzen und mit großem Gefolge zu dieser außerordentlichen Parlamentsitzung. Der Herzog von Orleans war schon früher eingetroffen. Der Justizminister, als Siegelbewahrer, trug zwei Edikte, von denen eines, das wichtigste, die neue Anleihe betraf und das zweite, das nebensächliche, den Civilstand der protestantischen Unterthanen. Dies letztere, das sehr wohlwollend und freisinnig lautete, sollte nur dazu dienen, die Versammlung versöhnlich zu stimmen.

Der König eröffnete die Sitzung mit einer kurzen Anrede, in welcher er zunächst sagte, daß er in Person gekommen sei, um dem Parlament zwei wichtige Gesetzentwürfe zur Annahme vorzulegen. Sein Justizminister werde, wie üblich, die Motive entwickeln und die nötigen Aufklärungen geben. Er benutze, fügte er hinzu, zugleich diese Gelegenheit, um dem Parlament seine Mißbilligung auszudrücken, weil dasselbe dem Parlament von Bordeaux eine Zustimmungsadresse überjandt habe, das doch wegen Unbotmäßigkeit nach *Sibourne* exiliert worden sei. In diesem Teil seiner Ansprache bemühte sich der König, einen stärkeren Ton anzuschlagen, den er aber nicht beibehalten konnte, so daß man leicht bemerkte, daß derselbe gekünstelt war.

Darauf nahm der Justizminister das Wort, und zwar zu einer längeren Rede. Zuerst besprach er das von dem Parlament gestellte Verlangen einer sofortigen Berufung der Generalstaaten. Ohne dasselbe direkt zu verwerfen, müsse er doch bemerken, daß dadurch die Grundprincipien der absoluten Macht des Königs in Frage gestellt würden, und daß eine solche Versammlung für sich Vorrechte beanspruche, wie sie zu keiner Zeit der Monarchie selbst der unbeschränkste Minister jemals gehabt habe.

Dann ging er zur Prüfung der neuen Gesetzesvorlagen über. Er erinnerte an die vielen Reformen in der Verwaltung, die Se. Majestät bereits eingeführt, an die Ersparnisse im Staatshaushalt, und wie der König selbst seine Ausgaben beschränke, um nur die Größe und den Glanz des Reiches nicht zu beeinträchtigen. Er nannte darauf das Projekt der vierhundert Millionen-Anleihe einen glücklichen und genialen Gedanken, der bestimmt sei, den Finanzen gründlich aufzuhelfen. Man würde die früheren lästigen Verbindlichkeiten damit tilgen und den Fehlbetrag der Steuern ausgleichen können; man würde ferner während der fünf Jahre der Einzahlung die Mittel zu vielen nützlichen Verbesserungen nach allen Seiten hin gewinnen und im Falle eines Krieges die nötigen Gelder zur Hand haben. Er hoffe, daß dieser letztere Fall, dank der Umsicht und der Friedensliebe des Königs, nicht eintreten werde, der in den Unterhandlungen mit den auswärtigen Mächten soviel Weisheit und Festigkeit gezeigt habe. (So wagte ein Minister das unwürdige Verhalten der französischen Regierung in der holländischen Frage ebendesselben Jahres 1787 zu bezeichnen!)

Endlich kam der Minister auf den Erlaß in betreff der Protestanten zu sprechen, wodurch diese wieder den katholischen Unterthanen civilrechtlich gleichgestellt werden sollten¹). Er malte

¹) Durch die Revolution des bekannten Edictes von Nantes (1685) war den Protestanten und Reformirten zwar der Aufenthalt in Frankreich wieder gestattet, aber civilrechtlich waren sie nicht rehabilitirt worden. Ihre Ehen waren nicht gesetzlich anerkannt, und ihre Kinder wurden als unehelich betrachtet.

mit sehr lebhaften Farben die daraus erwachsenden Vorteile für die Industrie und für die gesamte Gewerbtthätigkeit und sprach auch von Nächstenliebe und den milderen Sitten der neuen Zeit. Es klang recht schön; aber man merkte nur sofort den eigentlichen Zweck dieser Gefühls-Philanthropie, und der Minister wäre gewiß nicht böse geworden, wenn man dieses Gesetz auf unbestimmte Zeit vertagt, aber dafür das andere über die Anleihe desto schneller angenommen hätte.

Als der Minister geendet, begannen die Verhandlungen in der vorgeschriebenen Form einer gewöhnlichen Parlamentssitzung. Man hörte zuerst den Berichterstatter der Regierung, und zwar über die Anleihe. Diesen Titel führte derjenige unter den Parlamentsmitgliedern, der von dem Ministerium zu seiner Vertretung gewählt wurde, und der immer zu den ältesten und erfahrensten Räten gehörte. Es war ein Vertrauensposten, der die Aussicht auf irgend eine reich dotierte Stellung eröffnete, und den man in der Regel schon deshalb einem Geistlichen zuwandte, weil man einen solchen am bequemsten mit einer einträglichen Pfründe abfinden konnte. Mit diesem Posten hatte unter Ludwig XV. der Abbé Terray den Grund zu seinem allerdings mehr als zweifelhaften Rufe und zu seinem großen Vermögen gelegt. Der diesmalige Vertreter des Ministeriums war der Abbé Tandeau, im ganzen ein wenig bedeutender Mann, ohne große Rednergabe, ohne parlamentarische Gewandtheit, und auch in seiner äußeren Erscheinung nicht sonderlich sympathisch. Er hatte übrigens auch nur die erhaltenen Instruktionen genau zu befolgen und in diesem Sinne die Fragen und Einwürfe zu beantworten und die verlangten Erklärungen zu geben. Das that er denn auch in einer langen und langweiligen Rede, die wohl ein Kommentar, aber keine Begründung des Gesetzes war. Zum Schluß sagte er, daß er, im Hinblick auf die außerordentliche Wichtigkeit desselben, wohl den Vorschlag machen möchte, sofort eine Prüfungskommission zu ernennen,

daß er indes davon abstehe, weil die Gegenwart Sr. Majestät schon die Annahme des Gesetzes verbürge.

Nach dieser Rede eröffnete der Präsident die Diskussion, indem er die einzelnen Räte ersuchte, ihre Meinung zu äußern. Da erhob sich der Herzog von Orleans und trug mit kurzen und dürren Worten auf unbedingte Ablehnung der Vorlage an. Es war das erste Mal, daß er sich in offene Opposition zum Hofe stellte.

Nun traten Redner auf, die durch Talent, Kenntnisse und Ehrenhaftigkeit — und deren gab es viele in der Versammlung — längst bekannt waren, und die sich mit doppeltem Eifer hervorzuthun suchten, weil sie den König selbst als Zuhörer hatten. Seine Gegenwart schüchterte ihren Mut nicht ein und war für sie kein Grund, die Wahrheit zu verhehlen; der König war ja gekommen, sich bei ihnen Rats zu holen, und sie hatten zu antworten, wie es Pflicht, Ehre und Gewissen geboten; nicht anders. Und welch eine schöne Aufgabe für diese höchsten Magistratspersonen des Landes, wenn es ihnen gelang, den König durch die Gewalt ihres Wortes aus seiner Lethargie aufzurütteln und seiner jämmerlichen Umgebung zu entreißen, seine Aufmerksamkeit durch Gründe der Vernunft und Billigkeit zu fesseln und schließlich sein Herz, das ja gut war, durch eine aufrichtige und lebendige Schilderung der Leiden und der Not zu rühren, an denen Frankreich zu Grunde ging, und die Frankreich nicht ihm vorwarf!

Der Parlamentsrat d'Esprémenil¹⁾, der für den bedeutendsten und glänzendsten Redner des ganzen Parlaments galt, behandelte namentlich diesen letzteren Punkt mit großer Wärme

¹⁾ Jean d'Esprémenil wurde i. J. 1764 in Pondichéry geboren und kam schon als Kind nach Frankreich. Zum Parlamentsrat (1775) gewählt, wurde er bald, obwohl königstreu, das Haupt der Opposition. Als Vertreter des Adels bei den Generalstaaten, war er ein unerschütterlicher Verteidiger der Monarchie und zog sich zurück, als er die Nutzlosigkeit seiner Bemühungen einsah. Er wurde unter der Schreckensregierung guillotiniert, und seine Gattin traf dasselbe Schicksal.

und machte auf die Versammlung einen tiefen Eindruck. Er appellierte an das rein menschliche Gefühl des Königs und beschwor ihn, sich nicht allein auf seine Minister zu verlassen, die bereits im voraus seine Meinung bestimmt hätten, sondern sich frei zu machen von ihrem verderblichen Einfluß. Hier vernehme er die Stimme der Wahrheit, und Gott möge geben, daß sie mächtig genug sei, ihn zu überzeugen, um das Rechte zu wählen. „Sire“, so schloß er, „denken Sie sich, Sie befänden sich hier im Schoß Ihrer Familie, von Ihren Kindern umgeben, die Ihnen Verehrung und treue Anhänglichkeit entgegenbringen, folgen Sie dem Gefühl Ihres guten, väterlichen Herzens!“

Anderere Redner besprachen die Sache vom politischen und nationalökonomischen Standpunkte aus; so der ernste und strenge Robert von Saint-Vincent, der von jeher ein erbitterter Gegner des Hofes gewesen. Er sagte alles, was der Justizminister und der Abbé Tandeau zu Gunsten der Anleihe vorgebracht, zusammen und bewies die Hohlheit und Nichtigkeit ihrer Gründe. Er nannte das Ganze ein Scheinmanöver, um den leeren Staatsschatz zu füllen, und zwar auf Kosten des leichtgläubigen und betrogenen Volkes, ja, einen offenkundigen Betrug, um den Kapitalisten das Geld aus der Tasche zu locken und ihnen dafür keine andere Garantie zu bieten, als Reform- und Sparsamkeitspläne für die Zukunft, und etwa noch als Hypothek das ungeheuere Deficit der Vergangenheit. Wie dürfe ein Ministerium es wagen, mit einer neuen Anleihe hervorzutreten, wenn es zur Deckung der Zinsen nichts weiteres bieten könne als Steuerbeträge, die schon für die Zinsen der früheren Anleihen verschrieben seien? Das Parlament würde geradezu ein Verbrechen begehen, wenn es ein solches Gesetz gutheiße, und dadurch das Vertrauen der besitzenden Klasse gewissenlos täusche, um sie zu veranlassen, ihr Geld in diesen Abgrund zu werfen.

Der Parlamentsrat Fréteau hielt sich mehr an Persönlichkeiten und griff speciell die Doppelstellung des Justizministers

an, der nämlich noch immer Erster Präsident des Pariser Parlamentes sei und als Minister Gesetzesvorschläge mache, über deren Annahme er als Parlamentspräsident zu entscheiden habe, ein Widersinn, der so handgreiflich sei, daß man ihn gar nicht für möglich halten solle. Heute ein Projektentwerfer und morgen der Gutheißer seiner Projekte; er trage deshalb darauf an, den Siegelbewahrer wenigstens von der Abstimmung auszuschließen. Der Generalkontroleur Lambert, der natürlich als solcher das größte Interesse habe, das Gesetz durchzubringen, der aber gleichfalls Parlamentsrat sei, gehöre auch in diese Kategorie.

Der Abbé Sabattier, den wir schon als Beirat des Herzogs von Orleans kennen gelernt haben, erging sich in Lobeserhebungen für den König, nur um die Minister desto bitterer zu verpöten, und empfahl zum Schluß sein Lieblingsprojekt, die Einberufung der Generalstaaten. Die Parlamente hätten durch ihre Unfähigkeit längst das Vertrauen der Nation verloren, die immer lauter und eindringlicher nach besseren Vertretern verlange, denen die wirkliche Volkswohlfahrt am Herzen liege und die den Verschleuderungen, den Veruntreuungen und der ganzen Korruption der Verwaltung ein schnelles Ende machen würden.

Einzelne Räte versuchten freilich auch dem Gesetz das Wort zu reden, denn der Hof zählte unter den Parlamentsmitgliedern noch immer viele Anhänger. Zu diesen gehörte der Herzog von Nivernais, der unter Ludwig XV. i. J. 1771 den verhassten Kanzler Maupeou so heftig bekämpft hatte. Jetzt war der Herzog anderen Sinnes geworden, wie dies nicht selten geschieht, vorzüglich bei Hofleuten, wenn sie alt werden. Sie verlieren alsdann Mut und Thatkraft, und die alt gewordenen hohen Staatsbeamten sind zuletzt meist nur noch Hofleute.

Die Debatten dauerten volle sieben Stunden; der König folgte ihnen mit Aufmerksamkeit und zeigte vielfach ein leb-

haftes Interesse. Bei der ergreifenden Rede Espréménils sah man deutlich, wie er mit sich selbst kämpfte, um seine innere Bewegung zu bemeistern. Aber die Minister hatten ihn auch in dieser Beziehung gut geschult.

Als niemand sich mehr zum Wort meldete und man zur Abstimmung schreiten wollte, erhob sich der Justizminister, näherte sich dem Könige, wie um seine Befehle zu empfangen, und begab sich dann wieder auf seinen Platz zurück. Gleich darauf erhob sich der König selbst und sagte unter lautloser Stille: „Ich befehle hiermit, daß der Erlaß in die Gesetzregister meines Parlamentes eingetragen und nach Form und Inhalt als Gesetz befolgt und ausgeführt werde.“

Jetzt war es an dem Herzog von Orleans aufzutreten, aber um dies Auftreten richtig zu verstehen, müssen wir die königlichen Worte vorher einer kleinen Kritik unterziehen.

Die Form wäre ganz korrekt gewesen, wenn man am Schluß der Debatten die Stimmen durch Namensaufruf gezählt und das Resultat alsdann proklamiert hätte, das ja auch vielleicht für die Regierung günstig ausfallen konnte. Diese Möglichkeit war sogar keineswegs ausgeschlossen, wenn der Justizminister nur klüger und taktvoller aufgetreten wäre. Man hatte doch im übrigen die Vorkehrungen gut getroffen; schon in der Wahl des Sitzungstages, wo viele Räte noch nicht aus den Ferien zurückgekehrt waren, die man nach einem alten Gebrauch immer etwas über das legale Ende hinaus verlängerte. Diese Räte hatte man schnell durch andere ersetzt, die durch ihre Anhänglichkeit an den Hof bekannt waren, selbst von den sechs Präsidenden fehlten zwei, und der Finanzminister hatte außerdem noch viele von seinen eigenen Räten hingeschickt, die durch ihre Stellung zum Parlament gehörten, aber sonst nie dort erschienen.

Trotz dieser Maßregeln, hatte der Minister nicht gewagt, abstimmen zu lassen; dadurch war die Sitzung zu einer bloßen Thronszung, zu einem »Lit de justice« geworden, und das sagte

genug, um alle Kapitalisten, die man gerade gewinnen wollte, gründlich abzuschrecken.

In dem königlichen Beschluß hatten die Minister freilich die bei den Thronsitzen üblichen Eingangsworte „auf meinen bestimmten und unwiderruflichen Befehl“ weggelassen, als wenn die zwei Worte „ich befehle“ nicht ganz dasselbe bedeuteten. Und hinter solchen Spitzfindigkeiten suchten sie sich zu verstecken und dem Volk Sand in die Augen zu streuen. Daraufhin konnte der Herzog seinen kleinen Staatsstreich schon riskieren.

Kaum hatte sich nämlich der König wieder gesetzt, als der Herzog sich erhob und bemerkte: „Wenn Se. Majestät hier eine königliche Parlamentsitzung abgehalten hat, so mußte regelrecht abgestimmt und nach der Majorität der Beschluß gefaßt werden; wenn wir dagegen zu einem »Lit de justice« zusammenberufen wurden, so haben wir zu schweigen.“ Er hielt einen Augenblick inne, und als der König keine Miene machte, zu antworten, fuhr er fort: „Sire, gestatten Sie mir, daß ich zu Ihren Füßen meinen Protest gegen die Ungefeßlichkeit Ihrer Befehle niederlege.“

Man muß sich durchaus in jene Zeit zurückversetzen, wo trotz allem in Frankreich die königliche Autorität noch immer unantastbar dastand, um sich den gewaltigen Eindruck, den diese Worte auf die ganze Versammlung machten, richtig vorzustellen. Ein Prinz von Geblüt, einer der nächsten am Thron, giebt das Beispiel zu offener Widersetzlichkeit gegen einen königlichen Befehl und erklärt ihn null und nichtig, und das in Gegenwart des Königs selbst.

Solange die Monarchie bestand, hatte man etwas Ähnliches nicht erlebt. Man hatte wohl Prinzen von Geblüt die Waffen gegen den König ergreifen sehen; aber das war noch nie gesehen worden, daß ein Prinz die Machtbefugnisse des Königs direkt angriff und der königlichen Autorität eigenmächtige Grenzen

zu ziehen wagte, noch dazu vor einer Versammlung der höchsten Beamten des Reichs, unter dem Vorsitz Sr. Majestät.

Der König, augenscheinlich überrascht und verlegen, sagte sehr hastig: „Was ich gethan, ist ganz gesetzmäßig“, und ließ darauf sofort das zweite Edikt vorlesen. Als dies geschehen, erhob er sich und schickte sich an, mit seinen beiden Brüdern den Saal zu verlassen. Die übrigen Prinzen und Pairs, und mit ihnen der Herzog von Orleans, erhoben sich gleichfalls und begleiteten den König bis an den Ausgang, kehrten dann aber zurück, um an der Diskussion teilzunehmen, die sofort und in sehr lebhafter Weise wieder begonnen hatte. Die Anhänger des Hofes beantragten, die Sitzung aufzuheben und auf eine Woche zu vertagen, damit die erregten Gemüther sich beruhigen könnten, auch wären die Herren gewiß sehr ermüdet und bedürften der Erholung; aber sie wurden lärmend überstimmt.

Der Abbé Sabattier rief ihnen zu, daß die Herren nicht matt und müde sein und nur Hunger und Durst nach Gerechtigkeit haben dürften, und daß sie bis zum Abend beisammen bleiben müßten, weil sie nicht wissen könnten, ob ihnen der morgende Tag gehöre. Er legte einen prophetischen Ton in seine Worte, der auch seinen Eindruck nicht verfehlte.

Alsdann ersuchte er den Herzog von Orleans, seinen Protest zu Protokoll zu geben, damit man genau die Ausdrücke kenne, deren er sich bedient habe.

Der Herzog fügte sich gern und diktierte den folgenden Wortlaut:

„Sire, ich bitte Ew. Majestät, mir zu gestatten, zu Ihren Füßen und zugleich in die Hände des Ersten Präsidenten die „Erklärung niederlegen zu dürfen, daß ich den Gesetzerlaß für „illegal halte, und daß es mir geboten erscheint, um das „Parlament von der Verantwortlichkeit zu entlasten, hinzu- „zufügen, daß seine Annahme auf den alleinigen und direkten „Befehl des Königs geschehen ist.“

Der Abbé Sabattier schlug hierauf noch den folgenden Zusatz vor, der gleichfalls angenommen wurde:

„Der Parlamentshof zu Paris

„In Anbetracht der Gesetzwidrigkeit, die in der Sitzung vom
„19. November 1787 stattgefunden, in welcher die Stimmen,
„entgegen den bestehenden königlichen Verordnungen, nicht ge-
„zählt worden sind, und wodurch die Verhandlung eine unvoll-
„ständige gewesen, erklärt:

„daß derselbe keinen Anteil hat an dem zum Gesetz erhobenen
„königlichen Erlaß, betreffend eine auf fünf Jahre zu begebende
„Anleihe von vierhundert Millionen Livres
„und setzt die Beratung darüber fort.“

Es war acht Uhr abends, als die Sitzung aufgehoben wurde. Dem Herzog von Orleans gebührten die Ehren des Tages, und man muß gestehen, daß er selbst und sein Anhang sich dabei sehr gut und gewandt benommen hatten.

Das Ministerium, das mit so kleinlichen Mitteln die bedrohte königliche Autorität zu halten gesucht, wurde durch den Protest des Herzogs vollständig geschlagen; es hatte gehofft, durch Schlaueit zu imponieren und auf Schleichwegen zum Ziel zu gelangen und hatte weiter nichts als einen neuen Beweis seiner Schwäche gegeben.

Während das Obengeschilderte im Innern des Justizpalastes vorging, verflündigten die überallhin verteilten Agenten des Herzogs die verschiedenen Einzelheiten der Sitzung und schließlich das Endergebnis, bei welchem ein Prinz von Geblüt sich als ein so guter und unerschrockener Bürger gezeigt hatte. Die Menge belagerte die Treppen und Zugänge des Palastes, und der Name des Herzogs war in aller Mund. Als er endlich erschien, um in seine Karosse zu steigen, wälzte die Menge sich ihm entgegen und begrüßte ihn mit den schmeichelhaftesten Zurufen. Ein Vaterlandsbefreier hätte keinen schöneren Triumph feiern können. Und dieser Jubel galt demselben Manne, auf den

man noch wenige Tage vorher beißende Spottverse gesungen, den man mit Schimpf und Hohn behandelt hatte. Das ist das Urtheil jener kopf- und gesinnungslosen Menge, die man mit dem Ehrennamen Volk benennt!

Der Herzog von Orleans bedurfte übrigens keiner feinern Huldigungen; die ihm hier dargebrachten waren nach seinem Geschmack und Verständnis; denn zu einem wirklichen Opfer für die Wohlfahrt des Landes war er ja nicht im entferntesten fähig; das Freudengeschrei eines rohen und bornierten Pöbels schmeichelte ihm und schürte zugleich seinen Haß gegen den Hof; aber es ließ ihn auch die öffentliche Meinung verachten, weil er sah, wie leichten Kaufs man dieselbe gewinnen konnte.

Der Erzbischof von Toulouse, als Finanzminister, und sein Kollege, der Siegelbewahrer, erbot über das Fehlschlagen ihrer, wie sie meinten, so feingesponnenen Ränke, thaten nun alles mögliche, um den Zorn des Königs gegen den Herzog zu reizen ein Prinz von Gebliit, sagten sie, der eine der festesten Stützen des Thrones sein müsse, wagt es, an diesem Thron mit Frevlerhand zu rütteln, die Autorität des Königs anzugreifen und es ihm dreist ins Gesicht zu sagen! Unbotmäßige Richter wagen es, die Minister der Verschleuderung, der Selbstsucht und der Unfähigkeit zu zeihen, sie, die der Landesherr mit seinem Vertrauen beehrt und sie zu Vollstreckern seines königlichen Willens gemacht hat! Derartige schwere Vergehen verlangen eine schwere Sühne: Das Exil für den einen und das Gefängnis für die anderen; denn die Staatswohlfahrt erheischt, daß ein strenges Exempel statuiert werde, um der Wiederholung eines solchen Skandals vorzubeugen.

Durch dergleichen Reden suchten die Minister den schwachen unselbständigen König einzuschüchtern, so daß derselbe wohl nachgab, aber nicht fest und energisch auftrat. Ein absoluter Monarch darf diejenigen, die sich offen einer Macht entgegen-

stellen, nicht mit Nachsicht behandeln; er muß sie entweder ganz unbeachtet lassen oder vernichten.

Das erstere hätte dem milden Charakter Ludwigs XVI. am besten entsprochen, das andere mehr dem Haß der beleidigten Minister. Sie fühlten sich indes nicht stark genug dazu, und glaubten, mit dem obigen Vorschlage schon reichlich genug zu thun. Man brachte also den Parlamentsrat Tréteau in die Citadelle von Doullens und den Abbé Sabattier nach dem Mont Saint-Michel, einem Staatsgefängnis an der bretonischen Küste.

Der Herzog sollte mit dem Exil bestraft werden, und der Baron von Breteuil, der damalige Minister von Paris, erhielt den Befehl, ihm dies im Namen des Königs zu notifizieren. Dieser Minister hatte die geheimen Verhaftsbefehle (*lettres de cachet*) auszufertigen; aber bei hochgestellten Angeklagten entledigte er sich des peinlichen Auftrages in Person. Und in dem vorliegenden Falle war derselbe doppelt peinlich; denn der Baron hatte sein großes Vermögen dem Hause Orleans zu verdanken. Sein Oheim war Kanzler des verstorbenen Herzogs gewesen, in dessen Dienst er reich geworden war, und der später seinem Neffen und Erben den hohen Ministerposten verschafft hatte. Der Baron begab sich also in das Palais royal und überreichte dem Herzog den Brief des Königs, der ihm befahl, sofort auf sein Schloß Raincy (ganz in der Nähe von Paris) zu gehen, dort zu übernachten und am nächsten Tage nach Billers-Cotterets¹⁾ abzureisen, wo er bis auf weiteres residieren solle. Der Herzog nahm den Brief mit unverhehltem Ärger, den er auch dem Überbringer sehr deutlich fühlen ließ, traf dann die nötigen Vorkehrungen und bestellte seine Karosse.

¹⁾ Billers-Cotterets, ein hübsch gelegenes Städtchen im Aisne-Departement, mit einem von Franz I. erbauten, ansehnlichen Schlosse, das dieser König mit seinem Hofe viel bewohnte. Im XVII. Jahrhundert ging das Schloß in den Besitz der Orleans über, wurde unter der Revolution sequestriert und verfiel. Jetzt dient es zu einem Armenhause.

Als er einsteigen wollte, machte der Baron Miene, sich zu ihm zu setzen. „Was fällt Ihnen ein? Was wollen Sie?“ fuhr der Herzog ihn an. Der Baron berief sich auf den Brief, der ihm befahl, Se. Hoheit zu begleiten. „Gut, so steigen Sie hinten auf zu den Lakaien!“ rief der Herzog und gab das Zeichen zur Abfahrt. Der Baron stieg in seinen eigenen Wagen und fuhr hinterher. Wenn er später davon erzählte, so erwähnte er auch wohl des „kleinen Mißverständnisses“, und meinte, sich sehr geschickt aus der Verlegenheit geholfen zu haben.

Die Nachricht von dem Exil des Herzogs verbreitete sich bald in ganz Paris. Der Garten des Palais royal, die inneren Höfe und die angrenzenden Straßen füllten sich mit großen Menschenmassen, und alle schrieten: „Es lebe der Herzog von Orleans!“ Am 21. November frühmorgens versammelte sich das Parlament von neuem und beschloß, eine Deputation zum König abzuschicken, die Se. Majestät unterthänigst ersuchen sollte, das Exil des Herzogs aufzuheben und den beiden gefangenen Parlamentsräten die Freiheit zurückzugeben, die nur in ihrem Eifer für das Wohl des Monarchen und des Landes zu weit gegangen seien — aber schon gegen Mittag traf eine königliche Ordonnanz ein, die das Parlament nach Versailles berief, zugleich mit dem Befehl, das Protokoll der letzten Sitzung mitzubringen.

Das erste, was der König that, war, daß er eigenhändig den Protest gegen das Finanzedikt durchstrich. Dann hielt er die folgende Ansprache, die ich hier nicht unerwähnt lassen will.

„Ich habe mir“, sagte er zu den Räten, „das Protokoll „des gestrigen Tages bringen lassen, das Sie, nachdem ich die „Sitzung verlassen hatte, also in meiner Abwesenheit, aufgesetzt „haben. Der Protest darf nicht in Ihren Akten bleiben, und „ich verbiete Ihnen, denselben durch einen anderen Beschluß, „gleichviel in welcher Form, zu ersetzen.“

„Wie kann mein Parlament wagen, zu behaupten, es habe
„keinen Anteil an jenem Erlaß gehabt, nachdem ich selbst sieben
„Stunden lang der Verhandlung beigewohnt, alle Für und
„Wider reiflich erwogen und erst danach meine Entscheidung
„getroffen habe! Es besteht gar kein Zweifel, weder für mich,
„noch für die wohlgesinnten Mitglieder, daß die Annahme
„meines Ediktes durchaus korrekt und verfassungsmäßig geschehen
„ist; das Parlament hat ja sogar damit den Wunsch nach
„Einberufung der Generalstaaten meines Königreiches ver-
„bunden, und ich habe bereits erklärt, daß ich dies gegen
„Ende des Jahres 1791 zu thun gedenke. Mein königliches
„Wort ist heilig.

„Ich habe mich vertrauensvoll in Ihre Mitte begeben,
„nach dem alten Gebrauch meiner Vorfahren, und wie Sie selbst
„es so oft gewünscht haben, doch in dem Augenblick, wo ich mit
„Ihnen eine wichtige Regierungsmaßregel berate, machen Sie
„aus unserer Zusammenkunft eine Art von Gerichtsitzung und
„erklären das Ergebnis unserer Beratung für ungesetzlich, indem
„Sie sich auf Ordonnanzen und Verordnungen berufen, die
„für die gewöhnlichen Tribunale gegeben sind, aber auf das
„Parlament unter dem Vorsitz des Königs keine Anwendung
„finden können.

„Wenn mir meine Parlamente Vorstellungen und gegen-
„teilige Bemerkungen zu machen wünschen, so darf dies nur in
„der ehrfurchtvollsten Form geschehen; aber ich kann niemals
„eine direkte Opposition gegen meinen königlichen Willen
„gestatten, und vollends nicht, wenn dieselbe durch nichts
„begründet ist.“

Nach dieser Ansprache des Königs, welche die Verschieden-
heit seines Standpunktes mit dem des Parlamentes klar genug
bezeichnete, und in welcher eigentlich nur das Versprechen
der Einberufung der Generalstaaten von Bedeutung war,
erbat sich der Erste Präsident die Gnade, ein Wort für den

exilierten Herzog und für die beiden gefangenen Räte einlegen zu dürfen.

Der König erwiderte darauf sehr kurz:

„Wenn ich aus meiner Nähe einen Prinzen von Geblüt entferne, so möge das Parlament überzeugt sein, daß ich dazu sehr gewichtige Gründe habe, und was die beiden Räte betrifft, so mußten sie bestraft werden, weil sie durch ihr Benehmen meinen höchsten Unwillen hervorgerufen haben.“

Die trockene Antwort kam nicht unerwartet, aber das Parlament setzte trotzdem seine Bemühungen fort. Dies gab die Lösung für viele andere hochgestellte und einflußreiche Persönlichkeiten, ähnliche Bitten und Gesuche an die Stufen des Thrones niederzulegen; auch die anderen Parlamente des Landes schlossen sich ihnen an und traten für den Herzog und für die beiden Räte ein. Inzwischen war den Prinzen und den Pairs verboten worden, den Parlamentsitzungen in Paris beizuwohnen, die fast täglich stattfanden und bereits die öffentliche Aufmerksamkeit in hohem Grade erregten. Man wußte zudem aus Erfahrung, daß eine gewisse zudringliche Beharrlichkeit einer schwachen Regierung gegenüber den besten Erfolg hat.

Das Parlament hatte auch gleich nach seiner Rückkehr aus Versailles den Protokollführer Tsabeau zu der Herzogin gesandt, um derselben die große Teilnahme aller Mitglieder an dem Schicksal ihres Gemahls auszusprechen. Aber die Herzogin war bereits nach Villers-Cotterets abgereist. Der Herzog schickte seinerseits ein Schreiben an das Parlament, in welchem er bat, sich nicht mehr mit seiner Angelegenheit zu befassen. Es war dies eine politische Klugheit von ihm, da er seiner Sache gerade durch diesen Wunsch, der ja doch nicht befolgt wurde, am meisten nützte; aber der Hof sollte erfahren, daß er selbst keinen Anlaß zu jenen Petitionen und Gnadengesuchen gegeben, um den König nicht noch mehr zu erbittern. Dieser konnte übrigens, ohne

seiner Würde etwas zu vergeben, nicht wohl so schnell die verhängten Strafen zurücknehmen.

Die Paris unterwarfen sich nur sehr widerwillig dem über sie verhängten Verbot, von den Parlamentsitzungen fern zu bleiben. Sie versammelten sich heimlich beim Herzog von Luynes, um eine Eingabe zu Gunsten des Exilierten aufzusetzen. Der Herzog selbst verdiente übrigens diese große und allgemeine Teilnahme keineswegs. Die politische Rolle, die er dabei spielte, war ihm ziemlich gleichgültig; aber er beklagte sich bitter über die vielen Entbehrungen, die ihm seine Abwesenheit von Paris auferlegte. Und doch waren dieselben so geringfügiger und trivialer Art. Wenn die Pariser die innere Gesinnung ihres neuen Götzen gekannt hätten, so würden sie gewiß bald auf andere Gedanken gekommen sein.

Nach dem königlichen Befehl sollte der Herzog in seinem Exil nur seine Familie, seine nächsten Anverwandten und die Herren seines persönlichen Dienstes empfangen. Man wollte dadurch einem allzugroßen Zudrang von Besuchen vorbeugen; denn sonst wäre alle Welt nach Villers-Cotterets wie zu einer Wallfahrt gezogen, wenn auch nur, um dadurch gegen den Hof auf eine leichte und bequeme Weise zu demonstrieren. Es war übrigens gar nicht so einsam im Schlosse des Exilierten. Seine Gemahlin und seine Kinder waren bei ihm, und die Zahl der „Anverwandten“ wuchs mit jedem Tage. Ferner bildeten die Hofherren und Hofdamen des Herzogs und der Herzogin eine zahlreiche und angenehme Gesellschaft. Auch die liebenswürdige Prinzessin von Lamballe hatte sich als Cousine eingefunden.

In einer solchen Umgebung, noch dazu in einem prächtigen Schlosse und in einer Fülle von Genüssen, wie sie nur ein großer Reichtum zu bieten im stande ist, hätte sich auch der Anspruchvollste leicht in diese Art von Verbannung gefunden; aber dem Herzog erschien sie unerträglich. Der geheime Grund war kein anderer, als daß er auf Rache sann, zu welcher ihm

augenblicklich die Hände gebunden waren. In diesem Gefühl liegt der Schlüssel zu so vielen Handlungen seiner zweiten Lebensperiode.

Er versuchte deshalb alles mögliche, um seine Freiheit wiederzuerlangen. Die Pariser, die noch immer nicht von ihm lassen wollten, erzählten, und zwar zu seinem Lobe, daß er die Veröhnungsanträge des Finanzministers entrüstet zurückgewiesen und erklärt habe, er verzichte auf seine Begnadigung, solange die beiden Parlamentsräte nicht aus dem Gefängnis entlassen seien, und bevor man nicht ihnen und ihm den Grund der gegen sie verhängten strengen Maßregeln mitgeteilt.

Dies Zeichen seiner „edlen Gesinnung“ verbreiteten seine Anhänger überallhin; aber sie hüteten sich wohl, von den Schritten des Prinzen von Condé und des Herzogs von Bourbon zu sprechen, welche beide direkt in Versailles für ihn gethan, obwohl vergebens. Der König hatte sie mit seiner gewohnten Güte empfangen und auch ihr Gnadengesuch an sich keineswegs gemißbilligt; als sie aber dringender wurden und nach der Dauer des Exils fragten, erhielten sie die ausweichende Antwort: „Glauben Sie mir, ich bin ein ebenso guter Verwandter wie Sie.“

Audere, die gut unterrichtet waren, hüteten sich gleichfalls von gewissen Briefen zu sprechen, die der Herzog direkt an den König geschrieben, und in welchen er um Gnade gebeten hatte. Seltsamerweise, aber seinem jämmerlichen Charakter ganz entsprechend, hatte er dafür die kleinlichsten und wichtigsten Gründe angeführt. Anstatt sich offen und frei zu verteidigen und als Fürst seine Handlungsweise stolz zu vertreten, bat er um die Erlaubnis, nach Paris zurückkehren zu dürfen, weil ein angefangener Neubau in seinem Palast seine Gegenwart dringend erfordere; dann sprach er von der Krankheit seines Intendanten, des Marquis von Vimont, wodurch seine Finanzen schwer geschädigt würden und von ähnlichen nebenächlichen Dingen. Auch die Gesundheit seiner Gemahlin und seiner Kinder, wie seine

eigene habe durch die Luftveränderung gelitten — dies war ein Appell an das gute Herz des Königs — und schließlich, meinte er, sei die Entlassung seines mißliebigen Kanzlers Ducrest, durch den er hauptsächlich die Gnade Sr. Majestät verscherzt habe, ein sicherer Beweis seiner Reue, so daß er wohl auf ein hochherziges Vergessen von seiten des Königs hoffen dürfe.

Der Herzog hatte auch ein sehr de- und wehmütiges und wahrscheinlich abgekartetes Schreiben seines Kanzlers beigelegt, in welchem dieser seinen Herrn bat, ihn zu entlassen, weil er gesehen, daß er, so treu und ehrlich er es auch gemeint, ihm doch durch sein damaliges Memorandum bei Sr. Majestät sehr geschadet habe. Er wünsche nur, daß das von ihm gebrachte Opfer den Feinden des Herzogs genügen möge, um seinen teuren Herrn nicht noch weiter zu verfolgen. Diese rührende Epistel war überdies mit verschiedenen Floskeln und Phrasen ausgeschmückt. Doch es half alles nichts: der König ließ sich durch diese schönen Dinge, die er gewiß nach ihrem wahren Wert beurteilte, nicht erweichen und gab nicht nach.

Aber das Parlament gab auch nicht nach. Endlich erhielten die Prinzen und Pairs die Erlaubnis, den Sitzungen wieder beizuwohnen; es war das erste Zeichen der erwachenden königlichen Gnade. Aber der ganze Dezember ging noch ohne Entscheidung vorüber.

Zu den eifrigsten Besuchern der Sitzungen gehörten die bereits erwähnten Prinzen von Condé und Bourbon, welche immer mit dem Nebengedanken, ihrem Vetter, dem Herzog von Orleans, dadurch nützlich zu sein, die Minister sehr glimpflich behandelten und ihnen oft beistimmten. Diese verfehlten nicht, eine so erfreuliche Sinnesänderung höchsten Orts zu vermelden, so daß der König jetzt die Zeit gekommen glaubte, Gnade für Recht walten zu lassen. Um ihn vollends zu versöhnen, hatte auch die Herzogin von Orleans einen Fußfall gethan; einer solchen Gattin und Mutter konnte er nichts abschlagen.

Der Finanzminister de Brienne, der mittlerweile Erzbischof von Sens geworden war, trug sich schon lange mit dem Gedanken einer neuen Gerichtsordnung für ganz Frankreich, und hatte im Stillen mit dem Justizminister den Plan ausgearbeitet. Brienne war nun leider nicht der Mann, eine derartige vielumfassende Reform praktisch durchzuführen; denn ihm fehlten dazu die zwei Haupteigenschaften: Scharfsinn und Energie. Das Gerücht davon verbreitete sich bald als große und wichtige Neuigkeit im Parlament, und das geheimnisvolle Benehmen der Minister versetzte die gesamte Magistratur in die höchste Aufregung. Man suchte durch allerlei Mittel und Wege sich Licht zu verschaffen, was denn auch endlich gelang. Die beiden Räte d'Espresménil und Goislard wußten sich eine Abschrift der wichtigsten darauf bezüglichen Aktenstücke zu verschaffen, die sie ihren Kollegen überbrachten. Diese ließen sofort die Edikte und Gutachten drucken und nach allen Seiten hin verteilen, ohne daß das Ministerium eine Ahnung davon hatte. Der Grundgedanke des Brienneschen Projektes war nichts mehr und nichts weniger als die Aufhebung sämtlicher Parlamente. Die einzelnen Kammern traten zusammen und schwuren, an ihren alten Gerichtsverfassungen festzuhalten und alle Vorschläge der Regierung, die Berufung der Generalstaaten hinauszuschieben, auf Tod und Leben zu bekämpfen. Der Herzog von Orleans wohnte jener Sitzung nicht bei. Sie erklärten ferner, daß, wenn die Parlamente nicht im Stande seien, ihre Rechte und damit die Fundamente der Staatsverfassung zu wahren, sie ihre Befugnisse in die Hände des Königs zurückgeben und das weitere abwarten würden.

Sobald die Minister den Vorgang erfuhren, beschloßen sie zunächst, diejenigen verhaften zu lassen, die den Aktenraub begangen hatten, und zwar die Räte d'Espresménil und Goislard, die das Gerücht als solche bezeichnete. Beide flüchteten sich in den Schoß des Parlamentes. Eine starke Abtheilung Soldaten

folgte ihnen auf dem Fuße. Der kommandierende Offizier, Marquis d'Agoult, erklärte, er werde die beiden Herren ergreifen und fortführen lassen, wenn sie nicht willig folgten. Da mußte man der Gewalt weichen und sich ergeben. Bei dieser Gelegenheit und als Beitrag zur Kenntnis des menschlichen Herzens, möchte ich noch hinzufügen, daß d'Espresménil derselbe war, der später die Generalstaaten, deren Berufung er doch mit einer wahren Begeisterung betrieben und all seine Kraft mit Wort und That dafür eingesetzt hatte, auf das heftigste bekämpfte und sie auf jede nur denkbare Weise in der öffentlichen Meinung herabzusetzen suchte. Der Bischof von Blois, de Thémines, der erklärte Chef des oppositionellen Klerus, bezeichnete gleichfalls beständig in allen seinen Reden die Generalstaaten als den einzigen Rettungsanker, und hat später die gleiche Rolle gespielt.

Brienne fühlte sich vierundzwanzig Stunden lang geistig bankrott, wie er es finanziell längst war, dachte dann noch einige Tage über neue Gewaltmaßregeln gegen die Parlamente nach und verhielt endlich, um Zeit zu gewinnen; feierlich die Berufung der Generalstaaten. Er hatte aber jetzt in doppelter Beziehung allen Kredit verloren und mußte sein Gesuch um Entlassung einreichen. Er ließ den Hof und die Regierung machtloser und die öffentliche Meinung gestärkter als zuvor; Diese war sich ihrer gewaltigen Kraft bewußt geworden: die Revolution konnte beginnen.

Der Herzog von Orleans hatte an den letzten Ereignissen im Parlament nicht teilgenommen, und da ich mich hier nur mit ihm beschäftige, so übergehe ich auch die weiteren Verhandlungen, von denen er sich fernhielt.

Die Regierung, welche ihre Schwäche so deutlich gezeigt, appellierte an die Loyalität aller redlich denkenden und gebildeten Patrioten, um den besten Modus für die Berufung der Generalstaaten zu beraten. Auch dieser Schritt war wieder sehr un-

vorsichtig; denn das ganze Land wurde dadurch in politische Diskussionen hineingezogen, denen die klare und bestimmte Grundlage von vornherein fehlte. Dies gab die Lösung zu den ersten Ausschreitungen und Unruhen in Paris.

Sie begannen am 28. April 1789 in der Vorstadt Saint-Antoine, und es liegen sichere Beweise vor, daß der Herzog von Orleans an ihnen beteiligt war.

Ein Tapetenfabrikant, namens Réveillon, ein durchaus rechtschaffener Mann, beschäftigte in seiner Fabrik eine große Menge Arbeiter. Auf einmal wurden dieselben in der Stille, und man weiß nicht einmal weshalb, gegen ihren Prinzipal aufgereizt, der sie immer gut behandelt hatte. Sie wurden aufjässig und revoltierten, und der dortige Pöbel schloß sich ihnen an. Die Bewegung wuchs und wurde so bedrohlich, daß man ein Garderegiment und die Schweizer ausrücken ließ. Die Emeute wurde gedämpft, aber erst nach einem heftigen Zusammenstoß, bei welchem es viele Tote und Verwundete gab. Als man dieselben untersuchte, fand man fast bei jedem von ihnen eine Summe von zwölf Francs, und viele von den Gefangenen gestanden im Verhör, daß sie das Geld von den Agenten des Herzogs von Orleans erhalten hätten. Dieser war also unleugbar der Anstifter der Empörung. Leichtfertig und gewissenlos wie immer, wollte er sich einmal das amüsante Schauspiel eines Volksauflaufs verschaffen, Skandal und wüsten Lärm erregen und zugleich der Regierung eine neue Verlegenheit bereiten — weiter nichts.

Sein Sekretär, ein gewisser Pierre de Laalos, fungierte dabei als Hauptagent. Er hatte ihn erst seit kurzer Zeit in seine Dienste genommen, weil ihm der Mann schon wegen seines zweideutigen Rufes gefiel, und weil er sich sagte, daß ein solcher Mensch sich gut zu allerlei Dingen gebrauchen ließe.

Laalos war früher Kapitän im Geniecorps gewesen, besaß Verstand und Kenntnisse und hatte sich auch bereits als Schrift-

steller bekannt gemacht, besonders durch einen allerdings sehr schlüpfrigen Roman »Les liaisons dangereuses.« In den Gerichtsverhandlungen gegen die Aufständischen wurde nicht einmal sein Name genannt; denn er hatte sich wohlweislich im Hintergrunde gehalten. Ich spreche hier auch nur von ihm in einer ganz anderen Beziehung.

Der Herzog hatte ihn nämlich mit der Abfassung der neuen Instruktionen beauftragt, die für die sämtlichen Beamten seiner großen Domänen bestimmt waren, um ihnen später als Richtschnur ihres Verhaltens zu dienen.

Saclos hatte nun eine Art von Gesetzbuch konstruiert, welches in vielen besonderen Artikeln zugleich die philosophischen Ideen der Gegenwart und auch seine eigenen ziemlich phantastischen Ansichten enthielt, das aber dem Herzog mißfiel, weil es praktisch nicht zu gebrauchen war.

Er sah sich deshalb nach einem anderen Redakteur um, und man empfahl ihm den Abbé Sieyès als einen Mann, der in allen Fragen, die in den Generalstaaten zur Sprache kommen würden, sehr bewandert war. In einer Zusammenkunft, die er bald darauf mit dem Abbé hatte, zeigte er diesem den Entwurf seines Sekretärs, mit der Bitte, ihn durchzusehen und die nötigen Änderungen darin zu machen. Sieyès, der fremde Arbeiten niemals gern gelten ließ, fällte über diese ein sehr ungünstiges Urteil; sie taue nichts, und man könne nichts davon gebrauchen. Er verfaßte darauf selbst einen Entwurf, der dem Herzog gefiel, und den er auch sofort drucken ließ¹⁾.

¹⁾ Dies Dokument ist äußerst interessant, und zwar um so mehr, weil es von einem Prinzen von Geblüt herrührt. Der Herzog bezeichnet zuerst die Hauptartikel, die in alle Domänenregister eingetragen werden sollten, nämlich: Persönliche und politische Freiheit. Briefgeheimnis. Unverletzlichkeit des Eigentums. Gleichmäßige Verteilung der Steuern und Abgaben. Verantwortlichkeit der Minister. Ehescheidung mit beiderseitigem Recht der Wiederverheiratung. Versammlungsrecht, ohne Rücksicht auf die darüber vorgeschriebenen königlichen Verordnungen. — Alsdann wird die Blindheit der Minister beklagt, die Volksvertreter nach Ständen eingeteilt zu haben. „Die einzige wahre Volksvertretung ist

Dies ist, meiner Überzeugung nach, das einzige Mal, wo der Herzog von Orleans mit dem Abbé Sieyès in einer näheren Verbindung gestanden hat. Da indes jener Entwurf großes Aufsehen machte und auch der Verfasser sehr bald bekannt wurde, so hat man später in verschiedenen Epochen der Revolution oft behauptet, daß zwischen beiden wichtige geheime Beziehungen beständen. Nun haben aber vielleicht niemals zwei Menschen existiert, die so wenig zu einander paßten und die in ihrem ganzen Wesen und Charakter so weit auseinander gingen, wie der Herzog und Sieyès. Den ersten kennen wir bereits zur Genüge, und den zweiten möchte ich hier in einer kurzen Skizze schildern:

Sieyès besitzt einen außerordentlich scharfen Verstand, aber sein Herz ist kalt. Er schwärmt für die Gleichheit, aber nicht aus Menschenliebe, sondern nur aus Haß gegen die Vornehmen und Reichen. Jedoch möchte er selbst nicht Herrscher sein, wohl aber den Herrscher nach seinen Ideen lenken. Alles Bekannte ist in seinen Augen geringfügig, nur das Unbekannte reizt ihn. Jedes Hindernis, das sich ihm entgegenstellt, bringt ihn auf, und von Konzessionen will er nichts wissen. Ein Princip ist für ihn ein eisernes Schwert, und die menschlichen Mängel und Schwächen läßt er nicht gelten. Für Tugenden wie für Fehler, die im Gemüt ihren Ursprung haben, besitzt er kein Verständnis. Die Menschen sind in seinen Augen Schachfiguren, die er bald hierhin bald dorthin setzt, aber für die er sonst nichts empfindet. Wenn er eine Verfassung entwirft, so meint er, das Volk, für das sie bestimmt ist, bestehe

der dritte Stand, denn er allein hat die Volkswohlfahrt im Auge, er allein hat die Gewalt in Händen, und er allein entscheidet über die Geschicke der Nation. Die Pflicht der Generalstaaten ist es daher, den Despotismus der Aristokraten und die absolute Macht des Königs zu brechen, und die Menschenrechte zu proklamieren.“ — Man darf dabei nicht vergessen, daß die Domänen des Herzogs, für welche diese Verordnungen bestimmt waren, einen Flächenraum von drei bis vier der jetzigen Departements von Frankreich umfaßten.

aus Menschen, die noch nie etwas gesehen, erlebt oder empfunden haben¹⁾.

Nur ein Gefühl übt einen wirklichen Einfluß auf ihn aus: die Furcht. Im Konvent fürchtete er sich vor dem Tode; später fürchtete er die Rache der Bourbons.

Sieyès ist strenge in seinen Sitten und gemessen in seinem Benehmen; aber er hat nichts Freiherziges und nichts Offenes. Sein Privatleben ist durchaus gewöhnlich, aber er hat einen feinen Geschmack, und in dieser Beziehung ist er schwer zu befriedigen. Er ist nicht habgierig, obwohl er den Besitz nicht verachtet. Er diskutiert nicht gern, sondern befiehlt lieber; er sucht auch nicht zu überzeugen, sondern will sofort seine Meinung aufdrängen. Intimen Umgang mit Frauen hat er, soviel man weiß, niemals gehabt, aber in der Gesellschaft scherzt er mit ihnen und ist witzig, wenn auch stets mit einem ironischen Anstrich. Wirklich liebenswürdig ist er nie gewesen. Hochmütig und dabei mißtrauisch, hat er keine wahren Freunde; seine Anhänger sind seine Unterthanen und als solche treu.

So kann Sieyès wohl eine Meinung mit Erfolg vertreten und auch Beifall und Zustimmung finden, aber er kann kein Parteihaupt sein.

Außerlich macht er keinen sehr vorteilhaften Eindruck, denn seine Gesichtszüge sind hart. Sein Blick zeugt allerdings von Geistesstärke, aber er belebt sich nur, wenn er spricht. Und dabei spricht er keineswegs gut, sondern er läßt nur Wort auf Wort fallen, aber jedes Wort enthält einen Gedanken und regt zum Nachdenken an. Seine Rede reiht nicht hin, aber sie imponiert.

Kann nun ein Mann von solchem Charakter, wie ich ihn eben geschildert, sich den schwankenden Launen und den unklaren Meinungen und Ideen eines Prinzen unterordnen, oder gar

¹⁾ Anspielung auf die von Sieyès entworfene, gänzlich verfehlte Konstitution vom Jahre VIII.

den mattherzigen Ehrgeiz desselben fördern, vorzüglich, wenn dieser Prinz der Herzog von Orleans ist? Unmöglich! Kein verständiger Mensch wird dies behaupten wollen.

Ich glaube somit die allgemein verbreitete Ansicht von einem geheimen und vertraulichen Einverständnis zwischen dem Herzog und Sieyès gründlich widerlegt zu haben, und dasselbe gilt auch von allen anderen hervorragenden Männern jener Epoche, die niemals mit dem Herzog einen intimeren Verkehr unterhielten.

Mit der Veröffentlichung seiner neuen Domänenordnung hörte er übrigens auf, eine politische Figur von Bedeutung zu sein. Sein schwacher, ehrloser Charakter, seine zweideutige und verächtliche Stellung bildeten für jede Annäherung, auch seiner Gesinnungsgenossen, eine unübersteigliche Schranke. Durch sein Votum am 19. Januar 1793 lud er das Verbrechen des Königsmordes auf sich, nachher war er nichts mehr, er blieb wohl noch auf seinem Platz im Konvent sitzen, aber man sah immer mehr und mehr ein, daß er auf diesen Platz nicht gehörte; man verachtete ihn, denn er war zu einer widrigen Null geworden, und schließlich ließ man diese Null enthaupten.

Was soll man aber vollends zu denen sagen, die laut versichern, der Herzog von Orleans sei der eigentliche Urheber der Revolution, und sein Name sei die Losung für eine zahlreiche Menge von Bürgern gewesen. Andere sagen, er habe in seinem Ehrgeiz sogar die Blicke auf den Thron gerichtet. Alle diese Behauptungen zerfallen in nichts. Das Bild seines Lebens liegt offen vor uns. Seine Unsittlichkeit, sein Leichtsin und seine Charakterlosigkeit, und diese sämtlichen Eigenschaften in höchster Potenz erklären seine Handlungen; sie erklären aber auch zugleich seinen gänzlichen Mangel an Thatkraft. Der Strom war entfesselt und hatte die Dämme durchbrochen, der Revolutionstaumel riß alle mit sich fort; was konnte da der Ehrgeiz eines einzigen und noch dazu ganz unbedeutenden und

unselbständigen Mannes unternehmen? Später freilich, aber erst nach einer Zeit der entsetzlichen Greuel und der furchtbarsten Prüfungen, und nachdem man endlich eingesehen, daß ein Haupt nötig sei, um das zerrüttete Land und seine geschlagenen Kinder wieder aufzurichten, da war auch die Zeit des persönlichen Ehrgeizes wieder gekommen — er fand sich verkörpert in einem Manne, und dieser Mann war Bonaparte.

Der Herzog von Orleans war keineswegs so beschränkt, um nicht die oben angedeutete Strömung der Geister zu begreifen. Wenn er sich trotzdem mit ehrgeizigen Plänen trug, so ist das eigentliche Ziel dieses Ehrgeizes niemals bekannt geworden. Soviel ist aber sicher: der Herzog von Orleans ist weder der Urheber, noch das leitende Princip, weder der Verbreiter, noch die Stütze der französischen Revolution gewesen. Im Gegenteil, er bedeutete viel weniger als hundert andere Revolutionsmänner; er war ein ruder- und steuerloser Kahn, der in die empörten Wogen hinausgetrieben wurde, bis er an den Klippen seiner eigenen Schuld zerschellte.

Wenn also die Geschichtschreiber nach den Männern ausschauen, denen sie, je nach ihrem Standpunkt, die Ehre oder das Brandmal zuerkennen, die französische Revolution hervorgerufen, geleitet und verbreitet zu haben, so geben sie sich eine überflüssige Mühe. Sie war nichts anderes, als die aufgegangene Saat, welche die Schriftsteller in einem nach Licht und Wahrheit ringenden Jahrhundert ausgestreut hatten, eine Saat, welche die Vorurteile und Mißbräuche der Machthaber ausrottete, die aber auch zugleich die religiösen und socialen Grundfesten der menschlichen Gesellschaft zerstörte; erst in zweiter Reihe können dann eine schwache Regierung, unfähige Minister, schlechte Finanzverwaltung und die Unzufriedenheit des Volkes in Betracht kommen.

Um ihre Grundursache zu finden, muß man auf die Fragen und Forderungen der hohen Politik zurückgehen und ganz

besonders den Kampf der neuen Ideen mit veralteten Vorurteilen ins Auge fassen: den Kampf der Geistesfreiheit mit der materiellen Gewalt. Hält man sich aber nur an die äußeren Erfolge und Wirkungen der Revolution, so kann man leicht Gefahr laufen, Malesherbes und Mirabeau, de Larochefoucauld und Robespierre auf eine und dieselbe Linie zu stellen und mit gleichem Maße zu messen.

Ende der zweiten Abteilung.

Dritte Abtheilung.

1791 — 1808.

Das Königtum, wie es aus der konstituierenden Versammlung hervorging, war nur noch ein Schatten, und selbst dieser Schatten schwand von Tage zu Tage mehr dahin. Es konnte sich also nur darum handeln, den kleinen Rest der königlichen Macht zu erhalten, aber um keine Versuche, sie in ihrem früheren Umfange wiederherzustellen. Diejenigen, die sich stellten, als fürchteten sie sich sogar noch vor diesem Schatten, suchten darin nur einen Vorwand zu seiner gänzlichen Zerstörung. Der König ahmte die schlanke Weide in der Fabel nach, die dem Sturm widerstand, weil sie sich zu beugen wußte; an seinen Dienern und Anhängern, sowohl im Lande selbst, wie draußen in der Fremde, war es jetzt, sich völlig unthätig zu verhalten, um ihn gegen den Vorwurf zu schützen, mit ihnen gemeinsame Sache zu machen. Aber ließen sich die Parteigänger befehren? In revolutionären Zeiten verhallt die Mahnung zur Besonnenheit so leicht.

Das damalige Ministerium, zu welchem Necker nicht mehr gehörte, beschloß, die auswärtigen Höfe dringend zu ersuchen, von allen kriegerischen Plänen zu Gunsten des französischen Königtums abzustehen. Der Minister des Auswärtigen, de Lessart, machte mir deshalb den Vorschlag, zu diesem Zweck nach England zu reisen. Ich selbst wünschte sehr, mich auf einige Zeit zu entfernen, um mich zu erholen, denn ich fühlte mich

ermattet und verstimmt, und wenn ich mir auch von meiner Mission keinen Erfolg versprach, so war sie mir trotzdem willkommen ¹⁾.

Der König schrieb einen Brief an den König von England, den ich Sr. Majestät überreichen sollte ²⁾.

Zwei Jahre früher, 1790, hätte ein Krieg das Königtum noch schützen und vielleicht gar retten können; i. J. 1792 mußte er unausbleiblich den Sturz des Thrones nach sich ziehen, und das war es eben, was die Männer der Revolution wollten. Sie kalkulierten nämlich folgendermaßen: sobald der Krieg erklärt war, mußte sich der König an die Spitze der Armee stellen, und sie würden ihm nur diejenigen Mittel und Hilfsquellen bewilligen, die sie für gut fänden, ihm aber dabei die völlige Verantwortlichkeit überlassen. Er wäre dadurch ganz in ihren Händen gewesen, und bei der ersten Niederlage hätten sie dann das Heer und das Volk gegen ihn aufgewiegelt und dadurch seinen Sturz herbeigeführt. Die späteren Ereignisse haben nur zu deutlich diese abscheuliche Machination enthüllt.

Es gab freilich noch ein Mittel, das Truggewebe zu zerreißen, wenn nämlich der König den Emigranten befahl, sich von den Grenzen zurückzuziehen, die sie förmlich wie in einem bewaffneten Lager besetzt hielten, und allen gewaltsamen Unternehmungen zu entsagen. Die Minister thaten es aber nicht, oder die Schritte, die sie zu diesem Zweck einschlugen, zeugten wieder von der bekannten Halbheit und Unentschlossenheit, sodaß sie zu nichts führten; überdies lehnte der König, blind und

¹⁾ Die Politik des damaligen französischen Kabinetts ging besonders darauf hinaus, England und Preußen zu gewinnen, um sich durch dies Bündnis gegen Oesterreich zu stärken. Am 22. Dezember 1791 wurde der Graf von Ségur zu diesem Zweck nach Berlin geschickt und am 12. Januar 1792 Talleyrand nach London.

²⁾ Ein zweiter Brief de Lessarts war für Lord Granville bestimmt, in welchem der Minister eine Allianz mit England, oder wenigstens Neutralität vorschlug. Am 9. März 1792 kehrte Talleyrand nach Paris zurück.

schwach wie immer, jede direkte Vermittelung ab, um allen Anschein zu vermeiden, als stände er mit den Emigranten in irgend welchem Verkehr. So wurde er denn von der Nationalversammlung zur Kriegserklärung gezwungen, und damit war das Schicksal der Monarchie, d. h. ihr Untergang, besiegelt. Der Feldzug begann unglücklich für Frankreich, und die ersten Niederlagen an der Grenze trieben den wütenden Pöbel zu dem doppelten Sturm auf die Tuilerien am 20. Juni und am 10. August. Bei dem letzteren war ich gegenwärtig, denn ich hatte schon im März auf den Wunsch des Herzogs de La Rochefoucauld England wieder verlassen. Der Maire von Paris, Bétion war abgesetzt, die Mitglieder des Verwaltungsrats des Seine-Departements, zu denen ich selbst gehörte, sahen sich bedroht, und ich wollte die Gefahren meiner Kollegen teilen.

Ich stand übrigens schon längst auf der Liste der gehaßten Aristokraten, und zwar seit dem Föderationsfeste auf dem Marsfelde, am 14. Juli 1790, wo mir der König und die Königin, als wir unter ihrem Balkon vorüberzogen, besonders freundlich zugewinkt hatten. Das konnte mir der Pariser Pöbel nicht vergessen.

Bald darauf trafen die Siegesbotschaften aus der Champagne ein (die ruhmvolle Kanonade von Valmy am 20. September 1792), und der Jubel war groß, denn die Revolutionären riefen laut, daß es jetzt mit dem Königtum völlig und ganz vorbei sei. Der Fanatismus verblendete sie, aber auch diejenigen täuschten sich, die da glaubten, daß der König, trotz der augenblicklichen Niederlagen der Verbündeten, sich doch noch durch ihre Macht auf dem Thron halten könne.

Zunächst war daran gar nicht mehr zu denken, daß Ludwig XVI. unter den bestehenden Verhältnissen im stande sei, weiter zu regieren. Er regierte ja schon längst nicht mehr. Jetzt galt es nur, seine Person zu retten und die Königin mit ihren Kindern und Madame Elisabeth.

Frankreich führte nur noch mit Oesterreich und Sardinien Krieg, und wenn alle übrigen Mächte gemeinsam ihre Bereitwilligkeit erklärt hätten, jede Regierungsform, die Frankreich für gut fände, sich zu geben, gleichviel welche, feierlich anzuerkennen, unter der einzigen Bedingung, die Gefangenen des Temple frei zu lassen und sie ungehindert und geschützt bis an die Grenze zu befördern, so fragt es sich sehr, ob die Demagogen dies Anerbieten abgewiesen, oder ob sie es nicht vielmehr mit Freuden begrüßt haben würden.

Wie hätten sie auch ihre Weigerung verständig begründen wollen und etwa den Mut gehabt, vor Frankreich hinzutreten und zu sagen: Man bietet uns den Frieden an, aber wir wollen den Krieg, und zwar wir allein gegen ganz Europa Man erkennt unsere Unabhängigkeit an, und wir wollen erst das schwankende Schlachtenglück darüber entscheiden lassen Man bestreitet uns auch gar nicht das Recht, uns selbst nach unserem Belieben zu regieren, und am wenigsten denkt man daran, uns einen König aufzudrängen. Wir wollen aber den morden, der über uns regiert hat und dadurch seine Rechte auf seine Nachkommen vererben, die wir freilich nicht anerkennen, die aber ganz Europa anerkennen wird, und die wir nicht einmal in unseren Händen haben.

Die meisten von ihnen würden sehr wahrscheinlich keinen allgemeinen Krieg, sondern den Frieden vorgezogen und sich beeilt haben, den Mächten entgegenzukommen. Und dabei war es nur eine kleine Minderzahl, die nach dem Blute Ludwigs XVI. verlangte, und wenn es später doch vergossen wurde, so traten neue Ursachen hinzu, die aber nicht hervorgetreten wären, wenn die europäischen Mächte in dem von mir oben angedeuteten Sinne gehandelt hätten.

Die königliche Familie konnte also gerettet werden, und ein zweiundzwanzigjähriger Krieg wäre dadurch verhindert worden. Dieser Krieg hat mehr als einen Thron umgeworfen, und alle

Throne in Gefahr gebracht; einige wenige schlechte wurden dafür errichtet, und die Folgen davon spürt die Civilisation noch heute. Die revolutionäre Regierung (oder um hier einmal das barbarische Wort Polyarchie zu gebrauchen) wäre in Frankreich viel schneller zu Ende gegangen, da sie sich nur durch Kriege und Siege im Auslande halten konnte.

Nach dem schrecklichen zehnten Augusttage 1792 erbat ich mir von der provisorischen Exekutivgewalt eine neue Mission nach London. Ich schützte einen wissenschaftlichen Zweck vor, zu welchem ich berechtigt war, denn er bezog sich auf einen Vorschlag, den ich früher einmal in der konstituierenden Versammlung gemacht hatte, und zwar auf eine univervelle Reform der Maße und Gewichte für ganz Frankreich. Mein System war bereits von vielen europäischen Gelehrten begutachtet und gebilligt worden, und ich wünschte mich nun auch mit dem englischen Kabinett zu verständigen.

Um die Wahrheit zu gestehen, lag mir nur daran, Frankreich auf gute Manier zu verlassen, denn ein längerer Aufenthalt hätte für mich, der ich doch nicht mehr nützlich sein konnte, gefährlich werden können. Aber ich wollte mit einem regelrechten Paß abreisen, um mir die Rückkehr offen zu halten.

Die europäischen Kabinette waren ebenso leidenschaftlich erregt, wie die augenblicklichen Machthaber in Frankreich. Sie bildeten sich ein, daß Frankreich, sobald es von allen Seiten angegriffen würde, nicht lange widerstehen könne, und träumten sich bereits dergestalt in die Siege hinein, daß sie darüber die gefährvolle Lage der königlichen Familie so gut wie ganz vergaßen.

Als die Republikaner sahen, daß der Krieg unvermeidlich war, kamen sie den Mächten mit ihrer Kriegserklärung zuvor, um zu zeigen, daß sie ihn nicht fürchteten.

Ich blieb in England während des ganzen schrecklichen Jahres 1793 und bis zum Januar 1794. Der Marquis von

Lansdowne¹⁾), den ich bereits in Paris kennen gelernt hatte, empfing mich überaus freundlich. Er war ein hochbegabter Mann, und der Umgang mit ihm war ebenso belehrend wie anziehend. Beschränkte Leute machten ihm den einfältigen Vorwurf einer allzugroßen diplomatischen Feinheit, den man übrigens häufig, sowohl in England wie in Frankreich, bei der Beurteilung bedeutender Staatsmänner hört, hauptsächlich wohl, weil man ihre geistige Überlegenheit fürchtet.

In dem gastlichen Hause des Marquis traf ich mit vielen hervorragenden Männern zusammen, so u. a. mit dem Marquis von Hastings und dem Dr. Priestley. Auch den Minister Canning²⁾ lernte ich dort kennen, ferner den angesehenen Advokaten Romilly und den Publizisten Dumont. Den Sohn Lord Lansdownes darf ich ebenfalls nicht vergessen und ebensowenig

1) William Petty, Marquis von Lansdowne, geb. 1737, Mitglied des Oberhauses (1761) u. des Geheimen Rats (1763), Vordischastanzler (1782), gab i. J. 1783 seine Demission. Bis zu seinem Tode (1805) war er ein erklärter Gegner Pitts u. ein treuer Freund Frankreichs. — Francis Rawdon, Marquis von Hastings, geb. 1754, Mitglied des Herrenhauses (1782), später Generalgouverneur von Ostindien. Er starb i. J. 1816 als Gouverneur von Malta. Er ist nicht zu verwechseln mit Warren Hastings, geb. 1732, der gleichfalls Generalgouverneur von Ostindien war (1773—1787), und durch seinen Staatsprozeß so bekannt wurde, gest. 1818. — Dr. Joseph Priestley, geb. 1733, namhafter englischer Gelehrter und Philosoph, wanderte wegen seiner freisinnigen politischen u. religiösen Überzeugungen nach Amerika aus. Der Konvent ernannte ihn zum Ehrenbürger Frankreichs. Er starb i. J. 1804.

2) George Canning, geb. 1770, einer der bedeutendsten Redner der Whigpartei, änderte später seine politische Überzeugung, trat in das Unterhaus (1794) und wurde ein begeisterter Anhänger Pitts. Minister des Auswärtigen von 1807 bis 1809 und später nochmals i. J. 1822. Er starb i. J. 1827. — Samuel Romilly, geb. 1757 zu London, berühmter englischer Advokat. Er stand mit den bedeutendsten Gelehrten und Staatsmännern Frankreichs in regem Verkehr. Als Mitglied des Unterhauses, protestierte er laut gegen die Gefangennahme Napoleons. Er starb i. J. 1818. — Pierre Dumont, geb. 1759 in Genf, Publizist und protestantischer Geistlicher, lebte i. J. 1788 in Frankreich, wo er mit den Revolutionsmännern, besonders mit Mirabeau, befreundet war. Er starb in Genf i. J. 1829. — Henry Petty, geb. 1780, Mitglied des Unterhauses (1802), Vordischastanzler (1806) u. Mitglied des Oberhauses unter dem Namen seines Vaters, des Marquis von Lansdowne (1809), Minister des Innern unter Canning (1827), und des Auswärtigen (1830), Konseilspräsident von 1846—1852. — Charles Fox, geb. 1748, berühmter Redner und Führer der Whigpartei. Erklärter Gegner Pitts und Freund Frankreichs und der Revolution. Er starb i. J. 1806 als Konseilspräsident.

den Minister Fox. Alle diese Herren suchten mir den Aufenthalt in London so angenehm wie möglich zu machen. Vormittags beschäftigte ich mich mit meiner Korrespondenz und mit sonstigen schriftlichen Arbeiten; aber ich war sehr erstaunt, als ich später bei meiner Rückkehr aus Amerika nach Frankreich bemerkte, daß alle meine damals gemachten Notizen ganz unbrauchbar waren und mir zu diesem Werk, das ich jetzt unter Händen habe, nicht dienlich sein konnten. Deshalb weiß ich von jener Zeit nur wenig zu erzählen, denn der verbindende Faden fehlt.

Während der schrecklichsten Revolutionsjahre befand ich mich im Auslande, so daß ich über die Ereignisse nicht als Augenzeuge berichten kann; die wichtigsten erfuhr ich aus den Zeitungen und vom Hörensagen. Aber wie oft habe ich mich im Geiste abgewendet von jenen Greuelszenen der tiefsten menschlichen Verworfenheit . . . ich wäre gar nicht im Stande gewesen, dergleichen zu schildern.

Wie klar liegen dagegen die früheren Epochen unserer Geschichte, z. B. die Zeiten Heinrichs IV. und Ludwigs XIV. noch heute vor unseren Blicken, während die jüngsten Ereignisse uns schon jetzt so verwirrt und verschleiert erscheinen, selbst für diejenigen, die daran teilgenommen. Es ist wohl etwas Wahres, daß alles, was von den unteren Volksklassen ausgeht, meist nur einen leicht vergänglichen Eindruck zurückläßt, denn die Menschen, die darin auftreten, sind nicht derart, daß man ihr Andenken lange bewahrt. Bis dahin unbekannt, erscheinen sie plötzlich auf der Weltbühne und sinken, wenn sie ihre Rolle ausgespielt haben, wieder in ihre frühere Dunkelheit zurück.

Ich gestehe auch gern, daß ich es mit Freuden begrüßen würde, wenn die Einzelheiten jener ungeheueren Kalamität recht bald der Vergessenheit anheimfielen; historisch ist dieselbe doch nur als Ganzes von Bedeutung. Welchen wirklichen Nutzen können die Menschen aus plan- und ziellosen, nur von den

wildesten Leidenschaften eingegebenen Handlungen ziehen? Kaum mehr als einen negativen.

Weit besser thäte man, den ernststen Blick auf die Zeit vor der gewaltigen Katastrophe zu richten, denn nur dort liegen die eigentlichen und wahren Ursachen der Revolution, und dieses Bild vorzuführen, hätte Nutzen und Wert. Dort können die Könige und die Großen, und auch das Volk kann dort lernen. Ich habe hier in diesen Blättern manches darauf Bezüglihe angedeutet, soweit meine Kenntnisse und Erfahrungen reichten. Möchten meine Zeitgenossen ein Gleiches thun; sie werden es sehr wahrscheinlich besser machen. Einen großen Nutzen hat jedenfalls ein solcher Rückblick, uns nämlich vor einem unüberlegten Urtheil zu bewahren und uns tolerant zu machen. In den letzten zwanzig Jahren, vor dem Umsturz der Monarchie, hat es vielleicht keinen wohlgesinnten und rechtlich denkenden Menschen gegeben, der sich in dem, was er gedacht, gethan und geschrieben, wie auch in dem, was er gebilligt und verworfen hat, gar keinen Vorwurf zu machen hätte, und der sich nicht im stillen eingestehen muß, da oder dort gefehlt, oder unrecht gehabt zu haben. Ich wenigstens gestatte keinem, den ich persönlich gekannt habe, wie auch mir selbst nicht, sich frei von jeder Verantwortlichkeit zu sprechen.

Damit soll keineswegs gesagt sein, daß die einen nicht mehr gefehlt hätten als die anderen, aber keiner kann mit Sicherheit das Maß des Tadel's bestimmen, das dieser oder jener verdient. Die Zeit, in welcher man lebt, die Verhältnisse, in denen man sich befindet, üben stets einen gewaltigen Einfluß auf den Charakter und auf die Handlungen der Menschen aus. Was heute gut, oder doch entschuldbar erscheint, ist vielleicht morgen tadelnswert und verwerflich. Mit diesem Aufruf an das freie Gewissen aller Franzosen bezwecke ich weiter nichts, als den Haß und die Unduldsamkeit zu verschrecken, damit die milden und guten Gefühle der Liebe und Duldung, die so

lange aus unserem teuren Vaterlande verbannt gewesen, wieder in alle Herzen einziehen mögen.

Ich beabsichtigte anfänglich, nicht allzulange in England zu bleiben. In Frankreich war ich aber bald darauf „außer dem Gesetz“ erklärt worden, trotzdem wollte ich mich nicht in die Reihen der Emigranten stellen, weil ich nicht zu ihnen gehörte.

Inzwischen hatte das englische Ministerium, das der Emigration von Anfang an nicht freundlich gesinnt war, eine neue Bill im Parlament durchgesetzt, nach welcher alle Emigranten unter polizeiliche Aufsicht gestellt wurden, sogar ausgewiesen werden konnten¹⁾. Auch ich erhielt eines Tages ganz unerwartet die Weisung, England binnen vierundzwanzig Stunden zu verlassen. Hätte ich dem ersten Eindruck nachgegeben, so würde ich auf der Stelle abgereist sein, aber ich war es meiner persönlichen Würde schuldig, gegen diese ungerechte Maßregel zu protestieren. Ich wandte mich deshalb zuerst an den Kriegsminister Dundas, dann an den Vordschatzmeister Pitt und zuletzt an den König selbst.

Ich wurde abgewiesen und mußte mich fügen, ging auch noch an demselben Abend an Bord eines Schiffes, das im Begriff war, nach Amerika abzusegeln. Ein widriger Wind und verschiedene Geschäfte, die der Kapitän noch beenden mußte, zwangen uns, noch vierzehn Tage auf der Themse liegen zu bleiben. Ein Freund des Kriegsministers bot mir sehr zuvorkommend seine dicht am Ufer gelegene Wohnung an, doch ich lehnte sein Anerbieten dankend ab, denn ich wollte das Schiff nicht mehr verlassen. Diese Widerwärtigkeiten drückten mich aber nicht nieder, im Gegenteil, eine ungerechte Verfol-

¹⁾ Die sogenannte Aliënbill, ein von Lord Granville i. J. 1793 eingebrachtes Fremden gesetz, das mit der freien englischen Verfassung in völligem Widerspruch stand und das noch heute, wenn auch in weit milderer Form, besteht. — William Pitt, geb. 1750, Mitglied des Unterhauses 1781, Vordschatzkanzler 1782. Er war ein erbitterter Feind Frankreichs und die Seele aller Koalitionen gegen Napoleon. Er starb i. J. 1806.

gung stärkt das Bewußtsein des eigenen Wertes. In diesen Zeiten der allgemeinen Noth und Sorge hätte ich fast bedauert, ganz frei ausgegangen zu sein.

Endlich konnten wir die Anker sichten, aber schon am zweiten Tage, als wir kaum die Themse verlassen hatten, brach ein gewaltiger Sturm los. Ich befand mich auf der wildempörten See zwischen England und Frankreich; immerhin eine sehr eigentümliche Lage. Dort lag das Land, wo ich geächtet war . . . nach England zurückkehren und eine Regierung, die mich so schwer verletzt hatte, demütig um ein Asyl bitten, widerstrebte meinem inneren Gefühl, wenn ich auch für meine persönliche Sicherheit nicht besorgt zu sein brauchte.

Glücklicherweise bemerkten Fischer von Falmouth unsere Noth; die mutigen Männer brachten uns schleunige Hilfe und bugsierten uns geschickt in den Hafen hinein. Wir verweilten dort mehrere Tage, um unser Schiff, das stark gelitten hatte, wieder seetüchtig zu machen.

Inzwischen begegnete mir ein seltjames Abenteuer; vielleicht ein Vorspiel dessen, was mir sonst noch auf meiner Reise bevorstand. Der Wirt, bei dem wir eingekehrt waren, theilte mir mit, daß auch ein amerikanischer General bei ihm wohne. Natürlich ging ich sogleich zu ihm, um seine Bekanntschaft zu machen. Nach den ersten Höflichkeiten erkundigte ich mich lebhaft nach seinem Vaterlande und den dortigen Verhältnissen, merkte jedoch bald, daß sich ihn mit meinen Fragen belästigte. Er wurde nach und nach immer einsilbiger, so daß ich mich beurlaubte, ihn aber vorher noch um einige Empfehlungen ersuchte. „Nein“, sagte er kurz, und als er meine Verwunderung über seine schroffe Antwort sah, fügte er mit bewegter Stimme hinzu: „ich bin vielleicht der einzige Amerikaner, der Ihnen keine Empfehlungsbriefe dahin geben kann . . . ich habe dort keine Verbindungen mehr und darf auch niemals dahin zurückkehren.“ Er nannte seinen Namen nicht; ich erfuhr ihn später: es war

der General Arnould. Ich muß gestehen, daß er mein Mitleid in hohem Grade erregte. Die strengen Politiker mögen mich vielleicht deshalb verdammen, aber ich konnte nicht anders: ich hatte den Mann in seinem tiefen Schmerz gesehen¹⁾.

Wir verließen Falmouth bei günstigem Winde. Alle Passagiere standen auf dem Verdeck; sie schauten, rückwärts gewandt, und riefen, als würde ihnen der Abschied so schwer: Noch kann man das Land sehen! Noch! Ich allein fühlte mich erleichtert, als es am Horizont versunken war. Das Gefühl, auf der offenen, freien See zu sein, erfüllte mich mit Freude.

Nach einer Fahrt von einigen Wochen wurde ich plötzlich in der Frühe durch einen lauten Lärm geweckt. Wieder standen, der Kapitän, die Passagiere und die Mannschaft auf dem Verdeck und riefen erfreut: Land! Land! Ich war wieder der einzige, der nicht mitrief, denn ich teilte diese Fröhlichkeit nicht; ich hatte das Meer so liebgewonnen. Gerade, als wir in den Delaware einliefen, kam uns ein großes Schiff entgegen, das in die See hinausfuhr.

Unser Lotse kannte das Schiff und sagte mir, es ginge nach Kalkutta. Sofort schickte ich zwei Matrosen hinüber, um bei dem Kapitän anzufragen, ob er noch einen Passagier aufnehmen könne. Der Bestimmungsort des Schiffes war mir gleichgültig, wenn ich nur noch länger auf dem Meere bleiben konnte, und eine recht lange Reise war mir am liebsten. Der Kapitän antwortete, seine Kajüten seien komplett, und so mußte ich mit nach Philadelphia.

Die Neue Welt, deren Anblick die anderen Reisenden so fesselte, interessierte mich anfangs wenig, und ich mußte mir Gewalt anthun, um wenigstens nicht ganz gleichgültig zu erscheinen. Ich traf in Philadelphia einen Holländer, namens

¹⁾ Der General Arnould hatte während des Unabhängigkeitskrieges den Engländern Berichte über die Stellung der amerikanischen Armee und über die Truppenbewegungen geliefert. Er wurde deshalb zum Tode verurteilt.

Casenove, den ich bereits in Paris kennen gelernt hatte. Es war ein gebildeter, aber etwas schüchternen Mann und von sehr phlegmatischer Natur. Aber deshalb fand ich gerade Gefallen an ihm, denn er drängte und belästigte mich nicht, führte mich aber gern überall umher, und so gelangte ich denn auch bald dahin, das großartige Bild, das sich nach und nach vor mir entwickelte, mit Aufmerksamkeit und endlich mit lebhafter Teilnahme zu betrachten.

Die nordamerikanischen Freistaaten waren erst seit zwölf Jahren selbständig geworden, außerdem hatte noch in den ersten Jahren eine mangelhafte Verfassung ihr freies Gedeihen sehr gehemmt. Das allgemeine Vertrauen in die Zukunft des Landes fehlte noch, schlechtes Papiergeld und schwankender Kredit hielten die größeren Handelsunternehmungen zurück, und das Volk selbst war sich über seine errungene Weltstellung noch nicht klar geworden. Erst mit der neuen Föderativverfassung von 1789, welche genügende politische und sociale Bürgschaften bot und die Beziehungen nach außen hin besser regelte und sicherte, gelang es der Regierung, den ihr gebührenden Rang unter den Mächten einzunehmen und zu behaupten.

Von da an gab es nordamerikanische Freistaaten.

Meine Vorliebe für das Meer beherrschte mich noch immer, und wenn ich denn auch nicht wieder auf die See gehen konnte, so trieb es mich doch, zu reisen und wenigstens Philadelphia zu verlassen.

Ein Vorschlag, den ich den Herren von Beaumetz und Heydekoper machte, mit denen ich befreundet war, mit mir einen größeren Ausflug ins Innere des Landes zu unternehmen, fand bei ihnen lebhaften Anklang, und ich gestehe, daß ich vom ersten Tage an dies nicht zu bereuen hatte.

Jetzt that sich mir wirklich die Neue Welt auf.

Wie erstaunte ich, als ich kaum fünfzig Vieues von der Hauptstadt keine Spur von Menschen mehr sah, sondern nichts

als die große, freie Natur, wie sie aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen. Ein Urwald, alt wie die Welt, abgestorbene und gestürzte Riesenbäume, von Vianen dergestalt überwuchert, daß sie uns das Vordringen versperrten, andere hochragende Stämme, von dichtverwachsenem, undurchdringlichem Gestrüpp umgeben, Flüsse, deren Ufer in prächtigem Grün schimmerten und die weite Wiesenflächen durchzogen, neue, nie gesehene Blumen, voll Farbenglanz und Duft, und dann wieder geknickte Baumkronen und schwer herabhängende gewaltige Äste, wohl eine Folge von Orkanen, die ihren Weg durch wilde Verwüstung bezeichneten. Gelangt man auf eine Anhöhe, so verliert sich der Blick in die Ferne, die gewiß neue Wunder erschließt. Unsere Phantasie bevölkerte nun diesen unermesslichen Umkreis mit Städten und Dörfern, die bewaldeten Berggipfel blieben, aber die Ebenen und die sanft ansteigenden Hügel schmückten wir weithin mit gesegneten Ernten und weidenden Herden, und zufriedene, lebensfrohe Menschen zogen durch die Thäler. Wenn man solche Länder bereist, kann man wirklich die schönsten Zukunftsbilder entwerfen.

Und ein solches Land war es auch, wo Penn¹⁾ vor kaum hundert Jahren mit seinen zweitausend Ansiedlern den Grundstein zu Philadelphia legte, jetzt eine prächtige Stadt mit mehr als achtzigtausend Einwohnern, und wo der Wohlstand und der Luxus Europas längst eingezogen sind.

Nach dem Frieden von 1783 war Baltimore nur ein armeliges Fischerdorf, heute ist es eine große, schöne Hafen-

¹⁾ William Penn, geb. 1644 zu London, als Sohn des Admirals P., wurde Quäker u. deshalb viel verfolgt. Sein Vater hatte eine Schuldbforderung an den Staat von 400,000 Pcs., die dem Sohn ausbezahlt wurde. Penn ging mit dieser Summe und einigen Tausend Auswanderern nach Nordamerika, gründete dort die Kolonie Pennsylvanien u. baute auch die Hauptstadt Philadelphia. Die Verfassung seiner Kolonie wurde später der Konstitution der Ver. Staaten zu Grunde gelegt. Er starb i. J. 1718.

stadt mit hohen, eleganten Häusern, reich gefüllten Magazinen und einer geschäftsthitigen Bev6lkerung. Wohin man schaut, gewinnt man sofort die 6berzeugung, da6 dieses Land nichts anderes verlangt, als zahllose Menschenmassen, um den brach liegenden Boden zu bebauen und fruchtbar zu machen. Andere m6gen diesen wichtigen Gedanken weiter in Erw6gung ziehen. Ich f6ge nur noch hinzu, da6 die herrlichen Felder und Wiesen, die Obst- und Gem6seg6rten, die man jetzt in der Umgebung aller Seest6dte bewundert, vor zehn, vor f6nf, ja, nur vor zwei Jahren auch nichts weiter waren, als wilde, unbewohnbare W6lder, wie ich sie oben geschildert habe. Gleiche Ursachen erzeugen gleiche Wirkungen. Die Bev6lkerung mu6 unaufhaltsam und unerm6dlich vordringen und das bis jetzt unbebaute Land erobern, dessen ungeheure Ausdehnung in gar keinem Verh6ltnis steht zu den bis jetzt angebauten Strecken.

Diese Gedanken und Eindr6cke verfolgten mich f6rmlich und lie6en mir keine Ruhe; ich h6tte gern ein Buch dar6ber geschrieben, aber mir fehlte dazu die Zeit und die n6tige Sammlung. Und wenn ich dann wieder die aufbl6henden St6dte betrachtete, so w6nschte ich, da6 die gro6en Kapitalien, die ihnen aus Europa zustr6mten, um sie in Sicherheit zu bringen, am meisten der Landwirtschaft zu gute k6men.

Ein aufstrebendes, neues Volk, das ohne eine vorhergehende, langsam fortschreitende Civilisation sich pl6tlich in direkte Ber6hrung mit dem alten Europa befindet und von den Sitten, Anschauungen und Lebensgewohnheiten desselben gewisserma6en 6berschwemmt wird, kann, zur Ausgleichung dieses Gegensatzes, sich nur gedeihlich entwickeln, wenn es sich der Natur zuwendet. Im Ackerbau liegt das zuk6nftige Heil der nordamerikanischen Union.

Er ist — und ich wiederhole hier nur den Ausspruch aller National6konomen — die Grundlage des socialen Staates,

denn er lehrt uns die Achtung vor dem Eigentum, und in der Wahrung unserer eigenen Interessen, auch die Interessen der anderen zu wahren; er zeigt uns die gegenseitigen Pflichten und Rechte der Menschen untereinander und fesselt den Landmann, indem er ihn an seine Scholle fesselt, auch an das Vaterland. Der Ackerbau bedingt die regelmäßige Verteilung der Arbeit und liefert dadurch ein Vorbild für die gesamte übrige öffentliche und private Wohlfahrt, und indem er die Wünsche und Hoffnungen der Menschen befriedigt, läßt er sie eine zahlreiche Familie gründen: ihren wahren Reichtum. Endlich lehrt uns der Ackerbau, indem er uns auch Enttäuschungen bereitet, eine verständige Resignation und mit ihr ein Erkennen der göttlichen Weltordnung, der wir uns unterwerfen müssen — und wenn ich nun das Gesagte zusammenfasse, so darf ich wohl behaupten, daß er allein die Revolutionen unmöglich machen kann, denn er verwendet die Kräfte des Menschen nur zu nützlichen und friedlichen Zwecken und pflanzt in der geregelten, andauernden und erspriesslichen Arbeit die Fahne des wahren Volksglückes auf. Er zerstört nicht, sondern schafft; er stürzt nicht um, sondern gründet und baut.

In revolutionären Zeiten wird die Klugheit zur Tollkühnheit, und die Größe besteht nur in der wildesten Ausschreitung. Die Umsicht fehlt in allem und das Maß, und beides darf eine Regierung nicht aus den Augen verlieren, wenn sie frei sein, aber durch ihre Freiheit die übrige Welt nicht beunruhigen will. Der Ackerbau kennt kein gewaltsames Vorgehen; der Handel dagegen ist ein Eroberer, der stets von neuen Siegen träumt.

Und dieser letztere Punkt veranlaßt mich zu einer weiteren Betrachtung.

Nach der französischen Revolution haben Handel und Industrie in Frankreich eine außerordentliche Einbuße erlitten,

und wenn die bewegten Gemüther sich nicht zu sammeln wissen, so steht sehr zu befürchten, daß sie sich auf Finanz- und Börsenspekulationen werfen, die schon deshalb so gefährlich sind, weil sie oft heute das Glück und morgen den Ruin nach sich ziehen.

In einen ähnlichen Fehler scheint mir die amerikanische Regierung zu verfallen, indem sie zu sehr den Handel und damit den Spekulationsgeist begünstigt. Sie legt Häfen über Häfen an, vom Lorenzstrom bis zum mexikanischen Meerbusen, und neun Zehntele der hundert und vielleicht weit mehr Millionen Morgen Landes sind noch unbebaut! Man entwickelt überall eine viel zu große Thätigkeit für den Handel, der nur Geld, aber keine Menschen bringt, und eine viel zu geringe für den Ackerbau, der kein Geld, sondern nur Menschen verlangt¹⁾. In den Städten werden Wechsel- und Börsengeschäfte mit den ersten Bankhäusern Europas gemacht, und wenn man drei, vier Tagereisen weit ins Innere geht, wo man das Geld kaum kennt, herrscht fast überall der Tauschhandel vor. Das ist ein schreiender Widerspruch, eine sociale Krankheit.

Ich selbst habe sechzig englische Meilen, also nur etwa zwanzig Wegstunden von Boston, tausend Quadratfuß Bretter gegen einen Dshen eintauschen, und andererseits in Boston selbst einen feinen, florentinischen Strohhut mit fünfundzwanzig Goldstücken bezahlen sehen.

An der Frenchman-Bay, im entlegensten Westen, wurde ich einmal durch ein Unwetter gezwungen, mich in dem kleinen Hafentort Machias aufzuhalten; ich richtete an den Wirt, bei dem ich eingekehrt war, sofort verschiedene Fragen. Er

¹⁾ Man darf nicht vergessen, daß dies i. J. 1794 geschrieben wurde, wo Talleyrand die Vereinigten Staaten besuchte, also lange vor der großen Auswanderungszeit, die hunderttausende von Deutschen und Irländern nach Amerika führte, von denen der weitaus größte Teil sich der Bodenkultur widmete.

bewohnte das schönste Haus des Städtchens und war, wie ich hörte, ein Mann von großer „Respektabilität“, d. h. sehr vermögend. Wir unterhielten uns über Landwirtschaft, über Kornpreise u. dergl.; ich fragte ihn, wie zufällig, ob er auch schon in Philadelphia gewesen sei. „Nein“, antwortete er, „noch nicht.“ Und er schien mir doch schon ein Mann von etwa fünfundvierzig Jahren. Dann fragte ich ihn, ob er den General Washington kenne. Er hatte ihn noch nie gesehen. „Aber wenn Sie nach Philadelphia kommen“, sagte ich, „so würden Sie doch sehr froh sein, ihn zu sehen?“ „O ja“, erwiderte er, „das wohl, aber“, setzte er mit leuchtenden Blicken hinzu, „noch lieber möchte ich den Mister Bingham sehen, der so erschrecklich reich sein soll.“

Ich habe in ganz Amerika dieselbe Bewunderung für Geld und Reichtum gefunden, die sich noch dazu oft in sehr plumper Weise zeigte. Wenn der größte Teil der Bevölkerung noch kaum die ersten und notwendigsten Lebensbedürfnisse befriedigen kann, so hat der Luxus der Reichen etwas Widerwärtiges. So erinnere ich mich, daß ich einmal in dem Salon einer Madame Robert Morris einen Hut aus der eigenen Fabrik des Hausherrn gesehen habe, einen Hut, den kein europäischer Bauernbursche hätte aufsetzen mögen — und dieser Hut hing über einer kostbaren Porzellanvase aus Sevres, die auf einem eleganten Seitentischchen stand, wie man beides in Trianon nicht schöner gefunden hätte. Ein Herr Smith bewohnte am Ufer des Ohio ein sogenanntes Loghouse, dessen Mauern aus Fachwerk mit rohbehauenen Balken bestand. In seinem Wohnzimmer bemerkten wir einen prächtigen Flügel mit den reichsten Bronzeverzierungen. Mein Reisegefährte, der bereits obenerwähnte Herr von Beaumetz, öffnete den Flügel, um etwas darauf zu spielen. „Bitte, bemühen Sie sich nicht“, sagte der Hausherr, „er ist ganz verstimmt; unser Klavierstimmer wohnt hundert Meilen von

hier und [ist in diesem Jahr noch nicht bei uns gewesen.“ Unter solchen Verhältnissen ist der Luxus jedenfalls nicht an seinem Platz¹⁾.

1) Ich habe auf dieser Reise gar manche Erlebnisse gehabt, die mir immer im Gedächtnis bleiben werden. Sie zerstreuten glücklicherweise die trüben Gedanken, die stets in mir auftauchten, wenn ich an mein so schwer heimgeſuchtes Vaterland dachte.

Wir reiten nachts durch einen dichten, unbekanntem Wald und haben uns verirrt. Es ist so finstern, daß man sich gegenseitig nicht mehr sehen kann, und man ruft nach allen Seiten, um sich wenigstens zu vergewissern, daß man noch beisammen ist. Dergleichen macht einen ganz eigentümlichen Eindruck, nur muß man dabei den Humor nicht verlieren. „X!“ rufe ich meinem Diener zu, „sind Sie noch da?“ — „Ja, du lieber Gott, bischöfliche Gnaden“, lautet die klägliche Antwort. Dieser jammervolle Ton „ja, du lieber Gott!“ und der beigefügte Titel „bischöfliche Gnaden“, der mich an meinen ehemaligen Bischofsſitz in Lutun erinnerte, hatten für mich etwas sehr Komisches.

Eines Abends (wir befanden uns in Connecticut) langten wir nach einem sehr beschwerlichen Marsch vor einem Wirtshaus an, wo man uns ein Nachtlager und sogar ein Abendessen versprach. Die Familie bestand aus dem Wirt, einem schon bejahrten Manne, aus seiner Frau, die etwa fünfzig Jahre alt sein mochte, aus zwei Söhnen, beide kräftige, junge Leute, und aus einer erwachsenen Tochter.

Es mochte an jenem Tage wohl mehr Mundvorrat im Hause sein als gewöhnlich, denn die Mahlzeit, die man uns vorsetzte, war sehr gut: geräucherter Fische, Schinken, Kartoffeln und dazu starkes Bier und Brantwein. Wir ließen es uns trefflich schmecken, und das reichlich genossene Getränk belebte gar bald die Unterhaltung. Wir erfuhren, daß die beiden Brüder am nächsten Morgen aufbrechen wollten, um für einige Wochen auf die Biberjagd zu gehen, und sie erzählten uns davon so interessante und abenteuerliche Geschichten, daß wir alle drei, Herr von Beaumetz, Herr Heydekoper und ich, die wir auch schon manches Glas geleert hatten, ganz entzückt waren und vor Verlangen brannten, mitzugehen. Wir fragten und erkundigten uns nach verschiedenen Einzelheiten, die Antworten waren kurz, aber man schenkte uns immer wieder ein. Ich habe von jener langen Sitzung folgendes behalten: Der Pelz der Biber ist nur im Spätherbst gut; man schießt sie entweder auf dem Anstand, oder fängt sie in hölzernen Fallen; im Winter, wenn es friert, treibt man sie aus ihren Wohnungen, in denen sie sich verborgen halten; sie flüchten ins Wasser unter das Eis, in das man Löcher gehauen hat, Wenn sie dann aus einem solchen Loch den Kopf herausstecken, um Luft zu schöpfen, greift man sie und schlägt sie tot. Also ein vollständiger Krieg. Herr von Beaumetz, ein leidenschaftlicher Jäger und durch die starken Vibrationen sehr animiert, schlug den jungen Leuten vor, uns an ihrer Jagd teilnehmen zu lassen, und sie willigten gern ein. So waren wir denn Biberjäger von Connecticut geworden, vorderhand freilich nur am Zedrtisch, aber wir gaben doch Wort und Handschlag, daß es dabei bleiben sollte. Darauf suchten wir, so gut es ging, unsere Lagerstätten auf. Am nächsten Morgen, als wir unseren Rausch ausgeschlafen hatten, kam uns das Abenteuer doch etwas bedenklich vor, und die nüchternen Überlegung machte sich geltend. Das Gewicht allein von allem, was wir an Waffen, Schießbedarf und Proviant zu schleppen hatten, betrug wenigstens vierzig Pfund; ferner bedachten

Auch bei uns in Europa hat derselbe oft etwas Aufdringliches und Frivoles, um vielmehr aber in Amerika, wo er angefündet ist und mit den übrigen Sitten oft in einer lächerlichen Disharmonie steht.

Ich rede hier etwas viel von Amerika, aber ich denke, man wird Nachsicht mit mir haben. Ich war so oft allein, und da brachte ich gar viele Dinge, über die ich mich sonst in einer Unterhaltung mit Freuden ausgesprochen hätte, unwillkürlich auf das Papier.

Die zwei Winter, die ich teils in Philadelphia, teils in Newyork zubrachte, benutzte ich auch, um die bedeutendsten Männer, die sich einen Namen im amerikanischen Freiheitskriege gemacht haben, persönlich kennen zu lernen. Dahin gehört vor allem der General Hamilton¹⁾, der durch Geist und Charakter, meiner Ansicht nach, durchaus ebenbürtig neben die größten europäischen Staatsmänner, Pitt und Fox nicht ausgenommen, gestellt werden muß.

An den langen Abenden dachte ich lebhafter als sonst an mein unglückliches Vaterland, und die entsetzlichen Schilderungen der Schreckenszeit in Paris erschütterten mich tief. Aber auch anderen, weniger trüben Gedanken gab ich mich hin und malte mir z. B. im Geiste das schöne Bild eines regen Handelsverkehrs zwischen Frankreich und Nordamerika lebhaft aus. Dies

wir, daß es doch wohl nur ein zweifelhaftes Vergnügen sein könne, einige Wochen, wonicht gar Monate, in den Morästen und in der Kälte zuzubringen — kurz und gut, wir baten, uns von unserem Versprechen zu entbinden und uns unser Wort zurückzugeben, was man auch gern that, vorzüglich als wir unsere Bitte mit einigen Dollars unterstützten. Dann nahmen wir Abschied und machten uns wieder auf die Reise, etwas kleinmütig und beschämt über unsere Geldenthat vom vorigen Abend.

(Eigene Anmerkung des Fürsten von Talleyrand.)

¹⁾ Alexander Hamilton, geb. auf der westind. Insel Nevis i. J. 1757, nahm sehr jung am nordamerikanischen Unabhängigkeitskriege teil. Er vertrat den Staat Newyork auf dem Verfassungskongreß von 1788. Washington ernannte ihn i. J. 1789 zum Finanzminister, und als i. J. 1798 ein Krieg mit Frankreich auszubrechen drohte, zum General. Er fiel (1804) in einem Duell mit dem Oberst Burr, dem damaligen Vicepräsidenten der Vereinigten Staaten.

war eine meiner Lieblingsideen, die allerdings damals noch viel Phantastisches hatten, aber ich gab sie trotzdem nicht auf.

Ich war noch i. J. 1794 Zeuge der ersten amerikanischen Handelsexpedition nach Bengalen. Die Rheder hatten erstaunlich gute Geschäfte gemacht, und schon im nächsten Jahre gingen aus den verschiedenen Häfen vierzehn Schiffe ab, die alle nach Ostindien segelten, um dort der englischen Kompagnie eine erfolgreiche Konkurrenz zu machen. Das Gleiche konnte später ja auch Frankreich vorbehalten sein.

Ich ging in meinen Plänen für die Zukunft immer weiter und ließ mich davon durch die aussichtslose Gegenwart nicht abhalten.

Ich saß hier, vom heimischen Herde verbannt, in der fernen Fremde, nichts weniger als bequem, oder gar vornehm eingerichtet, und auch sonst vielen materiellen Entbehrungen unterworfen, ging in meinem kleinen, bescheidenen Zimmer auf und ab und beschäftigte mich dabei mit den Fragen der hohen Politik, indem ich die Welt nach meinem Gutdünken einrichtete. Ich fühlte mich wieder als Mitglied der konstituierenden Versammlung und entwarf ein neues Gesetzbuch der Völkerrechte, legte die Interessen der Gesamtheit und des Einzelnen auf die Wage und gelangte dadurch zu einer liberalen Gleichheit. Dann kam ich wieder auf mein Kapitel von einer vollständigen Handelsfreiheit für alle Nationen der Erde, wurde aber eines Tages sehr unsanft aus meinen schönen Träumen geweckt, als ich den neuen Zolltarif zu Gesicht bekam, den der Kongreß angenommen hatte, und zwar auf den Vorschlag meines Freundes, des Finanzministers Hamilton. Als ich bald darauf mit ihm darüber sprach, sagte er mir: „Ihre Nationalökonomien entwerfen recht hübsche Theorien, die sich jedoch praktisch nicht gut durchführen lassen, wenigstens nicht nach der augenblicklichen Weltlage. Später vielleicht, und darauf wollen wir sie verträufen.“ Die Nationalökonomien waren mir sehr gleichgültig, aber ich wollte

meinen Lieblingsplan einer absoluten Handelsfreiheit doch nicht so ohne weiteres aufgeben. Man trägt sich so gern mit philanthropischen Ideen, wenn man selbst zu den Geächteten gehört.

„Europa“, sagte ich ihm, „produziert in ungeheueren Massen alle denkbaren Luxusartikel und tausend und abertausend Dinge, die zu einer verfeinerten Lebensweise gehören; die Neue Welt dagegen besitzt Schätze anderer Art, die freilich noch gehoben werden müssen, nämlich alle denkbaren Produkte des Ackerbaues und überhaupt der Landwirtschaft; da wäre doch ein gegenseitiger Austausch im höchsten Grade nützlich und erfreulich, und beide Teile könnten daraus hohen Gewinn erzielen.“

„Gewiß“, entgegnete der Minister, „Sie haben so unrecht nicht; aber bevor das geschehen kann, müssen wir hier bei uns ähnliche große Handelsemporien haben, wie Sie deren in Europa so viele besitzen. Ich nenne nur vier, wo alle Produkte der Welt zum Austausch gelangen: London, ohne Frage der erste Platz; Amsterdam, das möglicherweise in London aufgehen wird, wenn die politische Zerfahrenheit in Holland noch lange andauert; ferner Cadix, welches wohl wir mit der Zeit bekommen werden, und schließlich Marseille, das Ihnen gehört und durch den Handel der Levante so bedeutend geworden ist, das Sie aber sorgfältig hüten müssen, um es auf dieser Höhe zu erhalten.“

„Wir brauchen bei uns in Amerika nur zwei solcher Hauptstapelplätze, aber die sind uns unumgänglich nötig: einen im Norden und einen im Süden der Union. Wenn wir die einmal besitzen, so kann der Welthandel in regelmäßigere Bahnen geleitet werden, die kommerziellen Unternehmungen werden dann weit weniger den Zufällen unterworfen, Preis und Qualität der Waren werden gesichert sein, und der übermäßigen Spekulation ist damit ein heilsamer Kiegel vorgeschoben. Dann können auch die Seefahrer aller Nationen unbesorgt in alle Häfen einlaufen und Ihre geträumte Handelsfreiheit kann der Verwirklichung entgegengehen.“

Ich gestehe, daß mir diese Worte des Ministers, bei denen er natürlich sein eigenes Land zunächst im Auge hatte, wohl gefielen. Ob sie dereinst in Erfüllung gehen, ist freilich der Zukunft vorbehalten; jedenfalls aber nur, wenn die Amerikaner in keine allzuwilde und überhastende Konkurrenz mit den übrigen handeltreibenden Nationen treten, und erst die unermesslichen Hilfsquellen ihres eigenen Landes erschließen und verwerten. Dies eigene Land müssen sie, wenn ich so sagen darf, noch einmal, und zwar für sich selbst, nicht politisch, sondern materiell erobern, d. h. nutzbar und einträglich machen, um dann später mit Erfolg den unternehmenden Blick nach außen zu richten.

Was mich persönlich betraf, so hatte ich den Zweck meiner Reise erreicht und Nordamerika genügend kennen gelernt. Ich verweilte dort dreißig Monate, zunächst freilich nur als Flüchtling, weil ich weder in Frankreich noch in England bleiben konnte, aber gar bald mit hohem Interesse für ein Land, dessen Geschichte erst beginnt.

Die Nachrichten aus Europa lauteten in Bezug auf meine Zukunft noch immer sehr unsicher, so daß ich an eine Rückkehr nicht denken konnte. Ich beschloß daher, ein großes Handelsunternehmen ins Werk zu setzen, das bei geschickter und umsichtiger Leitung einen bedeutenden Gewinn abwerfen konnte. Ich wollte selbst nach Ostindien gehen und mietete zu diesem Zweck ein Schiff, an dessen Ladung sich mehrere angesehenen Häuser von Philadelphia und einige holländische Kapitäne beteiligten. Das Schiff lag segelfertig und vollbefrachtet im Hafen, und ich war im Begriff abzureisen, als mir noch rechtzeitig ein Schreiben überbracht wurde, welches meine Pläne vollständig durchkreuzte. Der Nationalkonvent in Paris schickte mir ein Dekret, das mir die Rückkehr nach Frankreich gestattete. Ich selbst hatte deswegen keine Schritte gethan; das Dekret erfolgte, wie ich später erfuhr, auf den Vorschlag der Konvents-

mitglieder Chénier¹⁾ und Daunou, die ich kaum persönlich kannte, denen ich mich aber doch, trotz unserer verschiedenen politischen Standpunkte, sehr verpflichtet fühlte. Jetzt stand ich am Scheidewege: entweder nach Frankreich zurückzukehren, oder meinem Vaterlande ein ewiges Lebewohl zu sagen. Herr von Beaumetz, der bereits an meinem Unternehmen beteiligt war, ging an meiner Stelle nach Indien, wo er blieb und auch später gestorben ist. Der Abschied von den Freunden war mir sehr schmerzlich, besonders von Hamilton, den ich sehr liebgewonnen hatte, und dem ich stets ein dankbares Andenken bewahren werde. Dann reiste ich auf einem schlechten dänischen Schiffe nach Hamburg.

Dort traf ich mit Frau von Genlis zusammen, die ich noch ganz so fand, wie ich sie damals in Paris kennen gelernt hatte. Derartige unbeständige Naturen bleiben eben in ihrer Veränderlichkeit immer unverändert.

Von Hamburg begab ich mich nach Amsterdam, wo ich mich vierzehn Tage aufhielt, und von da nach Brüssel, wo ich gleichfalls einige Zeit verweilte, um endlich, wie ich mir vorgenommen hatte, Ende September 1796 in Paris einzutreffen.

Dort hatte der Konvent i. J. 1792 sämtliche Akademien aufgehoben und dafür ein Nationalinstitut gegründet, in das

¹⁾ Marie Josephe de Chénier, geb. 1764 in Konstantinopel, ein Bruder des unglücklichen André Chénier. Er war gleichfalls Schriftsteller und schrieb republikanische und revolutionäre Dramen. Als Konventsmitglied stimmte er für den Tod des Königs. Später war er Präsident des Konvents u. Mitglied der Fünfhundert. Er spielte keine Rolle unter dem Kaiserreich u. starb i. J. 1811. — Pierre Daunou, geb. 1761, Dratorianer, aber ohne geistliche Funktion. Gleichfalls Konventsmitglied, stimmte aber nur für die Verbannung des Königs. Nach dem 9. Thermidor, Präsident des Konvents u. Mitglied der Fünfhundert. Lebte unter dem Kaiserreich zurückgezogen, wurde unter der Restauration Deputirter u. starb als Pair von Frankreich i. J. 1840. — Das Dekret des Konvents, welches die Verbannung Talleyrands aufhob, wurde allerdings von den beiden obengenannten Konventsmitgliedern vorgeschlagen, denen sich aber viele seiner Freunde angeschlossen hatten. Ganz besonders war Frau von Staël, die damals großen Einfluß besaß, für ihn thätig. Talleyrand hatte während seines Exils in England u. Amerika mit ihr in ununterbrochenem, lebhaftem Briefwechsel gestanden.

nach und nach viele Mitglieder der früheren Akademien aufgenommen wurden.

Mich hatten die Freunde während meiner Abwesenheit in die politische Abteilung gewählt, und ich mußte nach dem vorgeschriebenen Gebrauch bei meinem ersten Erscheinen eine Antrittsrede halten. Ich sprach über Nordamerika und schilderte meine dortigen Erlebnisse und Beobachtungen, speciell in politischer und socialer Beziehung und hatte sehr aufmerksame Zuhörer. Bald darauf hielt ich eine zweite Rede über die französische Revolution, die gleichfalls Anklang fand¹⁾.

Nachdem ich solchergestalt meine litterarischen Verbindlichkeiten erfüllt hatte, zog ich mich vorderhand ganz aus dem öffentlichen Leben zurück, denn noch wogten die verschiedenen Parteien wild durcheinander, und eine geregelte Ordnung der inneren Lage des Landes war noch keineswegs geschaffen.

Am 26. Oktober 1795 hatte sich der Nationalkonvent aufgelöst, und zwei Tage darauf war das Direktorium an seine Stelle getreten. Frau von Staël, deren Einfluß noch gestiegen war, wünschte sehr, mich mit Barras²⁾ bekannt zu machen und drängte mich zu einem Besuche. Ich konnte mich anfangs nicht dazu entschließen, denn ich hätte alsdann auch die beiden anderen Mitglieder des Direktoriums, Laréveillière und Rewbell, die ich von der konstituierenden Versammlung her kannte, besuchen müssen, und ich wünschte, wie gesagt, mich noch von

1) Diese zweite Rede ist insofern interessant, weil Talleyrand darin vorschlug, den noch immer durch die kaum beendete Revolution aufgeregten Gemüthern ein neues Feld der Thätigkeit zuzuwenden, und den Unzufriedenen aller Parteien große Länderstrecken in den überseeischen Kolonien anzuweisen. Gewissermaßen eine verhüllte Andeutung, die gefährlichen Elemente, die der politischen Neugestaltung Frankreichs schaden könnten, zu exilieren.

2) Graf Paul von Barras, geb. 1755, ging als Offizier mit einem französischen Heere nach Ostindien u. kehrte kurz vor der Revolution nach Frankreich zurück. Er wurde für den dritten Stand Mitglied der Generalkonvention und später des Konvents, u. stimmte für den Tod des Königs. Er war Mitglied des Direktoriums bis zum 18. Brumaire, worauf er von der politischen Bühne verschwand. Er starb i. J. 1829.

allem fern zu halten. Aber Frau von Staël ließ nicht nach, und eines Tages erhielt ich von Barras ein sehr höfliches Schreiben, in welchem er mich zu Tische auf seinen Landsitz in Suresne einlud. Ohne unhöflich zu sein, mußte ich diese Einladung annehmen, und kam nachmittags gegen drei Uhr in Suresne an. Im Speisezimmer, durch das ich geführt wurde, um in den Salon zu gelangen, bemerkte ich auf der Tafel fünf Bedecke. Ein Diener sagte mir, daß der „Bürger-Direktor“ (das war Barras' amtlicher Titel) wohl erst gegen vier Uhr eintreffen würde und öffnete einen Schrank, in welchem allerlei Bücher bunt durcheinander lagen, wenn ich inzwischen vielleicht etwas lesen wollte. Ich nahm ein Buch, ich weiß nicht mehr was für eines, und bald darauf erschienen zwei junge Leute, die mich flüchtig grüßten und auf die Pendule schauten. „Es ist erst halb vier“, sagten sie, „wir haben noch Zeit zum haben.“ Und damit gingen sie wieder fort. Nach etwa zwanzig Minuten kam der eine angstvoll gelaufen und rief um Hülfe. Alle eilten hinaus, und ich schloß mich ihnen an. Der Garten lag dicht an der Seine, die dort sehr reißend ist. Einer von den jungen Leuten hatte sich zu weit vom Ufer entfernt und war in den Wirbel hineingeraten, der ihn mit sich fortriß. Mehrere Schiffer kamen in ihren Rachen herbei, fuhren hin und her, tauchten mit langen Stangen, aber vergebens. Man fand den Leichnam des Unglücklichen erst am nächsten Morgen und weit entfernt von der Badestelle. Er hieß Raymond und war aus Lodève. Barras liebte ihn wie seinen Sohn. Er hatte ihn als kleines Kind adoptiert, ihn erziehen lassen und ihn später zu seinem Adjutanten gemacht. Ich befand mich wieder allein im Salon und wirklich in einer sehr peinlichen Lage, denn ich hatte Barras noch nie gesehen und sollte an einem solchen Unglückstage seine Bekanntschaft machen. Frau von Staël schien zu meiner Verwunderung gar nicht geladen zu sein.

Endlich fährt der Wagen des Direktors vor, der Gärtner läuft seinem Herrn entgegen und ruft ihm schon von weitem zu: „Bürger-Direktor, Herr Raymond ist ertrunken!“

Barras eilt durch den Hof und die Treppe hinauf, und ich höre ihn oben laut jammern und klagen. Er schickt mir einen Diener und läßt mich bitten, ihn zu entschuldigen, er könne nicht kommen, ich möge mich nur allein zu Tische setzen. Auch sein Sekretär war oben bei ihm geblieben. So sitze ich denn allein in Barras' Hause an seiner Tafel. Nach einer Viertelstunde erscheint der Diener nochmals und ersucht mich im Namen seines Herrn, zu ihm hinaufzugehen. Barras mußte wohl eingesehen haben, daß ich in einem solchen Zustande unmöglich speisen konnte, denn ich befand mich gleichfalls in der größten Aufregung. Als ich bei Barras eintrete, eilt er auf mich zu, umarmt mich und weint wie ein Kind. Und wir hatten uns im Leben noch niemals gesehen. Ich sage einige teilnehmende Worte, so gut es meine Nüherung gestattete. Ein großer Schmerz führt auch fremde Menschen schnell und vertraulich zusammen, und als Barras meine aufrichtige Teilnahme sah, schwand auch seine Verlegenheit, mich auf diese eigentümliche Weise zu empfangen. Er bat mich, ihn nach Paris zu begleiten, und seit jenem Tage sind wir die besten Freunde geworden. Barras war ein leidenschaftlicher Mann, der sich leicht hinreißen ließ, aber ein gutes Herz hatte. Ich weiß, daß auch ich ihm sehr lieb gewesen bin.

Bald darauf sah sich das Direktorium zu einem Ministerwechsel veranlaßt. Barras willigte nur unter der Bedingung ein, daß sein neuer Freund, wie er mich nannte, das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten erhalten müsse, und wußte bei seinen Kollegen, von denen mir einige keineswegs sehr freundlich gesinnt waren, alle Bedenken zu beseitigen. Ich befand mich an jenem Tage im „Fremdenklub“, als nach zehn Uhr abends eine Ordonnanz mir das Ernennungsdekret überbrachte.

Das entschiedene Auftreten des Direktoriums gestattete keine Weigerung; auch Frau von Staël bestürmte mich, den Posten anzunehmen, und was die Hauptsache war, ich selbst sagte mir, daß man mit redlichem Willen, auch in schwankenden Verhältnissen, immer einiges Gute stiften könne. Am nächsten Morgen begab ich mich in den Luxemburger Palaß, wo das Direktorium residierte, um mich bei Barras zu bedanken, und von da in die mir angewiesene Amtswohnung.

Unter meinem Vorgänger, Charles de Lacroix¹⁾, wurden alle Geschäfte, die zum Ressort des Auswärtigen gehörten, schon vom Direktorium erledigt, und der Minister hatte nur die Ausfertigung zu besorgen.

Auch meine Obliegenheiten waren so ziemlich dieselben: ich expedierte einfach, was mir aus dem Direktorium zuging, nur verzögerte ich manchmal die eine oder die andere Ausfertigung, wenn sie mir zu scharf oder zu schroff erschien und schob eine mildere Form unter. Im ganzen hatte ich aber nur Pässe ausstellen zu lassen und mit meinem Visum zu versehen. Für einen Minister keine sehr bedeutende und einflußreiche Thätigkeit. Wenn mir die Freunde davon sprachen, so tröstete ich sie und zugleich mich selbst auch mit der banalen Bemerkung, daß zur Herstellung der Ordnung im Innern auch der Friede nach außen nötig sei und daß ich dafür zu wirken suchte.

Viel später, unter der Restauration, hörte ich einmal die Äußerung, daß es unrecht sei, in Zeiten der politischen Krisen, und vollends der Revolutionen, irgend eine Stellung im Staate anzunehmen, weil man darin doch unmöglich Gutes wirken könne. Eine solche Ansicht scheint mir ebenso oberflächlich, wie unhaltbar. In den Dingen dieser Welt darf man sich nicht

¹⁾ Charles de Lacroix, geb. 1754, stimmte im Konvent für den Tod des Königs. Er gehörte später zum „Rat der Alten“ und wurde 1795 zum Minister des Außern ernannt. Unter dem Kaiserreich Präfekt von verschiedenen Departements, starb er i. J. 1808. Er war der Vater des berühmten französischen Malers Eugène de Lacroix (gest. 1863).

allein an die Gegenwart halten. Was ist, bedeutet oft sehr wenig, aber was sein wird, oft sehr viel. Und dann, um zu einem Ziel zu gelangen, darf man doch nicht still in seiner Ecke sitzen bleiben, sondern man muß sich auf den Weg machen. Ist denn alles nur persönliche Berechnung zu eigenem Vorteil, und giebt es denn gar keine Selbstaufopferung zum besten des Gemeinwohls? Egoismus und ängstliche Furcht vor dem Unbekannten wissen freilich nichts von Selbstverleugnung. Ich wiederhole es: in den Tagen des Umsturzes sich unthätig zurückziehen und bloß den Zuschauer spielen, heißt den umstürzenden Parteien ihr unheilvolles Werk erleichtern. Man nimmt in solchen Momenten ein Amt an, nicht zum den Menschen der Gegenwart zu dienen, sondern im Gedanken an die Zukunft. „Zu allem, was du thust, bedenke das Ende“, sagt Lafontaine, und er meint damit gewiß nicht bloß die Tiere seiner Fabeln.

Der Admiral Bruix, der meine volle Achtung besaß, war als Marineminister ein Neuling wie ich, aber er hatte Verstand und guten Willen. Er wußte von dem Gebaren des Direktoriums so wenig wie ich, und wir haben uns vortrefflich verstanden, sowohl über das Gute, was wir thun, als auch über das Böse, was wir verhindern wollten.

Ich brauchte eben in Bezug auf das Direktorium den befremdlichen Ausdruck „Gebaren“; ich will zu meiner Rechtfertigung nur eine Szene mitteilen, die ich selbst erlebte und noch dazu gleich in der ersten Sitzung. (Carnot¹⁾ und Barras

1) Lazare Carnot, geb. zu Nolay i. J. 1753, war beim Ausbruch der Revolution Artillerieoffizier, wurde in die konstituierende Versammlung und dann in den Konvent gewählt, wo er für den Tod des Königs stimmte. Er war auch Mitglied des Wohlfahrtsausschusses, des Rates der Alten, und später des Direktoriums. Nach dem 18. Fructidor geächtet, flüchtete er nach Genf. Kriegsminister unter dem Konsulat und Minister des Innern während der Hundert Tage. Nach der Restauration exiliert, verließ er Frankreich und starb in Magdeburg i. J. 1823. Er ist der Vater des jetzigen Präsidenten der französischen Republik, Sadi Carnot. Seine Leiche wurde i. J. 1889 unter großen militärischen Ehren von der preussischen Regierung einer französischen Deputation übergeben, welche sie nach Paris überführte, wo man sie feierlich bestattete.

waren scharf aneinander geraten: Der letztere beschuldigte seinen Kollegen, einen wichtigen Brief unterschlagen zu haben, und Carnot rief, indem er die rechte Hand erhob: „ich schwöre auf mein Ehrenwort, daß dies nicht der Fall ist!“ — „Hebe deine Hand nicht auf“, entgegnete Barras, „es könnten sonst Blutstropfen von ihr herabfallen!“¹⁾

Das waren die Männer, die damals in Frankreich regierten, und mit ihnen mußten wir zusammenwirken, um das Land wieder in die große europäische Völkergesellschaft einzuführen.

Die Mächte, welche sich beim Ausbruch der Revolution gegen Frankreich zur Wiederherstellung der Monarchie verbunden hatten, waren sämtlich zurückgeschlagen worden und mußten den Frieden durch Gebietsabtretung und hohe Kriegssteuern erkaufen. Oesterreich, in Italien und Deutschland besiegt, sah sich von französischen Truppen überschwemmt und sogar seine Hauptstadt durch den General Bonaparte bedroht; es hatte bereits die Präliminarien von Loeben unterzeichnet (18. April 1797), die dem definitiven Frieden von Campo-Formio vorangingen. Das war der Zeitpunkt, wo ich zum Minister des Auswärtigen ernannt wurde. Leo

Als der General Bonaparte meine Ernennung erfuhr, schickte er dem Direktorium schriftlich seinen Glückwunsch zu dieser Wahl und schrieb mir selbst einen überaus verbindlichen Brief, und von der Zeit an entstand zwischen uns beiden eine sehr lebhafte Korrespondenz²⁾. Ich fühlte sofort eine aufrichtige

¹⁾ Eine Anspielung auf den „Königsmörder.“ Aber diese Notiz Talleyrands ist unverständlich, oder doch ohne Belang, denn Barras hatte im Konvent gleichfalls für den Tod Ludwigs XVI. gestimmt. (Vergl. die Anmerkung auf S. 194.)

²⁾ Der folgende Brief ist der erste, den Talleyrand überhaupt an Bonaparte richtete.

Paris, 24. Juli 1797.

General!

Hierdurch habe ich die Ehre, Ihnen anzuzeigen, daß mich das Direktorium der Republik zum Minister der Auswärtigen Angelegenheiten ernannt hat. Ich fühle ganz die schwere Verantwortlichkeit, welche dies Amt mir auferlegt, aber auch zugleich eine innere Beruhigung in dem Gedanken, daß Ihr ruhmvoller Name

Sympathie für diesen jungen, siegreichen Helden, und in allem, was er that, sagte oder schrieb, trat mir Klarheit, Gewandtheit und Kraft entgegen, kurz, etwas Geniales, das zu großen Hoffnungen berechtigte. Nach einigen Wochen unterzeichnete er, als Vertreter der französischen Republik, den Frieden von Campo-Formio (17. Oktober 1797).

England hatte seinerseits den Lord Malmesbury als Bevollmächtigten nach Paris zur Friedensvermittlung geschickt, aber nicht mit ehrlichen Absichten. Das englische Kabinett wollte nur Zeit gewinnen, um erst die Verwirrungen im eigenen Lande zu ordnen.

So war die Lage Frankreichs nach außen beschaffen, als ich in das Ministerium eintrat.

Im Innern arbeitete unterdessen eine dunkle Partei, um die kaum einigermaßen hergestellte Ordnung von neuem zu untergraben. Aber was wollte diese Partei dafür dem Lande bieten? Das konnte kein Mensch sagen und keiner wissen, denn diese, übrigens nicht zahlreiche Partei, die aus Republikanern, Royalisten und ehemaligen Konventsmitgliedern zusammengewürfelt war, wußte es wohl selbst nicht. Nur der Haß gegen das Bestehende und der Ärger, zurückgesetzt zu sein, mochte ein flüchtiges Band unter ihnen bilden, aber einen ernsten, durchdachten Plan hatten sie nicht. Ihre Zerfahrenheit und Schwäche bewies sie am deutlichsten dadurch, daß sie beim ersten Anprall, als das Direktorium sich ermannte, um den Umtrieben ein Ende zu machen, wie Spreu vor dem Winde zerflog; ihre sogenannten Anführer wurden in wenig Stunden verhaftet und

mir bei den Unterhandlungen kräftig zur Seite stehen wird. Dieser Name wird mich alle Schwierigkeiten leicht überwinden lassen.

Ich werde mich beeilen, Ihnen alle Anordnungen und Wünsche, die Ihnen das Direktorium durch mich zugehen lassen wird, schleunigst zu übermitteln, wobei ich nur bedauere, daß der Ihren Berichten immer vorauseilende Ruf Ihrer Thaten mir wohl nur selten Gelegenheit geben wird, der hohen Körperschaft Neues mitzuteilen.

(Das Hauptorgan Bonapartes unter den damaligen Zeitungen war die „Renommée.“)

ohne weiteres mit 65 Genossen nach Cahenne deportiert¹⁾. Macht galt damals für Gesetz.

Im Westen, in der Vendée, dauerte der Bürgerkrieg fort und verbreitete Elend und Not. Die Städte waren fast sämtlich in den Händen der Republikaner, die sie gegen die royalistisch gesinnte Landbevölkerung verteidigten; für die letztere ein vielfach ruhmvoller Krieg, der nur später durch die wilde Partei der Chouans getrübt wurde. Für die Regierung war derselbe nicht weiter gefährlich, aber doch sehr unlegen.

Die Losung der Republik: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit stand auf allen Mauern zu lesen, aber es waren nur hohle Worte, ohne innere Bedeutung. Von allen Autoritäten, von den höchsten bis zu den niedrigsten, war nicht eine einzige, die nicht durch Willkür entstanden und zusammengesetzt war und deshalb auch nur nach eigenem Gutdünken handelte. Nichts war gesetzlich geregelt, nichts verbürgte Sicherheit und Bestand.

Der junge General Bonaparte, der die Welt seit zwei Jahren mit seinem Ruhm erfüllte, wollte sich nicht mehr in den Reihen der gewöhnlichen Generale verlieren. Er strebte höher hinauf und verlangte nach einer Stellung, die ihm Sicherheit bot gegen die Gefahren, die ihn sein wachsender Ruhm bereits fürchten ließ.

Seinem Ehrgeiz schwebte die Herrschergewalt, wonicht gar eine Krone vor, aber er war nicht so blind, an die Wirklichkeit eines solchen Traumes, wenigstens in Frankreich, zu denken, oder es hätte ein Zusammenwirken von Umständen und Ereignissen eintreten müssen, an die damals kein sterblicher Mensch denken und die keiner für möglich halten konnte.

England hatte zu Cromwells Zeit nur eine einzige Armee, deren Offiziere seine Kreaturen waren, und außerhalb der

¹⁾ Dies war der Staatsstreich des Direktoriums vom 18. Fructidor (4. September 1797), der alle Royalisten und Contrerevolutionäre aus den beiden Gesetzgebenden Körperschaften verjagte und die meisten von ihnen exilierte.

Armee befaß er keine Nebenbuhler. Das Parlament war machtlos geworden, und alle Parteien hatten sich von ihm abgewandt. Sie begrüßten Cromwell als Protektor.

Für Bonaparte lagen die Umstände wesentlich anders und nicht so günstig, daß er im eigenen Lande, wenigstens noch nicht, die Aussicht hatte, ein französischer Cromwell zu werden.

Nachdem er den Frieden von Campo-Formio mit Oesterreich geschlossen und dem in Rastatt versammelten Kongreß einen flüchtigen Besuch gemacht hatte, kam er nach Paris, um dem Direktorium die Eroberung Aegyptens vorzuschlagen.

Ich hatte ihn noch nie von Angesicht gesehen, und schon am Tage seiner Ankunft schickte er mir gegen Abend einen Adjutanten mit der Anfrage, wann er mir seinen Besuch machen könne. Ich stellte mich ganz zu seiner Verfügung, und er ließ sich für den nächsten Vormittag 11 Uhr anmelden.

Ich hatte Frau von Staël eingeladen, die schon um 10 Uhr erschien, und noch einige andere Personen, die wohl nur aus Neugier kamen. Ich erinnere mich, daß sich unter ihnen auch der Weltumsegler Bougainville befand. Als der General vorfuhr, ging ich ihm bis an die Treppe entgegen und führte ihn dann in den Salon, wo ich ihm Frau von Staël vorstellte, die er aber nur flüchtig grüßte, wie die anderen Herren, von denen nur Bougainville ihn zu interessieren schien, denn er richtete an ihn einige verbindliche Worte. Nach einer kurzen Pause begaben wir uns dann in mein Kabinett.

Beim ersten Anblick hatte er mir sofort gefallen: eine gewinnende Erscheinung, lebhaft, geistreiche Augen, das Antlitz edel geformt und von einer matten Blässe und, was die Hauptsache war: zwanzig glorreich gewonnene Schlachten, und dabei noch so jung!

Er unterhielt sich mit mir sehr offenherzig und vertraulich und versicherte mir in der lebenswürdigsten Weise, wie er sich über meine Ernennung gefreut habe, weil er sofort aus meinen

Briefen ersehen, daß ich doch ein ganz anderer Mensch sei als die Herren vom Direktorium. Dann sagte er plötzlich und ohne weiteren Übergang: „Sie sind ein Neffe des Erzbischofs von Rheims, der sich jetzt bei Ludwig XVIII. aufhält“, und fügte nach einer Pause hinzu: „ich habe auch einen Oheim, der Erzdiakon von Korsika ist und der mich erzogen hat. Sie wissen, ein dortiger Erzdiakon ist soviel wie ein Bischof in Frankreich.“

Bald gingen wir wieder in den Salon hinüber, wo sich inzwischen noch mehrere Personen eingefunden hatten. Der General grüßte sie alle sehr verbindlich und sagte dann mit lauter Stimme: „Bürger, ich bin sehr erfreut über die Aufmerksamkeit, die Sie mir erweisen und ebenso erfreut, unter Ihnen zu sein. Ich habe, so gut ich es verstand, Krieg geführt und Frieden geschlossen. Am Direktorium liegt es nun, den Nutzen daraus zu ziehen für das Glück und die Wohlfahrt der Republik.“

Dann fuhren wir zusammen nach dem Direktorium.

Die ersten Wochen, die Bonaparte in Paris zubrachte, waren übrigens nicht sehr angenehm für ihn, denn er war täglich Zeuge der Unentschlossenheit und der gegenseitigen Intriguen und Eifersüchteleien der Direktoren untereinander.

Bald darauf gab ich ihm zu Ehren ein großes Fest, um seine Siege in Italien zu feiern und den für Frankreich so ruhmvollen Frieden, den er geschlossen hatte.

Ich that mein möglichstes, das Fest so glänzend und prächtig zu machen, wie ich nur konnte, und dabei sollte es doch zugleich einen gewissen republikanischen Anstrich haben. Das war keine so leichte Sache, denn die sehr gewöhnlichen Frauen der Direktoren mußten doch obenan sitzen, was nicht eben elegant aussah. Die Säle waren aber reich und geschmackvoll dekoriert, und man machte mir von allen Seiten darüber Komplimente. „Der Tausend, Bürger-Minister“, sagte mir die Gattin des Direktors Merlin, keine besonders vornehme

Dame, „Sie haben sich aber angestrengt; das mag ein schönes Stück Geld gekostet haben.“ „Nun ja, Citoyenne“, antwortete ich in demselben Ton, „aber doch noch immer nicht die Schätze von Peru.“ Und dergleichen Redensarten und Bemerkungen mehr, die am nächsten Tage die Kunde durch Paris machten.

Doch ich kehre zur Politik zurück.

Das Direktorium trug sich mit dem Plan einer Expedition nach Irland, die natürlich gegen England gerichtet war, und hatte zum Oberbefehlshaber derselben den General Hoche ernannt. Als dieser plötzlich (am 18. September 1797) gestorben war, sollte der General Bonaparte ihn ersetzen, der jedoch sehr energisch ablehnte, weil ihm das Unternehmen ganz und gar nicht zusagte. Selbst beim günstigsten Erfolge wäre dasselbe doch nur von kurzer Dauer gewesen, und der General würde sich bei seiner Rückkehr in der gleichen unerquicklichen Lage befunden haben, wie zuvor. Die für Irland bestimmte Armee hätte er auch unmöglich zu seinen persönlichen Plänen benutzen können; außerdem war Irland selbst kein Land, das ihm zu einem dauernden Aufenthalt, selbst in einer hohen und unabhängigen Stellung, gefiel.

An eine solche dachte er übrigens auch wohl schwerlich, als er den Vorschlag einer ägyptischen Expedition machte, denn der Gedanke war in ihm, trotz seines selbstbewußten und hochstrebenden Geistes, doch noch nicht aufgetaucht, daß die Armee nunmehr von ihm zu Krieg und Sieg geführt werden wolle und ihm auch eine Krone gegönnt, oder ihm gar eine solche angeboten hätte. Er übte allerdings schon längst einen unwiderstehlichen, fast magischen Einfluß auf seine Soldaten aus; er hatte sie in den italienischen Feldzügen wie seine Kinder gehegt und gepflegt, aber dabei doch immer ihren republikanischen Fanatismus geschürt und sie dadurch den monarchischen Ideen entfremdet. Das freilich erwartete er von ihnen, daß sie ihm blindlings folgen und ihn unterstützen würden,

wenn er sich den Christen im Orient, und namentlich den Griechen, als einen Befreier von den mohammedanischen Fesseln angekündigt hätte, und für seine weiteren Erfolge rechnete er dann auf den Dank und die Hilfe der Befreiten.

Er hütete sich aber wohl, derartige Gedanken beim Direktorium durchblicken zu lassen. Dort sprach er immer nur von den Interessen Frankreichs, und daß Ägypten mehr wert sei, als alle anderen französischen Kolonien zusammen und ein überreicher Erbsatz für die verlorenen.

Als wichtigstes Argument hob er dann schließlich noch hervor, daß man von Ägypten aus das verhaßte England am erfolgreichsten in Indien angreifen könne.

Und doch ließ er sich auch wieder von der Begeisterung für seine hochfliegenden Pläne und von der natürlichen Lebhaftigkeit seines Wesens zu unbedachten Äußerungen hinreißen. Manchmal sprach er davon, er würde nur über Konstantinopel zurückkehren, was doch nicht gerade der Weg nach Indien war, und es gehörte gewiß kein großer Scharfsinn dazu, um zu erraten, daß, wenn er als Sieger in Konstantinopel einzöge, dies gewiß nicht geschehen würde, um Selim III. auf dem Thron zu lassen, sondern nur, um auch das ottomanische Reich als eine „Eine und unteilbare Republik“ zu erklären und sich selbst dann vermutlich zum Regenten.

Trotzdem wurde Bonaparte den Herren vom Direktorium durch seine bloße Anwesenheit in Paris immer lästiger. Seine bedeutende Persönlichkeit stellte die ihrige fast ganz in Schatten, und sie hatten doch nicht die Macht, ihn unschädlich zu machen. Sie genehmigten daher die ägyptische Expedition unter seinem Oberbefehl, und ahnten nicht, daß sie dadurch gerade die Hand zu dem boten, was sie um jeden Preis verhindern wollten.

Ich möchte hier jetzt einen kurzen Blick auf die Lage werfen, in welcher sich die europäischen Mächte bei der Abreise Bonapartes Frankreich gegenüber befanden.

Die Kaiserin Katharina von Rußland hatte sich zuerst gegen die französische Revolution ausgesprochen, aber ihre ganze Politik bestand in hochtrabenden Depeschen, die sie an ihre Botschafter schickte, um dieselben den einzelnen Höfen mitzuteilen. Der Herzog von Nassau, den die Kaiserin damals zu mehrfachen diplomatischen Missionen verwendete, gab mir später viele davon zu lesen, als er sich nach Paris zurückgezogen hatte. Weiter ging sie nicht und nahm an keinem Kriege gegen Frankreich teil, denn sie fürchtete für ihre Völker keine Ansteckung durch die französischen republikanischen Ideen. Mit viel größerer Aufmerksamkeit verfolgte sie dagegen die Ereignisse in Polen, wo neue anarchische Wirren ausgebrochen waren, und sie benutzte sehr geschickt den Moment, als Oesterreich, Preußen und Frankreich sich bekriegten, um die Zerstückelung jenes Landes zu vollenden, wobei sie sich den größten Teil zueignete und den Rest Oesterreich und Preußen überließ¹⁾. Bald darauf starb sie, am 17. Nov. 1796.

Man kann nicht sagen, was ihr Sohn und Nachfolger Paul I., in Bezug auf den Orient unternommen haben würde, wenn Frankreich ihm nicht durch die ägyptische Expedition zuvorgekommen wäre. Jetzt trieb ihn dieselbe zu einem entscheidenden Schritte.

Schon von Peter dem Großen an hatte Rußland die europäische Türkei stets als eine Beute betrachtet, die ihm früher oder später zufallen würde, aber nur langsam, nach und nach, und nicht durch einen gewaltigen Griff. Diese Beute sollte ihm nun durch eine Umwälzung, die Griechenland unabhängig gemacht hätte, auf immer entwischen, und das stand durch das Vorgehen Frankreichs in Agypten nicht allein zu befürchten, sondern schien sogar unvermeidlich zu sein.

Da wurde der Kaiser Paul plötzlich aus einem Feinde ein Verbündeter der Türkei und verband sich zugleich mit England,

¹⁾ Die dritte und letzte Teilung Polens am 11. Februar 1795.

und auch Oesterreich schloß sich dieser Allianz um so bereitwilliger an, weil Frankreich ihm nach dem Frieden von Campo-Formio schon wiederholt Grund zur Unzufriedenheit und zum Mißtrauen gegeben hatte.

In der Schweiz waren gleichfalls Unruhen ausgebrochen. Die Waadtländer hatten sich gegen den Kanton Bern, unter dessen Oberhoheit sie standen, empört, und dies benutzte das Direktorium zur Einmischung. Von zwei Seiten rückten französische Truppen in die Schweiz, besetzten das Land und machten aus der Konföderation eine „Eine und unteilbare Republik“ unter dem Protektorat Frankreichs.

Dem Kirchenstaat erging es nicht besser; auch er wurde von einem französischen Heere überschwemmt; man nahm den Papst Pius VI. gefangen und brachte ihn nach Florenz, später nach Valence in der Dauphiné, wo er starb. Die päpstliche Regierung wurde durch eine republikanische ersetzt, gleichfalls unter dem Schutz des Direktoriums¹⁾.

Der König von Neapel, Ferdinand IV., durch alle diese Vorgänge um seinen eigenen Thron besorgt, organisierte im stillen eine Schilderhebung, die, noch dazu mit schlechten, undisciplinierten Truppen, so kopflos geleitet wurde, daß er nach Sizilien flüchten mußte, um nur seine Person in Sicherheit zu bringen. Auch dieses Königreich wurde vom Direktorium in die parthenopeische Republik verwandelt.

Jetzt hätte das Direktorium eine gewaltige Mauer zum Schutz für Frankreich bilden können, und zwar durch Vereinigung aller der vielen italienischen Länder zu einem einzigen großen Staat. Aber soweit reichte der politische Blick jener Herren nicht. Sie wollten nur kleine und schwache Republiken, die sie leichter zu bemeistern hofften, und sich dadurch zugleich

¹⁾ Am 27. Dezember 1797 brach in Rom ein Volksaufstand aus, bei welchem der General Duphot getödet wurde. Am 10. Februar 1798 bemächtigte der General Berthier sich der Stadt und proklamierte die römische Republik.

gute Verpflegungsplätze für ihre Soldaten schaffen, so daß sie sich sehr bald die Gemüther der Bevölkerung entfremdeten.

Unmöglich konnte Oesterreich diesem wilden, ungeregelten Treiben in seiner Nachbarschaft gleichgültig und unthätig zuschauen.

Zunächst brach es die Verhandlungen auf dem Rastader Kongreß ab, wodurch dieselben resultatlos wurden, aber leider verband es mit diesem Bruch die Ermordung der französischen Bevollmächtigten. Diese schwere Verletzung des Völkerrechtes rief in ganz Frankreich einen ungeheueren Entrüstungssturm hervor, und der Krieg war unvermeidlich.

Das Direktorium hatte wohl Soldaten, aber keinen erprobten Führer, seitdem der General Carnot (am 18. Fructidor) exiliert worden war. Alle bedeutenden Generale kämpften im Auslande, der einzige, der sich in Paris befand, war Moreau. Dieser war aber in die antirepublikanische Verschwörung seines Freundes Pichegru, wenn auch nicht gerade verwickelt gewesen, so doch im Verdacht, darum gewußt zu haben, und deshalb bei den Republikanern verhaßt¹⁾. Das Direktorium gestattete ihm nur, in einer untergeordneten Stellung zur italienischen Armee abzugehen. Diese Armee wurde aber gleich in der ersten Schlacht vollständig geschlagen, und als der General Macdonald mit 35000 Mann Hilfstruppen herbeieilte, erlitt er die schwere Niederlage an der Trebia (Juni 1799) gegen das vereinigte österreichisch-russische Heer unter Suwarow.

Alle Scheinrepubliken, welche das Direktorium in Italien gegründet hatte, verschwanden sofort, als das Waffenglück sich gegen Frankreich erklärte, und es wäre vielleicht kein Franzose mehr im Lande geblieben, wenn das Direktorium nicht die festen Plätze in Piemont besetzt gehalten und wenn Moreau nicht die flüchtigen Regimenter wieder gesammelt hätte. Mit

¹⁾ Vergl. die Memoiren der Gräfin Remusat Bd. II S. 30 u. f. f., und ebendasselbst auch die Biographien Moreaus und Pichegrus.

diesen verhinderte er wenigstens den Feind am weiteren Vordringen.

Glücklicherweise wurde bald darauf die russische Armee von Massena am 26. August 1799 bei Zürich geschlagen. Frankreich atmete wieder auf, aber die vorangegangenen schweren Verluste waren dadurch nicht verschmerzt.

Es erging nun dem Direktorium wie allen despotischen Regierungen: solange ihre Armeen siegreich sind, haßt man sie wohl, aber man fürchtet sie zugleich. Wendet sich das Kriegsglück, so werden sie geschmäht und verachtet. Rücksichtslos wurde jetzt das Direktorium in den Zeitungen, in Flugschriften und von allen Seiten angegriffen. Die Minister wurden natürlich auch nicht geschont, was mir speciell meinen Rücktritt erleichterte. Schon längst hatte ich nämlich eingesehen, daß ich im Grunde doch nur sehr wenig Schlechtes verhindern konnte und daß die Zeit noch nicht gekommen war, um Gutes zu leisten. Deshalb hatte ich auch schon beizeiten meine Vorkehrungen getroffen und mich mit dem General Bonaparte vor seiner Abreise nach Ägypten darüber verständigt. Er hatte meine Gründe gebilligt und dem Direktorium vorgeschlagen, mir den Botschafterposten in Konstantinopel zu geben, oder mich nach Kairo zu senden, wo doch sehr wahrscheinlich Verhandlungen mit den Bevollmächtigten der Pforte stattfinden würden¹⁾.

Daraufhin reichte ich (am 20. Juli 1799) mein Entlassungsgesuch beim Direktorium ein, und bezog ein Landhaus in der Nähe von Paris, um den weiteren Gang der Ereignisse abzuwarten.

¹⁾ Hierüber äußerte Napoleon sich selbst später folgendermaßen: „Ich hatte mich mit dem Direktorium und mit Talleyrand dahin verständigt, daß gleich nach meiner Abreise Verhandlungen mit der Pforte eingeleitet würden. Talleyrand sollte als Bevollmächtigter Frankreichs nach Konstantinopel gehen, und zwar am nächsten Tage, sobald ich den Hafen von Toulon verlassen haben würde. Dies hatte man mir formell und positiv zugesagt, aber es muß später in Vergessenheit geraten sein, denn Talleyrand blieb in Paris, und mit der Pforte wurden keinerlei Verhandlungen angeknüpft.“ (Aus den Memoiren Napoleons auf Sant Helena.)

Die Demagogen erhoben in dieser allgemeinen Verwirrung sehr kühn das Haupt und drohten von neuem mit einer Schreckensregierung. Sie hatten ihre Klubs wieder eröffnet und sprachen laut vom Sturz des Direktoriums. Es kam aber nicht dazu, denn der neue, von Barras ernannte Polizeiminister Fouché ließ sie streng überwachen. Das Direktorium sollte sich seinen Sturz selbst bereiten.

Es hatte in seiner Verlegenheit Sieyès, von dem es sich Rettung versprach, zum Mitglied ernannt, der damals französischer Gesandter in Berlin war, und ihm die schleunigste Abreise befohlen. Sieyès beeilte sich, so sehr er konnte, er mußte aber doch einige Abschiedsbesuche machen, sich auch bei Hofe beurlauben und die allernötigsten Dispositionen treffen. Trotzdem kam er für die Ungeduld der Herren noch immer zu spät an. Er hatte kaum seinen Reisewagen verlassen, als er auch schon in den Luxemburger Palast gebracht wurde. Wirklich, als besäße dieser Mann die untrüglichen Mittel, alle Not des Landes im Innern wie nach außenhin zu heilen.

Doch bevor Sieyès seine Meinung ausspricht, will er mit eigenen Augen sehen, mit eigenen Ohren hören und dann überlegen. Er überlegt indes nicht lange und erklärt alsbald den Herren Kollegen, daß mit ihnen nichts anzufangen sei. Darauf werden drei von ihnen sofort entlassen. Unter den drei Ersatzmännern sind wieder zwei Nullen, und nur einer (Roger Ducos) ist zu gebrauchen. Jetzt tadelt Sieyès die Organisation des Direktoriums selbst. Fünf Regierende seien zu viel, drei seien reichlich genug. Auch der Name „Direktorium“ sei verhaßt, man müsse sich nach einem anderen Namen umschauen. Ferner müsse ein Mitglied durchaus dem Militär angehören und bei der Armee beliebt sein, denn ohne die Armee für sich zu haben, könne man nichts machen. Das hieß wenigstens deutlich gesprochen.

In Bezug auf den letzten Punkt ließ man bei Moreau anfragen, aber dieser lehnte ab, weil er eine Civilanstellung

nicht annehmen könne. Dann richtet man die Blicke auf den General Zoubert, aber dieser ist noch nicht berühmt genug, und man schiekt ihn deshalb vorher nach Italien, um sich noch mehr Vorbeeren zu verdienen. Dadurch wird wieder alles verzögert, und man kommt aus der Ungewißheit nicht heraus. Zoubert hat das Unglück, gleich in der ersten Schlacht (bei Novi am 15. August 1799) das Leben zu verlieren, und nun ist das Direktorium erst recht in großer Sorge und Not. Gott mag wissen, wie es sich aus der Verlegenheit gezogen hätte, wenn nicht plötzlich ein Ereignis eingetreten wäre, das kein Mensch, und das Direktorium wohl am wenigsten, vorhersehen konnte.

Nachdem Bonaparte Ägypten erobert, ging er mit seinem Heere nach Syrien, um sich zunächst der Festung Saint-Jean-d'Acre zu bemächtigen, die er aber vergeblich belagerte. Den Engländern war nämlich seine Artillerie, die er zur See nach Syrien geschickt hatte, in die Hände gefallen. Er mußte nach Ägypten zurückkehren und sah sich auch dort durch eine Landung der Engländer bedroht. In seinen glänzendsten Hoffnungen getäuscht, fühlte er wohl, daß er auch in Ägypten sich auf die Dauer nicht halten konnte. Der Gedanke an eine Kapitulation verfolgte ihn wie ein böser Geist und raubte ihm alle Ruhe — er wäre dann ja nichts weiter als ein Abenteuerer gewesen. Da erfuhr er die Niederlagen der französischen Heere in Italien, und nun faßte er einen kühnen Entschluß, den er unter anderen Umständen wohl niemals gewagt haben würde. Er verläßt heimlich die Armee, übergiebt dem General Kleber das Kommando, schifft sich auf einem kleinen Kutter in Alexandria ein, entgeht glücklich den englischen Kreuzern und landet am 9. Oktober 1799 in Fréjus.

Was er vorausgesehen, geschah: alle Parteien wandten sich ihm zu, nicht, um Rechenschaft von ihm über seine Expedition zu verlangen, sondern, weil er der Mann des Augenblicks war, den man gewinnen mußte.

Anfangs glaubte man, daß Barras, der einzige von den alten Direktoren, der noch auf seinem Platze geblieben war, und dem Bonaparte alles zu verdanken hatte, ihn bewegen würde, die Rolle eines Monck zu spielen; aber eine solche Rolle paßte ihm nicht und selbst, wenn er gewollt, in jenem Moment hätte er sie gar nicht spielen können.

Die meisten seiner Anhänger waren einfach dafür, ihn zum Mitglied des Direktoriums zu ernennen, aber was hätte ihm das genützt? Er wollte eine Stellung, die, wenn sie ihm auch noch nicht sofort die höchste Gewalt gab, so doch ihm die Wege dazu ebnete. Und wie einmal die Dinge lagen, mußten die anderen wollen, was er wollte. Er war eben zur Zeit der alleinige Herr der Situation.

Man beschloß daher, das Direktorium durch ein Konsulat von drei Mitgliedern zu ersetzen; die mit einer Kommission aus den beiden anderen Körperschaften eine neue Verfassung entwerfen sollten. Diese Verfassung sollte dann der Nation zur Annahme vorgelegt werden, denn die Volkssouveränität durfte man nicht verletzen. Sie war damals noch ein heiliges Dogma¹⁾.

¹⁾ Einige Tage vor dem 18. Brumaire trug sich bei mir eine eigentümliche Scene zu. Bonaparte, der an der Rue Chantereine wohnte, kam eines Abends zu mir, um noch verschiedenes mit mir zu besprechen. Ich wohnte ganz in seiner Nähe, an der Rue Taitbout, und zwar in einem Hinterhause, das von dem Hauptgebäude durch einen Hof getrennt war. Wir saßen in meinem Kabinett, wo nur einige Kerzen brannten und unterhielten uns sehr lebhaft. Mitternacht war schon vorüber. Auf einmal hören wir von der Straße her einen lauten Lärm, und als wir genauer hinschauen, auch Pferdegestampf, wie von Kavallerie. Bonaparte springt erschrocken auf, er erblickt und sieht mich fragend an. Ich glaube, daß ich gleichfalls die Farbe gewechselt habe, fasse mich aber, blase sofort die Kerzen aus, schleiche leise durch den Hof und sehe von einer oberen Galerie auf die Straße hinab. Zuerst konnte ich nicht erkennen, was unten vorging, endlich sah ich aber doch, was es war und mußte an mich halten, um nicht aufzulachen. Die Straßen von Paris waren damals zur Nachtzeit nicht besonders sicher, und wenn man um Mitternacht die Spielhäuser im Palais royal geschlossen hatte, so fuhren die Bankhalter mit ihren Geldern in einigen Fiakern nach Hause, ich glaube nach der Rue Cléry, wo sie wohnten. Sie ließen sich dabei von reitenden Gendarmen begleiten, die der Polizeiminister ihnen gegen gute Bezahlung bewilligt hatte. Zufällig mußte nun gerade vor meinem Hause einer von den Fiakern ein Rad

Der Rat der Alten war inzwischen mit den Fünfhundert von Paris nach Saint-Cloud übergesiedelt, weil in der Hauptstadt zu viel Unruhe herrschte und ihre Sitzungen störte. Dort glaubten sie sich ganz sicher. Sie hatten die beiden einflussreichsten Mitglieder des Direktoriums für sich, Barras, Sieyès und eine große Anzahl der Fünfhundert. Am Morgen des 18. Brumaire (9. November 1799) dringt die Direktorialgarde unter Augereau in den Sitzungssaal und treibt die Versammlung auseinander. Anfangs schwankt der Ausgang, denn die Fünfhundert widersetzen sich, weichen aber doch der militärischen Gewalt. Das Direktorium wird aufgelöst, Bonaparte, Sieyès und Roger Ducos werden zu Konsuln ernannt, und man läßt nur die verschiedenen Kommissionen zur Ausarbeitung der Verfassung bestehen. Im Grunde hatte auch hier wieder nur eine Polyarchie die andere ersetzt.

Acht Tage später übernahm ich von neuem das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten.

Die mit Frankreich befreundeten Mächte hatten die Nachricht von dem Sturz des Direktoriums mit Genugthuung oder doch mit Gleichgültigkeit aufgenommen, so daß eine Änderung ihrer Politik nicht zu befürchten stand. Was freilich die anderen Mächte betraf, die uns feindselig gegenüberstanden, so konnten die nur durch neue Siege zu friedlichen Gesinnungen bekehrt werden.

Von außen hatte also Frankreich vorderhand nichts zu besorgen, um so schwieriger gestalteten sich aber dafür die Verhältnisse im Innern, und obwohl ich nicht direkt berufen war, an ihrer Lösung mitzuwirken, so konnte ich doch unmöglich indifferent bleiben.

verlieren, was den Aufenthalt, den Värm und die ganze Unruhe verursachte. Bonaparte und ich lachten herzlich darüber und auch über unseren panischen Schrecken, der indes sehr erklärlich war, denn man konnte in jenen Tagen von seiten des Direktoriums auf alles gefaßt sein.

(Eigene Anmerkung des Fürsten von Talleyrand.)

Wenn nämlich der 18. Brumaire von wirklichem Nutzen für das Land sein sollte, so mußte man jetzt die Monarchie wiederherstellen. Aber man brauchte deshalb noch nicht gleich einen Thron zu errichten. Ich erkläre mich näher. Die Monarchie (d. h. die Oberherrschaft eines Einzigen) kann unter drei Formen gedacht werden: eine Monarchie auf gewisse Jahre, oder eine auf Lebenszeit, oder endlich eine mit Erblichkeit. Zu den beiden ersten gehört vorab kein Thron, denn sie bilden nur den Übergang zu der dritten. Ohne einen solchen Übergang war in Frankreich in seiner jetzigen Lage an die dritte gar nicht zu denken, oder man hätte uns eine solche durch fremde Bajonette aufzwingen müssen.

Es galt also, auf eine Neugründung der Monarchie in Frankreich hinzuwirken, wobei aber das Haus Bourbon nicht in Betracht kommen konnte. Dann erst mußte man einen Souverän auf Zeit schaffen, um dadurch zu einem lebenslänglichen und schließlich zu einem erblichen zu gelangen.

Die Frage nun, ob Bonaparte die nötigen Eigenschaften zu dieser dreifachen Würde besaß, war überflüssig; jedenfalls war er der Mann, die Nation wieder an eine monarchische Ordnung und Disciplin zu gewöhnen, im Gegensatz zu den anarchischen Doktrinen und Ansichten, die noch allgemein verbreitet waren und nach denen Hunderttausende dachten und handelten. Leicht war diese Aufgabe nicht, und zur Überwindung so vieler Schwierigkeiten und Gegenströmungen war Willkür oft nicht zu vermeiden.

Man wählte nun nicht drei Konsuln mit gleicher Machtvollkommenheit, sondern einen Ersten, einen Zweiten und einen Dritten Consul mit verschiedenen Befugnissen und Rechten, die aber Bonaparte, der natürlich der Erste Consul war, in einer Weise zu deuten und zu regeln verstand, daß er allein die eigentliche Gewalt in Händen hatte und im Lande die Autorität repräsentierte.

Um dieser Autorität einen noch größeren Nachdruck zu geben, machte ich ihm am Tage seiner feierlichen Installation einen Vorschlag, den er mit Bereitwilligkeit annahm.

Alle drei Konsuln hielten täglich eine Sitzung, zu welcher die Minister erschienen, um die Berichte ihres betreffenden Ressortes abzustatten. Das Portefeuille des Auswärtigen ist aber in jedem wohlgeordneten Staate ein geheimes und darf nicht im offenen Ministerrat verhandelt werden; ich bat daher den General, mir zu erlauben, über die Angelegenheiten meines Ministeriums nur mit ihm allein zu verkehren.

Bonaparte begriff sehr gut die Tragweite meines Vorschlages und traf sofort die nötigen Anordnungen. Ich arbeitete also immer nur mit ihm allein.

Sein erster politischer Akt, mit welchem er gewissermaßen seinen neuen Wirkungskreis eröffnete, war ein Brief an den König von England, in welchem er den aufrichtigen Wunsch einer Versöhnung zwischen beiden Kabinetten aussprach. Einen ähnlichen Brief schrieb er an den Kaiser von Oesterreich. Beide Briefe, was fast vorauszu sehen war, blieben unbeantwortet, aber man beobachtete nicht einmal den diplomatischen Anstand, um doch wenigstens eine Empfangsanzeige zu senden, „sich die weitere Rückäußerung vorbehaltend“, wie das in solchen Fällen unter Regierungen, die zu einander auf gespanntem Fuße stehen, üblich ist.

Aber trotzdem hatte dieser Schritt des Ersten Konsuls sein Gutes, denn er rief doch, als er bekannt wurde, insofern eine Befriedigung im Volke hervor, als man daraus ersah, daß Bonaparte nicht allein ein vorzüglicher General war, was man längst wußte, sondern auch als Staatsmann an seinem Platze, um Frankreich würdig zu vertreten.

Er selbst machte sich nicht viel aus der Abweisung; sie konnte ihm sogar willkommen sein, weil er jetzt mit um so größerem Rechte den Krieg fortsetzen durfte, wenn auch nur

gegen Österreich allein, dem er bald genug auf den Schlachtfeldern wieder gegenüberstand.

Paul I. hatte sich mit dem Wiener Kabinett überworfen und seine Truppen aus der Schweiz zurückgezogen¹⁾. Sobald Bonaparte dies erfuhr, ließ er die russischen Kriegsgefangenen, die sich noch in Frankreich befanden, neu kleiden und ohne Lösegeld unter dem Befehl französischer Offiziere in ihre Heimat befördern. Einer dieser Offiziere hatte außerdem den Auftrag, dem Zaren, im Namen des Ersten Konsuls, den Degen des Großmeisters des Malteserordens, Lavalette, zu überreichen, den man ihm selbst in Malta auf seiner Reise nach Ägypten zum Geschenk gemacht.

Der Zar hatte nämlich den Orden, wegen seiner ausgedehnten Besitzungen in Polen, unter seinen besonderen Schutz gestellt und selbst die Würde eines Großmeisters angenommen.

Er fühlte sich daher durch diese Aufmerksamkeit sehr geschmeichelt und sandte fast umgehend den Staatsrat von Kalitcheff als Bevollmächtigten nach Paris, um die Friedensverhandlungen einzuleiten, die schnell zu Ende geführt wurden, worauf ich dann den definitiven Vertrag mit dem russischen Botschafter, dem Grafen Markoff, unterzeichnete.

Der Graf hatte schon unter der Kaiserin Katharina einen hohen Posten im auswärtigen Amt bekleidet und galt für einen sehr geschickten Diplomaten. Im Umgang machte er freilich den Eindruck eines launigen und äußerlich wenig gebildeten, aber doch sehr gescheiten Mannes. Mir gefiel er hauptsächlich deswegen, weil er sich sehr rücksichtslos und oft sogar derb und unvorsichtig über seine eigene Regierung ausließ, was für mich, als Minister des Außern eines anderen Landes, von Interesse

¹⁾ Das Zerwürfniß hatte hauptsächlich darin seinen Grund, weil Suwarow sich des Königs von Sardinien annahm und ihn aufforderte, wieder in seine Staaten zurückzukehren, und dadurch Österreich erbitterte, das ganz Oberitalien für sich allein in Anspruch nahm.

und auch von Nutzen sein konnte. Solange der Kaiser Paul lebte, verstand ich sehr gut, mit dem Grafen auszukommen; nach der Thronbesteigung Alexanders aber wurde er hochfahrend und manchmal unerträglich. Und doch mußte ich später mit ihm die schwierige und wichtige Säkularisationsfrage für Deutschland verhandeln¹⁾.

Seit einiger Zeit befand sich Carnot, bekanntlich ein früheres Mitglied des Direktoriums, wieder in Paris. Nach dem 18. Fructidor der Teilnahme an der antirepublikanischen Verschwörung angeklagt, hatte man ihn ohne weiteres mit den anderen nach Cahenne deportiert, von wo es ihm geglückt war, zu entweichen. Bonaparte, der sein militärisches Organisations-talent sehr schätzte, ernannte ihn zum Kriegsminister.

Das erste, was Carnot unternahm, war die Bildung von zwei großen Armeen, eine am Rhein unter dem Kommando Moreaus, und die andere am Fuße der Alpen, über die Bonaparte selbst den Oberbefehl übernahm. Ein zweiter Hannibal, bahnt er sich einen neuen Weg nach Italien durch den denkwürdigen Zug über den großen Sankt Bernhard, bei welchem er nicht eine einzige Kanone verlor (20. Mai 1800), und fällt den Österreichern in den Rücken, die ihn noch an der schweizer Grenze glauben, treibt sie vor sich her in mehreren siegreichen Gefechten und schlägt sie endlich am 14. Juni bei Marengo, wo Kellermann, ein Sohn des Helden von Valmy, durch seine Reiterei die siegreiche Entscheidung herbeiführt, und wo der General Désaix, einer der intimsten Freunde Bonapartes, das Leben verliert. Gleich darauf erfolgt ein Waffenstillstand, und der Erste Konsul ist aufs neue Herr von Italien. Aber er mißbraucht seinen großartigen Erfolg

¹⁾ Diese Frage bezieht sich speciell auf die ehemaligen reichsunmittelbaren geistlichen Besitzungen und eingezogenen Kirchengüter, die nach dem Reichsdeputationshauptschuß vom 25. Februar 1803 den weltlichen deutschen Fürsten zugewendet werden sollten, als Entschädigung für ihre infolge des Luneviller Friedens an Frankreich abgetretenen Länderstrecken.

nicht. Er will zunächst sein Ansehen in Frankreich noch mehr befestigen und sich auf das schwankende Kriegsglück allein, jetzt, wo er an der Spitze einer großen Nation steht, nicht mehr verlassen.

Er benutzt daher den Waffenstillstand zu sofortigen Friedensvorschlägen mit dem Deutschen Reich, und der glänzende Sieg Moreaus bei Hohenlinden am 3. Dezember 1800, wodurch ihm der Weg nach Wien offen stand, erhöht den Ruhm und die Bedeutung dieses Feldzuges.

Die Verhandlungen sollten in Lunéville stattfinden, und das Wiener Kabinett schickte zu den Vorbereitungen den Grafen von Cobenzl nach Paris, weil dieser Diplomat bereits den Frieden von Campo-Formio mit Bonaparte abgeschlossen hatte¹⁾. Damals war Bonaparte nur ein französischer General gewesen, und zwischen ihm und dem Grafen hatte ein ziemlich familiäres Verhältnis bestanden; mittlerweile war aber aus dem General ein Erster Konsul geworden, der ganz und gar nicht wünschte, mit dem Grafen in der früheren vertraulichen Weise zu verkehren.

Wir erlebten daher eine sehr komische Szene.

Die erste Audienz fand um neun Uhr abends in den Tuileries statt, und zwar in dem Vorjahl, durch den man früher in die Privatgemächer des Königs gelangte. Auf Bonapartes besonderen Befehl waren die Sessel aus diesem Saal entfernt worden bis auf einen, der vor einem kleinen Tische stand, auf welchem Karten und Papiere lagen. In diesem einen Sessel saß nun der Erste Konsul, als ich den Grafen hineinführte. Der große Raum war nur durch eine einzige Lampe erhellt, und so gut wie ganz dunkel, denn man hatte die Kerzen des Kronleuchters nicht angezündet. Der arme Graf stolperte fast, bis er an den Tisch gelangte,

1) Vergl. die Memoiren der Gräfin Remusat, Bd. I, S. 381 u. f. f.

wo Bonaparte saß, der ihm keinen Sessel anbot, weil keiner da war. An den Wänden standen freilich lange Diwane, aber dort hätte der Graf sich unmöglich hinsetzen können; er war also gezwungen, vor dem Ersten Konsul stehen zu bleiben, und ich leistete ihm darin Gesellschaft. So war jeder an dem Platz, der ihm zukam, wenigstens nach der Ansicht Bonapartes.

Die Verhandlungen in Lunéville dauerten nicht lange, und darauf wurde der Friede von Joseph Bonaparte, dem Bruder des Ersten Konsuls, und von Cobenzl unterzeichnet (9. Februar 1801).

Kurz vorher hatte Joseph zu Morfontaine (30. September 1800) einen Vertrag mit den Vereinigten Staaten geschlossen, der die Streitigkeiten zwischen Frankreich und der Union nach Wunsch beilegte¹⁾.

England, das völlig isoliert da stand und im eigenen Lande genug zu sorgen hatte, fühlte endlich auch das Bedürfnis nach Frieden. Die Vorverhandlungen, welche zunächst den Waffenstillstand auf der See betrafen, fanden in London statt, und der definitive Friede wurde zu Amiens von den zwei Bevollmächtigten, Joseph Bonaparte und Lord Cornwallis, am 27. März 1802 unterzeichnet. Frankreich erhielt alle seine verlorenen Kolonien wieder und brauchte nichts zurückzuerstatten. Es durfte mithin sehr zufrieden sein, obwohl es in seiner Ehre nicht ganz makellos da stand, denn es hatte seine beiden Verbündeten, Spanien und Holland, die Entschädigung allein tragen lassen. Spanien verlor die Insel Trinidad und Holland die Insel Ceylon. Doch das sind Bedenken, die in

¹⁾ Der nordamerikanische Handel hatte nämlich durch die Maßregeln des Konvents gegen die neutralen Mächte sehr gelitten, und als England alle französischen Schiffe kaperte, ließ die Union dies ruhig geschehen. Daraufhin verschärfte der Konvent seine Maßregeln, und nun erklärte der Kongreß die Verträge mit Frankreich für annulliert. Ein offener Bruch stand bevor. Als aber Bonaparte zur Regierung gelangte, stellte er durch den obigen Vertrag die ehemaligen guten Beziehungen wieder her.

der Politik keine weitere Bedeutung haben, wenigstens nicht bei der großen Menge, die immer nur nach dem äußeren Erfolge urtheilt.

Ich darf nicht vergessen, daß durch den Frieden von Amiens die Insel Malta von den Engländern an Frankreich zurückgegeben werden sollte. Bonaparte legte großen Wert auf die Insel, weil ihr Besitz ihm die Herrschaft im Mittelmeer sicherte und wurde sogar ernstlich böse, als ich ihm sagte, mir läge an Malta nicht viel, weit lieber wäre mir gewesen, wenn die Herren Pitt und Fox den Frieden an Stelle des Lord Cornwallis unterzeichnet hätten.

Auch mit den aufständischen Provinzen des Westens, der Bretagne und der Vendée, war es zu einem friedlichen Abschluß gekommen; die Hauptanführer, Antichon, Bourmont, Châtillon und Cadoudal, hatten die Waffen niedergelegt, und der Bürgerkrieg war beendet.

Schon Ende Juni 1800, also gleich nach der Schlacht von Marengo, war Bonaparte mit dem päpstlichen Stuhl in geheime Unterhandlungen getreten, und hatte bald darauf in Mailand mit dem neuen Papste, Pius VII., mehrfache persönliche Besprechungen gehabt. Sie dienten als Einleitung zum Konkordat, das am 15. Juli 1801 in Paris mit dem Kardinal Consalvi abgeschlossen und auch sofort ratifiziert wurde.

So war denn Frankreich wieder mit Rom und der katholischen Kirche ausgeöhnt, zur allgemeinen Genugthuung aller Gutgesinnten, wenn auch manche Generale, sonst tapfere und ehrenwerte Männer, darüber grollten, weil sie die hohe politische und sociale Bedeutung dieser Veröhnung nicht verstanden.

Ich hatte keinen geringen Anteil an dem Zustandekommen des Konkordates gehabt; deshalb wendete Bonaparte sich an den Papst mit der Bitte um meine Säkularisation. Das darauf bezügliche päpstliche Breve wurde in Rom am 29. Juni 1802

ausgefertigt und nach seinem Eintreffen in Paris durch ein Konjulardekret veröffentlicht¹⁾.

Wie persönlich wohlwollend und nachsichtig übrigens Pius VII. gegen mich gefinnt war, geht aus den Worten hervor, die derselbe eines Tages in Bezug auf mich an den Kardinal Conjalvi richtete: „Ja, ja, dieser Herr von Talleyrand! Gott mag sich seiner Seele erbarmen, aber ich habe ihn doch sehr lieb.“

Die Schweiz war mit der Intervention des Direktoriums und mit den von ihm eingesetzten Vertretern Laharpe und Dohs keineswegs zufrieden, und alle Kantone schickten Bevollmächtigte nach Paris, um die Vermittelung des Ersten Konjuls nachzusuchen. Der darauf bezügliche provisorische Vertrag wurde am 19. Februar 1801 und am 19. Oktober des nächsten Jahres das eigentliche Bündnis zwischen Frankreich und der Schweiz unterzeichnet.

Spanien hatte durch den Vertrag von Basel die Provinz Louisiana wieder an Frankreich zurückgeben müssen, und Frankreich trat sie dann an die Vereinigten Staaten ab, die aber von der Entschädigungssumme einen bedeutenden Teil zurückbehielten, um dadurch die großen Verluste, welche die unsinnigen Dekrete des Konvents ihrem Handel zugefügt hatten, einigermaßen zu decken.

¹⁾ Folgendes ist der Wortlaut des betr. Dekretes:

„Französische Republik.

Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit.

Konjulardekret vom 2. Fructidor des Jahres X.

Die Konjuls der Republik

in Anbetracht eines Breves des Papstes Pius VII. gegeben zu Sankt Peter in Rom am 29. Juni 1802,

auf den Vortrag des Staatsrates in der Abteilung des Kultus,

nach Anhörung des versammelten Staatsrates.

beschließen: Das Breve des Papstes Pius VII., gegeben zu Sankt Peter in Rom am 29. Juni 1802, durch welches der Bürger Charles Maurice de Talleyrand Minister der auswärtigen Angelegenheiten der französischen Republik, dem weltlichen Stande zurückgegeben ist, tritt sofort und in seinem ganzen Umfange in Kraft.

Der Erste Konjul: gez. Bonaparte.

Der Staatssekretär: G. B. Maret.“

Die ottomanische Pforte, Portugal und das Königreich beider Sizilien hatten gleichfalls neue freundschaftliche und kommerzielle Verbindungen mit Frankreich wieder angeknüpft.

Die Verteilung der säkularisierten Länderstrecken unter die depossidierten deutschen Fürsten vollzog sich im Einverständnis Rußlands mit Frankreich¹⁾.

Man durfte also wohl jetzt ohne die geringste Übertreibung sagen, daß Frankreich nach außen hin auf einer Höhe der Macht, des Ansehens und des Ruhmes stand, wie es der ehrgeizigste Patriot nicht schöner und großartiger für sein Vaterland wünschen konnte. Und was diese Stellung fast zu einer wunderbaren und nahezu unbegreiflichen machte, war die unerhörte Schnelligkeit, mit welcher sie geschaffen wurde. In noch nicht drittehalb Jahren — vom 9. November 1799 (dem 18. Brumaire) bis zum Frieden von Amiens, am 25. März 1802 — war Frankreich aus seiner niedrigen und mißachteten Lage, in die das Direktorium es gebracht hatte, zur ersten Großmacht Europas geworden.

Aber nicht allein nach außen hatte Bonaparte Frankreich auf einen so glorreichen Gipfel erhoben, auch im Innern war er mit genialer Energie thätig gewesen. Er entwickelte dabei eine ans unglaubliche grenzende Thätigkeit und Arbeitskraft, und sein Scharfblick umfaßte alles und jedes. Die gesamte Verwaltung des Landes war neu, und möglichst nach monarchischem Zuschnitt, organisiert worden. Die Ordnung in den

¹⁾ In den beiden Friedensverträgen von Campo-Formio und von Lunéville war dieser wichtige Punkt vorausgesehen, und das Wiener Kabinett sollte die nötigen Vorschläge machen. Da aber dieses zögerte, so wandten die geistlichen und weltlichen deutschen Fürsten sich deshalb an den Ersten Konsul, der sich die günstige Gelegenheit nicht entgehen ließ, auch hier sein politisches Übergewicht zu zeigen. Durch einen geheimen Vertrag mit Preußen (vom 23. Mai 1802) sicherte er sich die Zustimmung des Berliner Kabinetts. Der Kaiser Alexander, der durch enge verwandtschaftliche Bande mit Württemberg, Bayern und Baden verbunden war, vertrat die Interessen dieser Länder, und Frankreich machte mit Rußland zusammen die geeigneten Vorschläge, die endlich vom Wiener Kabinett nach langer Zögerung am 27. April 1803 bestätigt wurden. (Vergl. Anmerkung S. 217.)

Finanzen war wiederhergestellt, die Geistlichkeit wieder geschützt und geachtet. Und nicht damit zufrieden, die unruhigen und unzufriedenen Parteien zu unterdrücken, hatte er sie zu beschwichtigen und sogar an sich zu ziehen gewußt, und auch das war ihm gelungen. Der Titel eines Royalisten und selbst eines Jakobiners war für ihn kein Grund, solche Männer zurückzuweisen. Um Ludwig XVIII. noch mehr zu isolieren und diesem Scheinkönige, wie er sich ausdrückte, sein großes Gefolge möglichst zu schmälern, gestattete er fast allen Emigranten ungehinderte und freie Rückkehr; den einen gab er Ämter und Stellen, die anderen fesselte er an seine Person. Und seltsam genug, die Jakobiner vergaßen ihren Haß, der Autorität dieses Einzigen gegenüber, und die Emigranten veröhnten sich bald mit dem Gedanken, daß diese Autorität in andere Hände gelangt war¹⁾.

Alle, die zu seiner Erhebung direkt oder indirekt beigetragen, wünschten sich daher Glück dazu. Er hatte die ihm anvertraute Gewalt nur zu Frankreichs Nutzen und Größe verwendet und sich dadurch die Herzen gewonnen. Indem er das Autoritätsprincip in so ruhmvoller Weise zur Geltung brachte, war er eine kräftige Stütze der europäischen Dynastien und ihrer Throne geworden, und das Konsulat wurde dadurch in den Augen von ganz Europa wie eine langjährige, legitime Regierung betrachtet. Auch die Verschwörungen gegen sein Leben, von denen er der

¹⁾ Als ich mich eines Tages in das Kabinett des Ersten Konsuls begab, fuhr ich betroffen zurück, denn einer der wildesten Jakobiner aus der Schreckenszeit trat mir entgegen. Ich verhehlte auch mein Erstaunen darüber nicht, aber Bonaparte sagte mir: „Talleyrand, Sie kennen die Jakobiner gar nicht. Es giebt zwei Sorten unter ihnen, die süßen und die saueren. Der Jakobiner, den Sie gesehen haben, der soeben bei mir war, ist einer von den saueren, und mit denen kann ich machen, was ich will. Es sind die besten Leute, um eine neue Regierung zu unterstützen, die oft gezwungen ist, dreist und rücksichtslos vorzugehen. Manchmal muß ich sie freilich arretieren lassen, aber eine Handvoll Thaler macht alles wieder gut. Die süßen Jakobiner dagegen! o, die sind unverbesserlich und zu nichts zu gebrauchen. Das sind Metaphysiker und Philosophen, die könnten zwanzig Regierungen ins Unglück bringen.“

gefährlichsten wie durch ein Wunder entgangen war, hatten nur dazu gedient, ihm die Sympathien aller Gutgesinnten in erhöhtem Maße zuzuwenden.

Als daher seine beiden Kollegen den Vorschlag machten und denselben in den Versammlungen der Urwähler durch ganz Frankreich verbreiten ließen, Bonaparte zum Konsul auf Lebenszeit zu ernennen, fanden sie die allgemeinste Zustimmung, und die Nation trug ihm diese Erhöhung seiner Würde mit Begeisterung entgegen (2. August 1802).

Inzwischen hatte sich eine Gesandtschaft der cisalpinischen Republik in Lyon eingefunden, um den Ersten Konsul dringend zu ersuchen, ihrem Lande eine definitive Organisation zu geben, und Bonaparte hatte mich mit der Leitung der Angelegenheit beauftragt¹⁾. Ich reiste daher vor ihm ab, denn er hatte mir noch im Vertrauen mitgeteilt, daß er sich auf den Minister des Innern, Chaptal, nicht verlassen könne, weil derselbe in einer so delikaten Angelegenheit zu schwerfällig sei und überhaupt keine diplomatische Gewandtheit besitze.

Als ich in Lyon eingetroffen war, verständigte ich mich mit dem Wortführer der Deputation, dem Herrn von Melzi, den ich schon seit längerer Zeit kannte, allerdings weniger über das, was Bonaparte wünschte, sondern mehr über das, was die Deputation beantragen sollte. Wir kamen so schnell zum Ziel, daß der Erste Konsul bei seiner Ankunft, die nur einige Tage später erfolgte, bereits alles geregelt fand. Er nahm auch, auf die Bitten der angesehensten Bürger von Mailand, den Titel eines Präsidenten der neuen Republik an, und Herr

1) Die cisalpinische Republik umfaßte zunächst die Lombardei, dann Venedig und außer mehreren kleinen Fürstentümern auch die drei Legationen und die Romagna; sie war auch durch den Frieden von Campo-Formio von Oesterreich anerkannt worden. Die neue Verfassung bestand aus einer Consulta von 50 und einem Governo von 9 Mitgliedern, jene als gesetzgebende, dieses als vollziehende Gewalt. Am 25. Januar 1802 nahm sie den Namen Italienische Republik an, aus der dann i. J. 1805 das Königreich Italien wurde, mit dem Kaiser Napoleon als König.

von Melzi ging in seinem Eifer sogar soweit, ihm die Schlüssel von Mailand zu überreichen, wodurch er sich eigentlich Östereich gegenüber etwas bloßstellte, und was auch Bonaparte nicht gefiel.

Bis zum Frieden von Amiens mochte der Erste Consul wohl den einen oder anderen Fehler begangen haben, denn welcher sterbliche Mensch begeht keine Fehler — aber er hatte doch in seinem Verhalten keine Pläne und Absichten gezeigt, die einen guten Franzosen, der sein Vaterland wahrhaft liebt, beunruhigen konnten. Man brauchte dabei ja nicht immer mit ihm einer und derselben Meinung zu sein, auch nicht über seine Mittel und Wege, doch mit seinen Zwecken mußte man sich einverstanden erklären: einesteils den Kriegen ein Ende zu machen und andernteils die Monarchie wiederherzustellen, wenn auch nicht zum Vorteil der Erben des legitimen Thrones, denn das war, wie ich nochmals wiederhole, damals geradezu unmöglich.

Aber kaum war der Friede von Amiens geschlossen worden, als Bonaparte seine bisher beobachtete Mäßigung zu vergessen schien, denn noch harrten die einzelnen Paragraphen jenes Friedens ihrer Lösung, und schon trug er sich mit neuen Kriegs- und Eroberungsplänen, die Frankreich und ganz Europa auf das schrecklichste heimsuchen und schließlich seinen eigenen Sturz herbeiführen sollten.

Die erste Veranlassung gab die Provinz Piemont, die nach den Bestimmungen des Friedens von Lunéville dem König von Sardinien sofort zurückgegeben werden sollte; sie war bis dahin, gewissermaßen wie ein anvertrautes Gut, in den Händen Frankreichs geblieben. Bonaparte behielt aber die Provinz und nahm sie für Frankreich in Besitz. Ich that mein möglichstes, ihn von diesem unseligen Vorhaben abzubringen, aber leider vergebens. Er antwortete mir, er thue es in seinem persönlichen Interesse und müsse es thun, und könne diesmal dem Rat der Klugheit nicht folgen.

Es ist wahr, er konnte dafür scheinbar ganz gewichtige Gründe angeben.

Er hatte wohl durch seine Siege zur Vergrößerung Frankreichs beigetragen, aber das Hauptverdienst dieser Vergrößerung kam doch nicht so ganz auf seine Rechnung. Schon unter dem Konvent waren das Komitat Avignon, Savoyen, Belgien und das linke Rheinufer mit Frankreich vereinigt worden, und an diesen Eroberungen hatte Bonaparte keinen Anteil gehabt. In Italien war es freilich anders, aber das genügte seinem maßlosen Ehrgeize nicht. Über Frankreich herrschen und als erblicher Monarch herrschen, wie er es sich damals schon ausmalte, also über ein Land, das er allein nicht so vergrößert hatte, sondern wo er den Ruhm davon mit denen teilen mußte, die früher seinesgleichen gewesen — das ließ sein Stolz nicht zu; er fand sogar etwas Demütigendes und Erniedrigendes in diesem Gedanken. Mit solchen Scheingründen brachte er sein Gewissen zum Schweigen. Er hatte Piemont i. J. 1796 erobert und wollte es nun auch behalten. Er ließ also durch den Senat die Vereinigung dieser Provinz mit Frankreich proklamieren, und gab sich der trügerischen Hoffnung hin, daß ihn niemand wegen dieser offenkundigen und ungeheuerlichen Verletzung des Völkerrechtes zur Rechenschaft ziehen würde. Er täuschte sich aber darin sehr und sollte dies bald genug erfahren.

Das englische Kabinett hatte es damals mit dem Frieden keineswegs ernstlich gemeint, denn es weigerte sich noch immer, die Insel Malta herauszugeben; jetzt fand es in der Einverleibung Piemonts einen genügenden Grund zu einer neuen Kriegserklärung an Frankreich (16. Mai 1803).

Dies veranlaßte Bonaparte, die Umwandlung des lebenslänglichen Konsulates in eine erbliche Monarchie nur noch eifriger zu betreiben. Englische Schiffe hatten eine Anzahl tollkühner Emigranten an die Küsten der Bretagne gebracht, die dort neue Unruhen anstifteten. Bonaparte erklärte diesen

Handstreich für eine Verschwörung gegen Frankreich und gegen ihn, und wußte sehr geschickt auch die früheren Verschwörer, Dumouriez, Pichegru und Moreau, die Nebenbuhler seines Ruhms, in die neue Schilderhebung zu verflechten; er ließ deshalb beim Senat, zu des Landes und seiner eigenen größeren Sicherheit, den Antrag stellen, ihn zum erblichen Kaiser zu ernennen. Vorderhand war es nur ein anderer Titel, den er bei weiser Mäßigung im Laufe der Zeit jedenfalls erhalten haben würde; unter den augenblicklichen Umständen erlangte er ihn aber durch Gewalt und Verbrechen.

Der Thron, den er bestieg, war mit unschuldigem Blute besleckt, noch dazu mit einem Blute, das durch althehrwürdige und glorreiche Erinnerungen jedem Franzosen heilig war.

Der gewaltsame und niemals aufgeklärte Tod Pichegrus, die geheimen Umtriebe und Ränke, um eine Verurteilung Moreaus zu erzielen, konnten im Nothfalle noch durch politische Gründe bemäntelt, wenn auch nicht gerechtfertigt werden; aber die schmählische Ermordung des jungen Herzogs von Enghien, die er nur deshalb unternahm, um sich die Zustimmung derjenigen zu sichern, die noch immer im stillen vor den Folgen der Hinrichtung Ludwigs XVI. zitterten, und wodurch er sich mit ihnen in dieselbe Reihe stellte — diese Mordthat war nicht zu beschönigen, nicht zu entschuldigen und auch nicht zu verzeihen, was übrigens auch kein Mensch jemals zu thun versucht hat, und nur Bonaparte allein war es, der sich derselben rühmte¹⁾.

So befand sich Bonaparte also schon sofort in einem neuen Kriege mit England, und die gewöhnlichste Klugheit hätte ihm gebieterisch sagen müssen, alles zu vermeiden, um die Kontinentalmächte zu verhindern, mit seinem Feinde gemeinsame Sache zu machen. Aber Eitelkeit und Hochmut ließen ihn dies

¹⁾ Talleyrand hat diesen Vorfall in einem besonderen Kapitel näher besprochen, das in einem der nächsten Bände seinen Platz finden wird.

nicht begreifen. Er war unter dem Namen Napoleon zum Kaiser der Franzosen proklamiert und vom h. Vater in Person gesalbt und gekrönt worden; aber er war damit nicht zufrieden, er wollte auch noch König von Italien werden, um Kaiser und König zugleich zu sein, wie der Kaiser von Oesterreich. Er ließ sich deshalb in Mailand krönen, und anstatt einfach den Titel eines Königs der Lombardei anzunehmen, wählte er den ungleich stolzer klingenden eines Königs von Italien, als wollte er dadurch schon seine Absicht ankündigen, ganz Italien seinem Zepter zu unterwerfen. Genua und Lucca, von seinen Agenten geschickt bearbeitet, senden bald darauf Deputationen, von denen die genuesische eine Vereinigung mit Frankreich, und die andere einen Regenten aus seinem Hause verlangt, welchem Verlangen Napoleon gern entspricht und auch diese beiden Staaten dem „Großen Kaiserreich“ einverleibt, das von nun an stets diesen klangvollen Namen (le Grand Empire) führt¹⁾. Die unausbleiblichen Folgen einer so maßlosen Handlungsweise waren leicht vorauszusehen: Oesterreich rüstet, und ein allgemeiner Krieg steht bevor. Jetzt versucht Napoleon, überall Verhandlungen anzuknüpfen und zunächst Preußen zu einer Allianz zu bewegen. Er bietet dem Berliner Kabinett das Kurfürstentum Hannover an, und die Angelegenheit war schon fast bis zum Abschluß gediehen, als der Kaiser den General und späteren Palastmarschall Duroc nach Berlin sendet, der durch sein plummes Auftreten die Verhandlungen stört, welche der dortige französische Gesandte, Graf Forest, nach meinen Instruktionen so geschickt eingeleitet hatte. Glücklicher war Napoleon mit dem Kurfürsten von

¹⁾ Nach den Verträgen von 1796 u. 97 war Genua bereits in die sogen. Ligurische Republik verwandelt u. mit Frankreich verbündet. Am 3. Juni 1805 verlangten Doga u. Senat die vollständige Vereinigung mit dem französischen Kaiserreich, die natürlich sofort dekretiert wurde. — Das Fürstentum Lucca, das mit dem Fürstentum Piombino vereinigt wurde, erhielt die Schwester Napoleons, Eliza Bonaparte, die Gemahlin des Fürsten Bacciochi.

Bayern und mit dem Herzog von Württemberg, die seine Verbündeten blieben.

In jener Zeit schuf er an der nördlichen Meeresküste das große Kriegslager von Boulogne, als eine Drohung gegen England; es war zugleich der Anfang zu seinen ungeheueren stehenden Heeren, die während der ganzen Kaiserzeit fort-dauerten. Aber während der Kaiser noch mit der Organisation dieses Lagers beschäftigt war, drangen bereits die Österreicher in Eilmärschen über den Inn, durchzogen Bayern und Schwaben und näherten sich dem Rhein. Dieser rasche Vorstoß gereichte übrigens Napoleon zum Nutzen, denn, wenn die Österreicher auf die Russen, die mit 100000 Mann heranrückten, gewartet und sich mit ihnen vereinigt hätten, so konnte die Lage des Kaisers eine überaus gefährliche werden, zumal Preußen sich gleichfalls der Koalition gegen Frankreich angeschlossen hatte. Doch die Österreicher wollten zeigen, daß sie auch allein den Franzosen gewachsen seien und keiner Bundesgenossen bedürften, um sie zu besiegen.

Diesen großen strategischen Fehler mußte Napoleons militärisches Genie mit glänzendem Erfolge auszubenten, und dieses Genie gab ihm Flügel. Mit einer an das fabelhafte grenzenden Schnelligkeit, eilte er mit seiner ganzen ungeheueren Armee in wenig Wochen, fast möchte man sagen, in wenig Tagen von Boulogne an den Rhein, und zwar zu neuen Siegen.

Der Kaiser befahl mir, ihn nach Straßburg zu begleiten und in seiner Nähe zu bleiben, um ihm nötigenfalls in das Hauptquartier zu folgen (September 1805).

Am Abend vor seiner Abreise von Straßburg hatte er einen eigentümlichen Unfall, der mich in Schrecken und Besorgnis versetzte. Ich hatte an jenem Tage bei ihm gespeist, und nach aufgehobener Tafel ging er zu der Kaiserin Josephine hinüber und ließ mich im Salon allein. Aber schon nach wenigen Minuten kam er hastig zurück, ergriff meinen Arm und zog mich mit in sein Kabinett. Gleich darauf trat auch der Graf

von Remusat¹⁾ herein, der als Erster Kammerherr noch einige Befehle erwartete, und in demselben Augenblick fiel der Kaiser wie ohnmächtig nieder, indem er mir noch zurief, die Thür zu verschließen. Ich hob ihn auf, riß ihm die Halsbinde ab, weil ich glaubte, er ersticke; er übergab sich nicht, sondern stöhnte nur und hatte Schaum vor dem Munde. Herr von Remusat bespritzte ihn mit frischem Wasser, ich griff nach einem Flakon Eau de Cologne und badete ihm Kopf und Gesicht damit. Wir trugen ihn darauf in einen Armstessel. Er wurde nun von einem krampfschaften Zittern befallen, das aber nach einer Viertelstunde aufhörte; dann kam er wieder zu sich, sprach mit uns und kleidete sich wieder an, indem er uns die strengste Verschwiegenheit anempfahl. Eine Stunde später war er bereits auf dem Wege nach Karlsruhe.

Von Stuttgart aus schrieb er mir und erteilte mir verschiedene Befehle und Aufträge. Der Brief schloß mit den Worten: „Ich befinde mich ganz wohl. Der Herzog von Württemberg kam mir bis an das äußerste Gitterthor seines Palastes entgegen. Er ist ein kluger und verständiger Mann.“ In einem zweiten Briefe von demselben Tage hieß es: „Ich habe jetzt nähere Nachrichten über Mack²⁾. Er marschirt und benimmt sich, wie wenn ich selbst ihm zu unserem Vorteil und zu seinem Verderben den Weg vorgezeichnet hätte. Der dumme Kerl wird in Ulm gefaßt werden.“

1) Graf August von Remusat, geb. i. J. 1762, war zuerst Advokat am Rechnungshof in Aix u. blieb während der ganzen Revolutionszeit in Frankreich. Er wurde i. J. 1802 Palastpräsekt und Erster Kammerherr des Kaisers u. i. J. 1804 Generalintendant der Pariser Theater. Unter der Restauration Präsekt in verschiedenen Departements, starb er i. J. 1823. Er war der Gemahl der durch ihre Memoiren (Napoleon I. u. sein Hof, 3. Bde.) so bekannt gewordenen Gräfin Remusat.

2) Baron Karl von Mack von Leiberich, geb. i. J. 1752, trat als Fourrier in die österreichische Armee u. wurde i. J. 1792 Feldmarschalllieutenant. Als solcher befehligte er mehrfach die österreichischen Armeen, wurde aber fast immer geschlagen. Er mußte sich in Ulm am 17. Oktober 1805 mit der ganzen 20000 Mann starken Besatzung den Franzosen ergeben. Vom Kriegsgericht in Wien zum Tode verurteilt, wurde er vom Kaiser Franz zu langer Festungshaft begnadigt. Er starb i. J. 1828.

Man hat später behauptet, der General Mack, der allerdings Fehler über Fehler beging, sei von den Franzosen bestochen worden. Das ist ganz und gar nicht der Fall. Die Selbstüberschätzung der Österreicher war die Hauptursache ihres Unglücks. Bekanntlich mußte sich Mack, der sich nach verschiedenen Niederlagen in der Festung Ulm zu halten hoffte, mit seiner ganzen Besatzung ergeben.

Als Napoleon mir diese siegreiche Kapitulation mitteilte, sprach er schon von den Friedensbedingungen, die er Österreich vorschreiben, und welche Provinzen er beanspruchen wolle. Ich antwortete ihm sogleich, daß sein wahres Interesse verlange, Österreich möglichst zu schonen und es nicht zu schwächen; er solle es im Gegenteil zu seinem Verbündeten zu machen suchen. Zu diesem Zweck schickte ich ihm ein Memorandum, in welchem ich meine Ansichten darüber näher entwickelt hatte. Die Arbeit mußte doch einen gewissen Eindruck auf ihn gemacht haben, denn er berief in München, wo er sich damals aufhielt, und wohin ich mich auch begab, einen Kriegsrat, um meine Vorschläge zu prüfen. Aber neue Siegesnachrichten von verschiedenen Seiten entflammten seine Phantasie dergestalt, daß er jetzt nur noch den einen Plan verfolgte, auf Wien zu marschieren, um aus dem kaiserlichen Palast zu Schönbrunn seine Kriegsbuletins zu datieren. Mein Memorandum war nutzlos gewesen; es muß sich aber noch im Staatsarchiv zu Paris vorfinden¹⁾.

1) Talleyrand hatte nämlich den Plan Napoleons durchschaut, der darauf hinausging, Österreich gänzlich zu vernichten, um sich dann später mit Rußland zu verbinden. In seinem Memorandum warnte er den Kaiser vor diesem unsinnigen Schritte und empfahl ihm im Gegenteil dringend eine Allianz mit Österreich, das gerade als Bollwerk gegen Rußland dienen müsse, um den ganzen Westen Europas zu schützen. Dieser Vorschlag bot noch den anderen wichtigen Vorteil, die beiden Kaiserhäuser Habsburg und Frankreich durch gemeinsame Interessen zu vereinigen und auf diese Weise einem späteren Kriege zwischen diesen beiden Ländern vorzubeugen. (Das Memorandum findet sich in einem Werke von P. Bertrand: Ungedruckter Briefwechsel zwischen Talleyrand u. Napoleon. Paris 1889.)

In weniger als drei Wochen hatte Napoleon ganz Ober- und einen großen Teil von Niederösterreich erobert; er ging darauf über die Donau nach Mähren hinein. Wenn jetzt 60 000 Preußen in Böhmen eingerückt wären, um ihm den Weg nach Linz zu verlegen, so würde er sehr in die Enge getrieben worden sein; ja, wenn nur die russisch-österreichische Armee mit ihren 150 000 Mann die Ankunft des Erzherzogs Karl mit seinem 75 000 Mann starken Heer abgewartet hätte, so wäre möglicherweise Napoleon aus einem Sieger zu einem Besiegten geworden. Aber Preußen schickte anstatt einer Armee einen Unterhändler, den Grafen von Haugwitz, welcher, ob aus Unverstand oder bösem Willen, nichts von all dem that, was er thun sollte und dadurch das große Mißgeschick vorbereitete, dem sein Land alsbald anheimfiel.

Der Kaiser Alexander saß inzwischen unthätig in Olmütz; er hatte noch keine Schlacht gesehen und wollte sich nun auch einmal dies Schauspiel gönnen. Er gab den Gegenvorstellungen Preußens kein Gehör, sondern lieferte mit Österreich zusammen gegen Napoleon die so berühmt gewordene Dreikaiserschlacht bei Austerlitz (2. Dezember 1805), in welcher er mit seinem Bundesgenossen total geschlagen wurde. Er durfte noch froh sein, daß man ihm mit den Trümmern seines Heeres den Rückzug in die Heimat gestattete.

Noch niemals in der modernen Geschichte hatte eine Kriegsthat solchen Widerhall in der Welt gefunden und dem Sieger soviel Ruhm gebracht als diese. Ich sehe den Kaiser Napoleon noch, wie er am Abend nach der Schlacht wieder in Austerlitz eintraf. Er wohnte in dem schönen Schlosse des Fürsten Kaunitz und in dessen Kabinett, ja, ja, in dem Kabinett des Fürsten Kaunitz wurden nach und nach alle erbeuteten österreichischen und russischen Fahnen hineingetragen, und ein Ordnonanzoffizier folgte auf den anderen mit Botschaften vom Kaiser von Österreich selbst, oder von irgend einem Erzherzog, und

zuletzt kamen sogar noch Gefangene an, von denen gar viele die Namen der ersten Geschlechter des Kaiserreiches trugen.

Was uns aber nicht weniger erfreute, war die Ankunft eines Kabinettskuriers mit Briefen aus Paris, denn im Felde ist die Erscheinung eines solchen Boten immer ein großes Fest. Der Generalpostmeister, Graf Lavalette, hatte, wie gewöhnlich, so auch diesmal, ein gewisses ominöses Paket für den Kaiser mitgeschickt, das wichtige konfiszierte Privatbriefe und die Berichte seiner geheimen Polizei enthielt. Bei dieser Gelegenheit passierte die folgende Scene, die ich schon deshalb mittheile, weil sie ein treffendes Bild von dem Charakter Napoleons liefert.

Der Kaiser, der mir zu jener Zeit, was nicht immer der Fall war, großes Vertrauen schenkte, ersuchte mich, ihm diese kleine pikante Privatkorrespondenz vorzulesen. Zuerst kamen die entzifferten Berichte der in Paris residierenden Boten an die Reihe; sie enthielten nichts Interessantes, denn die wichtigsten Nachrichten jener Herren kannte Napoleon besser, weil sie ihn selbst betrafen. Dann gingen wir zu den Notizen der geheimen Polizei über, von denen ich hier nur die schlimme Lage der Bank von Frankreich erwähne, die durch die schlechte Verwaltung des Finanzministers, des Grafen Marbois, herbeigeführt war, der auch sofort nach Napoleons Rückkehr (im Januar 1806) entlassen und durch Mollien ersetzt wurde.

Am meisten interessierte den Kaiser ein eigenhändiger Brief der Frau von Genlis. Sie schrieb ein langes und breites über den in der höheren Pariser Gesellschaft herrschenden Geist und citierte allerlei gehässige Bemerkungen über Se. Majestät, so namentlich aus dem Faubourg Saint-Germain. Sie nannte die Namen von fünf oder sechs Familien des hohen französischen Adels, von denen sie behauptete, daß sie sich wohl niemals zum Kaiserreich bekehren würden. Dann folgten noch einige sehr derbe und gewürzte Äußerungen über Napoleon, die ihn in die größte Wut versetzten. Er sprang auf, wetterte

und fluchte und rief mit bebender Stimme: „Ah, diese Herren vom Faubourg Saint-Germain! Sie scheinen wirklich zu glauben, daß sie mehr sind als ich! Nun, das werden wir sehen! Ich werde es ihnen schon zeigen!“ Und dieser Brief mußte auch gerade zwei Stunden nach dem glorreichen Siege von Musterlitz eintreffen. Da hätte selbst ein ruhigeres Gemüth zornig werden können. Aber er beugte sich trotzdem unter der Macht der öffentlichen Meinung, die sich hier durch eine Handvoll Edelleute aussprach, welche weiter nichts wollten, als sich von ihm fern halten. Er glaubte auch deshalb einen gewaltigen Trumpf gegen das böse Faubourg auszuspielen, als er bald nach seiner Rückkehr die Gräfin von Montmorency, die Marquisin von Mortemart und vor allem die stolze Herzogin von Chevreuse zu Palastdamen der Kaiserin machte. Die Genannten nahmen auch bereitwillig die Würde an, worüber sich die bürgerliche Madame Maret, die in besonderer Gunst bei der Kaiserin stand, am meisten freute, denn die hochgeborenen Damen mußten ihr, die übrigens durch ihren Gemahl kurz vorher Herzogin von Bassano geworden war, den Vorrang lassen¹⁾.

Bald darauf verließ ich Musterlitz, nachdem ich noch vorher einige Stunden auf dem furchtbaren Schlachtfelde zugebracht hatte. Der Marschall Tannes machte mir den Vorschlag, ihn zu begleiten, und ich muß zu seiner Ehre und überhaupt wohl zur Ehre des gesamten Militärstandes, gleichviel, ob General oder gemeiner Soldat, hinzufügen, daß dieser Mann, der noch gestern Wunder der Tapferkeit verrichtete und an der Spitze seiner Regimenter alles schonungslos niedermachte, was sich ihm in den Weg stellte, jetzt so erschüttert war, daß er sich einer Ohnmacht nahe fühlte. Nichts wie tote, blutige, zerrissene Körper und das Achzen Schwerverwundeter und Sterbender, die noch auf Hilfe warteten, im ganzen mehrere Tausend, und

¹⁾ Vergl. die interessante Parallele zwischen Talleyrand und Maret in den Memoiren der Gräfin Kemusat, Bd. I., S. 173 u. ff.

auch von den Unsrigen so viele! Der Anblick war mir ebenfalls so entsetzlich und grauenvoll, daß ich ihn im Leben nie vergessen werde. „Kommen Sie, kommen Sie“, rief mir der Marschall zu, „ich halte es nicht mehr aus, Sie müßten denn anders mit mir auf die verfl. . . . Juden Jagd machen wollen, die da hinten die Sterbenden und die Toten ausplündern.“

Vor dieser großen Schlacht hatten die Friedensverhandlungen nicht viel zu bedeuten; jetzt wurden sie ernsthaft. Sie begannen in Brünn und endigten in Preßburg, wo ich mit dem österreichischen Bevollmächtigten, dem General Giulay und dem loyalen Fürsten Johann von Liechtenstein zusammentraf.

Ich befand mich noch beim Kaiser in Brünn, als dieser dem General Duroc den Allianztraktat mit Preußen diktierte, welchen der Graf von Haugwitz am 15. Dezember 1805 unterzeichnete. Preußen mußte an Österreich Ansbach und Neuchâtel abtreten und erhielt dafür Hannover.

Das Glück, das Napoleon überall so außerordentlich begünstigte, hatte ihn förmlich berauscht, so daß er gar kein Maß mehr kannte und die unüberlegtesten Handlungen beging. Dahin gehört das bald darauf aus Wien datierte berühmte Dekret, das mit dürren Worten erklärte, der König beider Sizilien, Ferdinand IV., habe aufgehört zu regieren. Ein zweites Dekret ernannte dann seinen Bruder Joseph zum König von Neapel; was freilich die Insel Sizilien betraf, so konnte er nur in der Phantasie über dieselbe regieren.

Dieses politische Willkürsystem, von dem das obige Dekret den ersten Beweis lieferte, hat wesentlich zum Sturz Napoleons beigetragen. Ich werde später noch, unter Berücksichtigung der verschiedenen so hastig fabrizierten Könige, auf diesen Punkt zurückkommen, um zu zeigen, wie unpolitisch und zugleich wie destruktiv ein solches Verfahren war, das heute Regierungen umwarf und andere einsetzte, und diese dann wieder umwarf, und das mehr oder weniger in ganz Europa.

Österreich befand sich in einer so bedrängten und hilflosen Lage, daß es sich den Bedingungen, die ihm der hochmütige Sieger vorschrieb, geduldig unterwerfen mußte. Sie waren sehr hart, und der schlimme Vertrag mit dem Grafen von Haugwitz machte es mir unmöglich, sie zu mildern; ich vermochte höchstens die verlangten Kriegssentschädigungen etwas herabzusetzen. Glücklicherweise war der Kaiser fern und konnte mich bei der Abfassung nicht direkt beeinflussen; ich that außerdem mein möglichstes, um jede Zweideutigkeit zu vermeiden, und obwohl ich durch den Traktat alles erreichte, was Napoleon nur wünschen konnte, so war er schließlich doch nicht damit zufrieden. Wenigstens schrieb er mir bald darauf: „Was Sie in Preßburg gemacht haben, ist mir eigentlich gar nicht recht.“

Das verhinderte ihn übrigens nicht, mir noch in demselben Jahre einen sehr schmeichelhaften Beweis seiner Zufriedenheit zu geben, indem er mich zum Fürsten von Benevent ernannte. Ich sage es nicht ohne eine gewisse Befriedigung, daß mich der Besitz dieses schönen und einträgliches Fürstentums, das ich bis zur Restauration behielt, vor vielen Angelegenheiten und Ärgernissen und sogar vor der Militäraushebung bewahrte.

Der Graf von Haugwitz hätte wirklich verdient, vor ein Kriegsgericht gestellt zu werden, weil er durch den Traktat so gegen die Absichten und Wünsche seines königlichen Herrn, die er recht gut kannte, gehandelt; aber man konnte ihm nichts anhaben, ohne sich nicht zugleich auch an Napoleon zu vergreifen. Der König von Preußen wollte den Grafen nicht fallen lassen, trotz der energischen Gegenvorstellungen seiner edlen Gemahlin; er begnügte sich daher einfach, den Vertrag nur bedingungsweise zu unterzeichnen. Aber Napoleon ließ sich nicht darauf ein, und so sah sich der König zur definitiven Annahme gezwungen, wodurch er sofort in den Krieg mit England verwickelt wurde. (Allianzvertrag zwischen Frankreich und Preußen vom 9. März 1806.)

Seitdem Napoleon Kaiser geworden, wollte er von Republiken nichts mehr wissen, namentlich von keiner in seiner Nachbarschaft. Holland mußte deshalb seine Verfassung ändern und sich einen seiner Brüder zum König ausbitten; er bestimmte dazu seinen Bruder Louis, der aber als ehrenwerter Mann, mit dem Titel eines Königs von Holland selbst Holländer wurde und kein bloßer Vasall des Imperators sein wollte.

Die Auflösung des Deutschen Kaiserreiches war eine logische Folge des Friedens von Preßburg gewesen, weil derselbe den Kurfürsten von Bayern und den Herzog von Württemberg als Könige und den Kurfürsten von Baden als Großherzog anerkannt hatte. Diese Auflösung erhielt ihre volle Bestätigung durch die Rheinbundakte vom 12. Juli 1806, wo dreizehn deutsche Fürsten zu einer Konföderation unter dem Protektorat Napoleons zusammentraten und mit Frankreich ein Schutz- und Trutzbündnis schlossen. Ich vermittelte auch hier, wie schon früher, zu Gunsten mancher kleinen Souveräne, die an ihrem Länderbesitz Einbuße erlitten, was oft große Schwierigkeiten mit sich brachte, da die Hauptmitglieder des Bundes eine Gebietsvergrößerung zur Bedingung ihres Beitrittes machten¹⁾.

Der Schwager Napoleons, Joachim Murat, der die Länder Cleve und Berg mit dem Titel eines Großherzogs erhalten hatte, trat dem Rheinbund bei; später wurde er König von Neapel, aber zu seinem Unglück.

Obwohl sich England mit Preußen wegen der Besitznahme Hannovers überworfen hatte, knüpfte es doch mit Frankreich neue Unterhandlungen an. Pitt war am 23. Januar 1806 gestorben, und Fox, der ihn nicht lange überleben sollte, war durch sein Talent, trotz der Abneigung des Königs, Staats-

¹⁾ Das Wiener Kabinett mußte diese neue politische Schöpfung Napoleons als eine vollendete Thatsache anerkennen, und der Kaiser Franz legte darauf am 6. August 1806 die Regierung des Deutschen Reiches nieder und nahm den Titel eines Kaisers von Oesterreich an.

sekretär der auswärtigen Angelegenheiten im Granville'schen Kabinett geworden. Fox, früher ein aufrichtiger Freund Frankreichs, haßte das despotische Regiment Napoleons, aber um nicht mit seiner bisherigen Politik, als Führer der Opposition, in Widerspruch zu geraten, und weil er selbst auch wohl wirklich den Frieden wünschte, überwand er sich zu einer Annäherung.

Er schrieb mir, daß man in London einen beabsichtigten Mordversuch auf das Leben des Kaisers entdeckt habe oder, wie er sich ausdrückte: „des französischen Staatsoberhauptes“, denn England hat Napoleon niemals den Kaisertitel gegeben.

Ich antwortete in sehr verbindlicher Weise, indem ich ihm den Dank „Er. Majestät“ ausdrückte, und begann darauf die Unterhandlungen mit dem englischen Bevollmächtigten, Lord Yarmouth, dem sich später noch der außerordentliche Botschafter in Paris, Lord Lauderdale¹⁾, anschloß.

Der Kaiser Alexander hatte den Minister von Dubril nach Paris geschickt, der gleichfalls Versöhnungsversuche machen sollte. Er verhandelte durch meine Vermittelung mit dem Grafen Clarke, der i. J. 1807 Kriegsminister wurde, aber das Petersburger Kabinett ratifizierte den Vertrag nicht, und Dubril fiel in Ungnade.

Auch die Verhandlungen mit Lord Yarmouth hatten eigentlich keinen weiteren Erfolg, als England an Preußen zu rächen, und schlimmer, als England selbst es wünschen mochte.

Ohne die Zurückgabe Hannovers an England war nämlich an einen Frieden nicht zu denken, und Napoleon hatte nun einmal über Hannover zu Gunsten Preußens verfügt und über

1) Bekannt unter dem Namen Lord Maitland, der sich zur Revolutionszeit in Paris aufhielt und viel mit den Girondisten verkehrte. Er war stets ein Freund Frankreichs geblieben u. protestierte i. J. 1816 laut gegen die Gefangennahme Napoleons. Sein Neffe war jener Lord Maitland, der als Kommandant des Bellerophon den entthronten Kaiser empfing, als dieser sich unter den Schutz Englands begab.

die von Preußen dafür abgetretenen Gebietsteile gleichfalls, so daß er durch dieses Hin- und Herverfügen in nicht geringe Verlegenheit geriet. Jedoch nicht auf lange. Was galten ihm Schwierigkeiten, die er durch Gewalt lösen konnte! Er sagte einfach: „Preußen hat eigentlich doch nur aus Furcht Hannover angenommen, und wird es auch aus Furcht wieder zurückgeben. Im übrigen halte ich das Berliner Kabinett durch Versprechungen hin, und man wird schon damit zufrieden sein.“

Preußen fand sich durch diese Perfidie schwer verletzt, und das um so mehr, weil noch eine zweite dazukam.

Napoleon hatte in seinen Unterredungen mit Haugwitz schon früher von dem Plan gesprochen, an die Stelle des Deutschen Reiches zwei große Konföderationen zu schaffen, eine im Süden und eine im Norden. Die südliche wollte er dann unter sein Protektorat nehmen und die nördliche Preußen überlassen. Haugwitz, was er nie hätte thun sollen, stellte dies dem Berliner Kabinett vor, das sich auch auf weitere Verhandlungen einließ. Als aber die Grenzlinien gezogen wurden, nahm Napoleon fast alles für sich in Anspruch, so daß Preußen fast nichts bekam, nicht einmal Sachsen und die Hansestädte. Es war also auch hier wieder hinter's Licht geführt worden; aber nun erwachte auch im ganzen preußischen Lande die gerechte Entrüstung, und man griff zu den Waffen.

Diese Kriegserklärung machte unleugbar auf Napoleon einen gewaltigen Eindruck. Er sollte sich zum ersten Male mit der Armee des großen Friedrich messen, dessen Kriegsrühm vor nicht allzulanger Zeit die halbe Welt erfüllt hatte. Aber nur ein einziger Tage gehörte dazu, dieses Schreckbild zu verschrecken. Die Schlachten bei Jena und Auerstädt (am 14. Oktober 1806), die mit einer vollständigen Niederlage der Preußen und ihrer Verbündeten endeten, überlieferten die ganze preußische Monarchie der Gnade des Siegers, auf die man um so weniger rechnen durfte, weil dieser Sieger sich nicht allein

im größten Unrecht befand, sondern auch, wie man sich allgemein zuflüchtete, nicht ohne Furcht in diesen Krieg gezogen war.

Napoleon residierte darauf einige Zeit in Berlin, und dort erhielt er die unvorsichtige Proklamation des Herzogs von Meudon (des „Friedensfürsten“), die den Abfall Spaniens von Frankreich in nahe Aussicht stellte¹⁾. Das gab wieder Veranlassung zu einer sehr heftigen Scene: der Kaiser schwur hoch und teuer, er werde die ganze Linie der spanischen Bourbons bis auf den letzten Mann vertilgen . . . und ich schwur mir in jenem Augenblick im stillen, gleich nach unserer Rückkehr, es koste, was es wolle, meine Entlassung zu fordern. Ich konnte der Minister eines solchen Mannes nicht mehr sein. Bestärkt wurde ich in diesem Entschluß durch die barbarische Behandlung, die Preußen im Frieden von Tilsit erdulden mußte, wobei ich, gottlob! nicht thätig war. Dieses Mal beauftragte er mich auch nicht mit der Regulierung der Kriegskontributionen, sondern der Marschall Berthier mußte die Aufstellung machen. Und der verstand es besser. In Preßburg hatte ich, wie er behauptete, seine Interessen nicht energisch genug wahrgenommen . . . doch ich greife den Ereignissen vor.

Wir blieben nur kurze Zeit in Berlin. Dem Adjutanten des Königs, von Zastrow, und dem Minister Lucchesini wurde eine Audienz bewilligt. Der letztere galt in Preußen für einen großen Staatsmann und namentlich für einen sehr gewandten Diplomaten.

Ich dachte dabei an das Wort Dufresnys: „Zu viel Geist, aber nicht genug.“ Die beiden Bevollmächtigten waren vom

¹⁾ Diese Proklamation hatte der Friedensfürst, kühn gemacht durch die weite Entfernung Napoleons im preussischen Feldzuge, und auch vor der Schlacht bei Jena erlassen, übrigens ohne Vorwissen des Königs und in den sehr allgemeinen Ausdrücken: Spanien solle sich kriegsbereit halten. Nach dem glänzenden Siege und in großer Angst vor dem kaiserlichen Zorn, erklärte er, die Proklamation sei gegen England gerichtet gewesen, denn einen anderen Feind habe Spanien nicht, was ihm freilich kein Mensch glaubte, und am wenigsten Napoleon selbst.

König beauftragt, wegen eines Waffenstillstandes zu verhandeln, der ihnen auch vielleicht bewilligt worden wäre, wenn die Festung Magdeburg nicht inzwischen kapituliert hätte. Die russische Armee stand freilich noch kampfbereit da, aber sie war nicht zahlreich, und die Preußen selbst waren völlig mutlos geworden, denn sie hatten nach und nach ihre sämtlichen Festungen fallen sehen. Außerdem kamen von allen Seiten polnische Deputationen an, um dem Kaiser zu huldigen. Dies alles bestimmte ihn, die Unterhandlungen auf später zu verschieben, Berlin zu verlassen und in Eilmärschen über Posen nach Warschau zu marschieren.

Eigentümliche Erinnerungen tauchen in mir auf, wenn ich an Berlin zurückdenke: wie Napoleon in dem Arbeitszimmer Friedrichs des Großen saß, dort seine Armeebefehle niederschrieb, dann in den Speisesaal hinüberging, wo der alte Feldmarschall Möllendorf und der Geschichtschreiber Johannes von Müller ihn erwarteten, beide Kriegsgefangene, die er hatte zu Tische laden lassen . . . und dann schnell aufgebrochen und in den Wagen hinein und fort nach Posen.

Der General Dombrowski und der Graf Wybicki, die beide unter ihm in Italien gefochten, waren ihm vorausgeeilt, um seine Ankunft vorzubereiten. Sie erließen eine Art von Proklamation, welche die Wiederherstellung Polens verkündigte. Man wußte nicht, ob sie mit Wissen und Bewilligung des Kaisers handelten, aber er ließ es ruhig geschehen und sagte nicht ja und nicht nein, um sich, je nach den Umständen, die Wege frei zu halten. Der Empfang in Posen war begeistert; Murat, der bereits in Warschau war, hatte von dort eine Deputation der angesehensten Männer gesandt, die den Kaiser am nächsten Morgen, als er sein Palais verließ, stürmisch begrüßten. Mir sind einige Namen davon im Gedächtnis geblieben: Alexander Potocki, Malachowski, Gutakowski und Dzialinski. Der Erstgenannte hielt die Anrede, in welcher er das ganze Polenland

dem Kaiser zur Verfügung stellte. Napoleon dankte, ging aber sonst auf keine Einzelheiten ein und sagte am Schluß die ziemlich mysteriösen Worte: „Bringen Sie ein Heer von vierzigtausend Soldaten zusammen, und Sie können auf meine Protektion rechnen!“ Die Deputation kehrte mit großen Hoffnungen nach Warschau zurück.

In Posen verhandelte der Kaiser auch mit dem Kurfürsten von Sachsen, der bis dahin ein Bundesgenosse Preußens gewesen war. Der Kurfürst erklärte seinen Beitritt zum Rheinbund und erhielt dafür den Titel eines Königs.

Der Baron Denon, der Generaldirektor der französischen Museen, hatte aus Dresden eine lange Liste von berühmten Gemälden eingesandt, die er aus der dortigen Galerie fortnehmen und nach Paris schaffen wollte. Ich war bei der Ankunft des Briefes gegenwärtig; Napoleon las ihn durch und reichte ihn mir, indem er mich fragend ansah. „Sire“, sagte ich, „wenn Ew. Majestät aus der Dresdener Galerie Gemälde fortnehmen lassen, so thun Sie mehr, als der König von Sachsen jemals zu thun gewagt hat, denn er hätte sehr gern in seinem eigenen Palais welche davon gehabt. Er hat es aber nicht gethan, denn er betrachtete die Galerie als ein Nationaleigentum.“ — „Sie haben recht, Talleyrand“, antwortete der Kaiser, „der König von Sachsen ist ein respektabler Mann; ich werde Denon befehlen, die Gemälde unberührt zu lassen. Wir können ja später sehen.“

Napoleon mußte aber doch wohl auf die vierzigtausend Mann Polen rechnen, denn er reiste einige Tage später nach Warschau ab. Unterwegs erkrankte Duroc plötzlich und, wie es schien, sehr schwer; Napoleon ließ sich aber dadurch nicht aufhalten, sondern setzte seine Reise fort, obwohl der Marschall zu seinen vertrautesten Freunden gehörte. Einige Meilen weiter, schickte er aber doch einen Ordonnanzoffizier zurück, der nachfragen mußte.

Murat allein war von der Ankunft des Kaisers unterrichtet, der mitten in der Nacht eintraf; aber schon am nächsten Tage, früh morgens, erschienen die neuen Behörden und sonstigen Autoritäten, welche Murat in der Eile eingesetzt hatte, um sich Sr. Majestät vorzustellen. Napoleon empfing sie mit großer Aufmerksamkeit und behandelte die bedeutendsten unter ihnen besonders huldvoll. Es waren auch echte Patrioten, denen das Wohl und Wehe ihres Vaterlandes am Herzen lag. Gegen andere benahm er sich zurückhaltender, und den Fürsten Joseph Boniatowski redete er sogar ganz zornig an, weil derselbe nicht sofort seinen Platz in der französischen Armee wieder eingenommen hatte. In diesem Vorwurf lag übrigens zugleich eine Anerkennung der Fähigkeiten und Verdienste des Fürsten, weshalb der Kaiser ihn auch bald darauf in der von ihm eingesetzten provisorischen Regierung zum Kriegsminister machte.

Der erste Aufenthalt Napoleons in Warschau war nur kurz; er wollte noch nach Grodno marschieren, um dort die Russen anzugreifen, und diese „neuen Europäer“, wie er sich ausdrückte, wieder in ihre alten Grenzen zurücktreiben. Aber schon in Pultusk, einem kleinen polnischen Städtchen an der Narew, wurde das Wetter so schlecht, und die Wege wurden so unergündlich, daß er umkehren mußte, ohne seine hochfahrende Prophezeiung erfüllt zu haben¹⁾. Er sprach sogar bei seiner Rückkehr nach Warschau von großen Erfolgen, die er indes vorderhand nicht weiter ausnützen wollte, um seine Truppen zu schonen. Dann schlug er sein Winterquartier in der Hauptstadt Polens auf.

Die kurze Ruhe benutzte er, um das Land so zu organisieren, daß es ihm bei der Wiedereröffnung der Feindseligkeiten von großem Nutzen sein konnte.

¹⁾ Dies ist verständlich, denn Cannes war am 26. Dezember 1806 in Pultusk mit den Russen unter Bennigsen zusammengestoßen und hatte sie zurückgetrieben.

Außerdem kannte er die Polen zu gut, um nicht zu wissen, daß er, wenn er mit seinem Hofhalt längere Zeit in Warschau bleiben wollte, ihnen durchaus imponieren müsse, sowohl durch Paraden und militärische Schauspiele, als auch durch Bälle, Konzerte und sonstige Feste und überhaupt durch Entfaltung von Luxus und Pracht, um auf diese Weise die Russen zu verdunkeln. Er selbst brachte einer schönen Polin, der Gräfin Walewska, sehr offen seine Huldigungen dar, so offen, daß diese Dame ihn auch auf seinen Inspektionsreisen nach Osterode und Zinkenstein begleitete.

Was mich betraf, so mußte ich gleichfalls in Warschau bleiben, wo sich eine Art von diplomatischem Korps um mich zusammengefunden hatte, unter denen besonders viele deutsche Minister waren, die im Namen ihrer Regierungen nähere Auskunft über die verteilten Territorien verlangten.

Auch Österreich hatte den Baron von Vincent¹⁾ nach Warschau geschickt, aber aus einem anderen Grunde. Der Baron sollte nämlich die Grenzen der polnischen Provinzen überwachen, die zu Österreich gehörten und die dem Kriegsschauplatze sehr nahe lagen. Ich nahm mich seiner Sache an, so daß er seine Mission mit Erfolg ausführte.

Zum Gouverneur von Warschau war ein polnischer General ernannt worden, der sich aber bald so vollständig untüchtig zeigte, daß der Kaiser, wenn er seine Rundreisen machte, mich mit den Geschäften desselben beauftragte. Da ließ ich denn die Soldaten kleiden und ausrüsten, kaufte Proviant und tägliche Lebensmittel, ging in die Hospitäler, wo ich die Kranken und Verwundeten besuchte und tröstete und manche von ihnen selbst mit verbinden half, teilte auch Gratifikationen aus und gab

¹⁾ Baron von Vincent gehörte zu den österreichischen Bevollmächtigten beim Friedensschluß von Campo-Formio, vertrat i. J. 1814 die Verbündeten in Holland u. wurde später unter der Restauration österreichischer Botschafter in Paris. Die polnischen Provinzen, um die es sich hier handelt, waren Krakau, Sandomir u. Lublin.

sogar dem Gouverneur an, was er in die Tagesbefehle setzen sollte. Die Erfüllung dieser Obliegenheiten, die mir ganz fremd waren, machten mir oft viele Sorgen; ich wurde aber reichlich dafür entschädigt durch die freundliche Aufnahme in der Familie des Fürsten Poniatowski, der mir auch mit Rat und That beistand. Der Umgang mit diesen vortrefflichen und edelgesinnten Menschen gehört zu meinen teuersten Erinnerungen, und er machte mir den Abschied von Warschau sehr schwer.

Inzwischen hatte Napoleon die blutige Schlacht bei Eylau (am 8. Februar 1807) geschlagen, wo beide Teile sich den Sieg zuschrieben, der aber doch mehr Frankreich gebührte, weil die Franzosen das Schlachtfeld behaupteten und die Russen sich zurückzogen. Trotzdem suchte der Kaiser Unterhandlungen anzuknüpfen und rief mich deshalb wieder in seine Nähe. Aber unsere Bemühungen scheiterten, und die schrecklichen Kriegswürfel rollten weiter. Die Einnahme von Danzig (am 26. Mai) gab den Truppen neue Kraft und Zubersticht, die durch die harten Entbehrungen des Winterfeldzuges schon anfangen, muthlos zu werden und sich nach der Heimat zurücksehnten. Um so unaufhaltsamer rückte deshalb Napoleon vor, gewann zuerst (am 11. Juni) die Schlacht bei Heilsberg, verfolgte die Russen weiter und schlug sie am 14. Juni vollständig bei Friedland. Nun endlich baten sie um Waffenstillstand. Darauf fand (am 25. Juni) die berühmte Zusammenkunft der beiden Kaiser auf dem Niemen statt, wo ein eigens zu diesem Zweck erbautes, prächtig geschmücktes Floß die Monarchen mit ihrem Gefolge aufnahm . . . für Napoleon ein romantisches Kapitel in dem wunderbaren Epos seines Lebens. Auf diesem Floß wurden die Bedingungen des Friedens besprochen, und der Friede selbst wurde alsdann zu Tilsit am 9. Juli geschlossen. Ich hatte den Auftrag erhalten, mit den preußischen Bevollmächtigten, den beiden Grafen Kalkreuth und von der Goltz, nicht zu unterhandeln, sondern ihnen einfach die Gebietsabtretungen mitzu-

teilen, die Napoleon und Alexander Preußen auferlegt hatten, das sich leider fügen mußte¹⁾. Der Kaiser von Rußland begnügte sich aber nicht mit dem Friedensschluß allein, sondern ich mußte noch einen besonderen Allianzvertrag zwischen ihm und Napoleon aufsetzen, wodurch er selbstverständlich der Feind seiner früheren Verbündeten wurde²⁾. Was Preußen betraf, so glaubte Alexander seine Freundschaft für den König Friedrich Wilhelm dadurch bewiesen zu haben, daß er ihm, wenn auch mehr dem Namen, als der Wirklichkeit nach, die Hälfte seines Reiches gerettet und gesichert hatte . . . und so reiste er denn wohlgenut in seine Staaten zurück. Preußen sollte aber einen großen Teil dieser Hälfte erst noch von Napoleon bekommen, der damit zögerte, um vielleicht für die Rückgabe neue Opfer zu erpressen. Wenigstens durfte man auf eine solche Gesinnung schließen nach der brutalen Anrede, die er in Tilsit an die Königin Luise richtete, die es über sich gewonnen hatte, im Interesse ihres Landes und ihrer Familie eine Audienz bei ihm nachzusuchen. Ich hatte die Ehre, sie einzuführen. „Wie konnten Sie es wagen, Madame“, rief Napoleon ihr zu, „mit Ihren geringen Hilfsmitteln mir, mir! den Krieg zu erklären?“ — „Sire“, entgegnete die Königin mit ruhiger Würde, „der Ruhm Friedrichs II. ließ uns unsere Kräfte überschätzen.“ Ich gestehe, daß ich diese hochherzige Antwort hier im Audienzsaal

1) Der Haß Napoleons gegen Preußen war so groß, daß er in die Fortexistenz desselben nur „aus persönlicher Rücksicht auf seinen Freund, den Kaiser Alexander“ eingewilligt hatte. Preußen verlor dadurch alles Land zwischen Elbe und Rhein mit der Festung Magdeburg und fast seine sämtlichen polnischen Besitzungen. Von neun Millionen Einwohnern waren ihm nur vier geblieben.

2) Außer diesem Vertrage würde noch ein rein persönlicher und ganz geheimer zwischen den beiden Kaisern geschlossen, um welchen Talleyrand sehr wahrscheinlich gewußt, und ihn am Ende gleichfalls selbst aufgesetzt hat. Rußland versprach darin, am 1. Dezember an England den Krieg zu erklären, Frankreich dagegen seine Unterstützung zur Eroberung der Türkei, die dann beide Mächte unter sich teilen wollten. Auch von einer gemeinschaftlichen Expedition nach Ostindien war in jenem Vertrage die Rede, und Napoleon hatte sogar schon den General Gardanne nach Persien geschickt, um die nötigen Vorbereitungen zu treffen.

zu Tilsit, noch dazu aus dem Munde einer Frau, und vollends einem Manne wie Napoleon gegenüber, ganz herrlich fand. Ich wiederholte sie in Gegenwart des Kaisers am nächsten Tage noch verschiedene Male, so daß er schließlich ärgerlich ward und mir sagte: „Ich weiß wirklich nicht, was Sie so Großes und Bedeutendes in den paar Worten der Königin von Preußen finden; thun Sie mir den Gefallen und reden Sie von anderen Dingen!“

Ich mußte mich fügen, aber alles, was ich sah und hörte, rief meine Enttäuschung hervor, die ich freilich sorgfältig verbergen mußte. Die Königin von Preußen indes, diese Fürstin aus einer früheren, besseren Zeit, schien mich zu verstehen, wenigstens sprach sie mir damals mehrfach mit Huld und Güte von so vielem, das ihr edles Herz betrübte und bedrängte. Als sie abreiste, hatte ich die Ehre, sie an ihren Wagen zu begleiten... „Fürst von Benevent“, sagte sie mir, „von allen Menschen, die hier sind, kenne ich nur zwei, die den Schritt, den ich gethan habe, bedauern: ich und Sie. Nicht wahr, Sie zürnen mir nicht, wenn ich mit diesem Gedanken scheidet?“ — Ich hatte nur Thränen der Rührung, aber auch des Stolzes, von dieser edlen Frau verstanden zu sein.

Leider waren die Bemühungen der Königin, durch ihr persönliches Erscheinen mildere Bedingungen zu erhalten, vergebens. Napoleon hatte gesiegt, glänzend gesiegt; er triumphierte also und war deshalb unerbittlich. Er lebte in einem Taumel von Ruhm und Größe, wie nie zuvor. Er redete sich zuletzt sogar ein, daß er den Kaiser Alexander „düpiert“ habe... eine nicht allzuferne Zukunft zeigte, wer der Düpierte gewesen.

Durch den Frieden von Tilsit wurde der jüngste Bruder Napoleons, Jérôme Bonaparte, König von Westfalen. Zu diesem neuen Königreiche hatte Preußen mehrere Provinzen abtreten müssen, und ein gleiches Schicksal hatte das Kurfürstentum Hessen und das Herzogtum Braunschweig getroffen...

„abgetreten“ ist freilich nicht der richtige Ausdruck, denn die Provinzen waren den genannten Staaten einfach geraubt worden. Napoleon hätte gern noch die Fürstentümer Anhalt, Lippe und Waldeck hinzugefügt, aber ich hatte schon früher dafür gesorgt, daß dieselben, wie auch Meuß und Schwarzburg, in den Rheinbund aufgenommen wurden, und damals wagte der Kaiser noch nicht, was er später allerdings gethan hat, die Länder der Rheinbundfürsten anzutasten.

Als der Friede von Tilsit unterzeichnet und ratifiziert worden war, konnten wir endlich nach Frankreich zurückkehren.

Ich nahm meinen Weg über Dresden und hielt mich dort einige Tage auf. Wie wohlthuend war mir die friedliche Ruhe nach den wildbewegten und oft so schrecklichen Zeiten, an denen ich fast während eines vollen Jahres teilgenommen hatte, und welcher würdigen Eindruck machte der königliche Hof, und besonders der König Friedrich August selbst in seiner Leutseligkeit, mit welcher er die aufrichtige Liebe und Verehrung seines Volkes so gern vergalt!

Als Napoleon nach Paris zurückgekehrt war, schuf er zwei neue Würden, die eines Vice-Konnetables für den Marschall Berthier und die eines Vice-Großwahlherrn für mich; beide waren im Grunde weiter nichts als hochangesehene und sehr einträgliche Sinekuren. Darauf gab ich meine Entlassung, wie ich mir längst vorgenommen hatte. Ich darf sagen, daß ich während der ganzen Zeit, wo ich Minister der auswärtigen Angelegenheiten gewesen, Napoleon mit Treue und Eifer gedient habe. Er fügte sich auch lange meinen Ansichten, die ich für meine Pflicht hielt, ihm nicht vorzuenthalten. Diese Ansichten gingen stets von zwei Gesichtspunkten aus: für Frankreich die monarchischen Institutionen wiederherzustellen und die souveräne Autorität zu sichern, ihr aber auch zugleich gerechte und verständige Grenzen zu ziehen, und zweitens, Europa in jeder Weise zu schonen, damit es Frankreich sein

Glück und seinen Ruhm verzeihen möge. Aber i. J. 1807 hatte Napoleon sich schon längst von dem Wege der Mäßigung und Selbstbeherrschung entfernt, den ich ihm stets eindringlich empfohlen, und von dem ich ihn trotz meiner angestrengtesten Bemühungen nicht zurückhalten konnte, bis ich zuletzt, nachdem ich gesehen, daß alles vergebens war, wenigstens von meinem Ministerposten zurücktrat. Man wird leicht begreifen, daß ich, der ihm während einer Reihe von Jahren so nahe gestanden, nicht alle Verbindung mit ihm lösen konnte.

Gleich nach seiner Rückkehr von Tilsit, setzte Napoleon seine Pläne gegen Spanien ins Werk. Die geheimen Intriquen und weitverzweigten Machinationen in Bezug auf diese Angelegenheit sind derart, daß ich sie in einem besonderen Kapitel besprechen werde. Ich will hier nur vorausschicken, daß der Kaiser, um den Glauben zu erwecken, ich sei mit seinem Verfahren einverstanden, das mir gehörende Schloß Balengay, zum Gefängnis für Ferdinand VII. und für seinen Bruder und Oheim wählte. Aber weder der König selbst noch die beiden Prinzen wurden dadurch getäuscht, und überhaupt niemand in der Welt.

Die Verwickelungen in Spanien führten übrigens Napoleon und Alexander schon im nächsten Jahre wieder zusammen. Die Kaiser hatten sich allerdings bei ihrem Abschied in Tilsit gegenseitig ein baldiges Wiedersehen versprochen, aber von Napoleons Seite war dies Versprechen wohl nicht ernstlich gemeint gewesen; es hätten denn wichtige Gründe vorliegen müssen. Und diese waren jetzt eingetreten.

Die Engländer hatten den General Junot am 21. August 1808 aus Portugal verjagt, und der General Dupont hatte schon vorher am 22. Juli auf freiem Felde bei Baylen kapitulieren müssen; ganz Spanien stand darauf in hellem Aufruhr, der jedenfalls nicht so leicht zu dämpfen war. Da befürchtete Napoleon, und mit Recht, daß Oesterreich auf irgend eine Weise

von diesen Wirren im Westen Nutzen ziehen könnte und beschloß deshalb, sich der russischen Freundschaft aufs neue und noch fester zu versichern. Er lud deshalb den Kaiser Alexander zu einer Zusammenkunft nach Erfurt ein und sagte mir, obwohl er mich seit meiner Entlassung sehr kühl behandelte, er wünsche, daß ich ihn dahin begleiten möchte. Er mußte also doch wohl meinen, daß ich ihm noch nützlich sein könne, und das war ihm die Hauptsache. Wie ich selbst darüber dachte, war ihm natürlich gleichgültig. Jene Zusammenkunft war aber so reich an interessanten Episoden und pikanten Einzelheiten, daß ich dieselbe gleichfalls in einem besonderen Kapitel beschrieben habe.

Nur den Zweck, den Napoleon dabei verfolgte, will ich hier kurz andeuten, und der war kein anderer, als den Kaiser von Rußland zu einem engen Schutz- und Trutzbündnis gegen Oesterreich zu überreden. Der Traktat von Tilsit war, außer seinem allgemeinen Inhalt, doch im besonderen gegen England gerichtet; wäre es nun Napoleon geglückt, Rußland auf seine Seite zu bringen, so würde er leicht irgend einen Vorwand gefunden haben, wieder gegen Oesterreich vorzugehen und nach einigen glücklichen Siegen, die ja nicht ausbleiben konnten, denn er hielt sich für unbesiegbar, dem österreichischen Kaiserstaate ein ähnliches Schicksal wie dem preußischen Königreiche zu bereiten.

Der Plan war also ganz fein angelegt, und da Napoleon von dem Geist und Charakter des Kaisers Alexander niemals, wie er selbst oft versicherte, einen großen Begriff gehabt, so mußte er, seiner Meinung nach, auch glücken. Erst wollte er ihn einschüchtern und ihn dann bei seiner Eitelkeit und seinem Ehrgeiz zu fassen suchen, und es schien gar nicht so undenkbar, daß ihm das gelingen würde. Ein Glück für Oesterreich war es nun, daß der französische Botschafter in Petersburg, Caulaincourt, der so vielfach falsch und geringschätzend beurteilt wurde, das volle Vertrauen des Kaisers Alexander besaß, der

dieses Vertrauen dann auf mich, den Freund Caulaincourts, übertrug. Ohnehin hatte ich mit dem Zaren bereits in Tilsit mehrfache intime Unterredungen gehabt und sah und sprach ihn in Erfurt täglich. Anfangs betrafen diese vertraulichen Gespräche mehr die allgemeinen Interessen von ganz Europa, ferner die Notwendigkeit der Erhaltung des europäischen Gleichgewichts und die gefährlichen Folgen, wenn dasselbe gestört würde; dann gingen wir weiter und faßten besonders diejenigen Staaten ins Auge, welche eine sichere Bürgschaft für den dauernden Bestand dieses Gleichgewichts zu bieten vermochten, und kamen solchergestalt endlich auf Oesterreich, als diejenige Großmacht, welche diese schöne Aufgabe am besten und am erfolgreichsten würde erfüllen können. Diese Ansichten theilte der Kaiser Alexander vollkommen, so daß alle Freundschaftsversicherungen Napoleons, seine heimlichen Versprechen und Zusicherungen und zuletzt gar sein offenes und ungestümes Drängen so erfolglos blieben, daß der Zar schon von Erfurt aus dem Kaiser von Oesterreich ein eigenhändiges Schreiben schickte, in welchem er ihn bat, sich wegen der Zusammenkunft und der damit verbundenen Gerüchte in keinerlei Weise zu beunruhigen.

Das war der letzte Dienst, den ich Europa während der Herrschaft Napoleons leistete; zugleich ein Dienst für ihn selbst, wenn er ihn hätte benutzen wollen.

Nach vielen Festlichkeiten und Schaustellungen, allerdings auch nach einem Vertrage, der freilich ganz anders ausfiel, als er ihn anfangs geplant hatte, kehrte Napoleon von Erfurt nach Paris zurück; der Graf Champagny übernahm darauf definitiv das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, und ich hüllte mich in das nichtsagende *Dolce far niente* eines Großwürdenträgers der Krone.

Mich erfreute dabei der Gedanke, das Vertrauen des Kaisers Alexander gewonnen zu haben und auch für die Folge-

zeit zu besitzen, denn, als bald darauf die ersten Zerwürfnisse Frankreichs mit Rußland entstanden, erschien eines Tages bei mir der Graf Nesselrode, der zum Legationsrat bei der russischen Botschaft in Paris ernannt war, und stellte sich mir mit den Worten vor: „Ich komme von Petersburg; offiziell bin ich beim Fürsten Kurakin angestellt, aber bei Ihnen bin ich accredited. Ich stehe mit Sr. Majestät dem Kaiser Alexander in direktem Briefwechsel und bringe Ihnen hier mit seinen Grüßen ein Schreiben von ihm.“

Ende der dritten Abteilung.

Vierte Abteilung.

Die spanischen Angelegenheiten.

1807—1808.

Napoleon sagte mir einst zu Zinkenstein, dem Hauptquartier im polnischen Feldzuge von 1807, als er zufällig bei guter Laune war: „Wenn es darauf ankommt, so kann ich auch das Löwenfell ablegen und in den Fuchspelz kriechen.“

Die Menschen hintergehen und hinter's Licht führen, war nämlich nicht allein sein größtes Vergnügen, sondern es war ihm zur zweiten Natur, zu einem wahren Bedürfnis geworden.

Zur Ausführung der vielen politischen Pläne, die er beständig im Kopfe trug, bedurfte er oft ebenso gut der List und Verschlagenheit wie der materiellen Gewalt. Dies trat besonders in den spanischen Angelegenheiten zu Tage.

Seitdem er selbst auf einem bourbonischen Throne saß, betrachtete er die Fürsten, welche noch die zwei anderen innehatten, als seine natürlichen Feinde, die er in seinem persönlichen Interesse stürzen mußte. Aber die Aufgabe war schwierig und gefährlich, und konnte, wenn sie mißglückte, ihm leicht den eigenen Thron kosten. . . . Er mußte sie daher so geschickt durchführen, daß ein Mißlingen ganz ausgeschlossen war, und als Hauptbedingung des Erfolges mußte durchaus im übrigen Europa Ruhe herrschen.

Gegen Mitte des Jahres 1807 war Napoleon Herr von ganz Italien, mit Ausnahme des Kirchenstaates, den er noch

unerobert gelassen; alle deutschen Länder vom Rhein bis zur Elbe beugten sich unter seinem Zepter. Er hatte das Großherzogtum Warschau gegründet, das sich von Schlesien bis zum Niemen erstreckte, und Preußen war so gut wie vernichtet. Oesterreich war durch die schweren Verluste der letzten Jahre so geschwächt, daß es nichts gegen ihn unternehmen konnte, und Rußland war anderweitig vollständig in Anspruch genommen¹⁾. Spanien befand sich also gänzlich isoliert, wie er es nicht besser wünschen konnte. Und dennoch wagte er nicht, es offen anzugreifen, und zwar aus folgenden Gründen:

Seit dem Frieden von Basel, also seit elf Jahren, war Spanien immer ein treuer Bundesgenosse Frankreichs gewesen und hatte ihm alles gegeben und reichlich gegeben: Geld, Schiffe und Soldaten. Und gerade jetzt standen zwanzigtausend Mann von Spaniens besten Truppen mit ihren tüchtigsten Generälen im fernen Norden unter den französischen Fahnen. Und diesem Lande sollte er den Krieg erklären? Und unter welchem Vorwande? Er konnte doch unmöglich seine ehrgeizigen dynastischen Interessen offen bekennen, denn diese rein persönlichen Gründe würden sein eigenes Volk gegen ihn aufgebracht haben, und soweit war er, trotz seiner Menschenverachtung, doch noch nicht gekommen, die öffentliche Meinung und das Urtheil der Welt völlig und ganz unberücksichtigt zu lassen.

Und selbst im Falle einer Kriegserklärung, würde die königliche Familie jedenfalls Zeit finden, nach ihren überseeischen Kolonien zu flüchten, und dann würde ihm der Besitz Spaniens erst recht schwierig werden, weil das spanische Volk den Vertriebenen treu bleiben und vielleicht gar nachziehen würde. Dann hätte also das Königshaus in Amerika weiter geherrscht, in der steten Hoffnung, früher oder später nach Europa zurückzukehren, und außerdem hätte der französische Handel sehr

1) Im Norden durch den Krieg mit Schweden wegen der Eroberung Finnlands, und im Süden gegen die Türkei wegen der Donaufürstentümer.

wahrscheinlich dadurch eine schwere Einbuße, und obendrein zum Vorteil Englands, erlitten.

Um also Spanien ohne Schwertstreich zu erobern, mußte Napoleon einen ganz anderen Weg einschlagen, und zwar den, unter der Maske der Freundschaft soviel französische Truppen in das Land hineinzubringen suchen, um jeden Widerstand unmöglich zu machen. Aber dazu bedurfte es eines Vorwandes, und diesen lieferte ihm Portugal, weil es sich noch immer weigerte, mit England zu brechen. Diesen Umstand hatte der Kaiser in dem Tilsiter Vertrag mit Rußland vorgesehen, und zwar durch einen Paragraphen, der dahin lautete, daß Portugal, wenn es mit England befreundet bliebe, als Feind betrachtet werden solle. Anstatt einer Kriegserklärung schloß also Napoleon ein neues Bündnis, natürlich nur zum Schein, mit Spanien. (Vertrag zu Fontainebleau am 27. Oktober 1807.)

Nach diesem Bündnis sollte ein Teil des eroberten Portugals — daß es erobert werden würde, verstand sich von selbst — der spanischen Krone zufallen, ein zweiter Teil der Infantin Maria Luise und ihrem Sohne, als Entschädigung für das an Frankreich abzutretende Großherzogtum Toskana¹⁾, und ein dritter Teil dem Friedensfürsten, als souveränes Herzogtum. Dies war die Lockspeise und zugleich die Belohnung für den Friedensfürsten, um den König, den er vollständig beherrschte, zur Unterzeichnung des Bündnisses zu bewegen.

Der Kaiser hatte mir schon mehrfach von seinen Plänen auf Spanien gesprochen. Ich bekämpfte dieselben von Anfang

1) Durch den Frieden von Lunéville war das Großherzogtum Toskana dem Prinzen Ludwig von Parma, dem Schwiegersohne des Königs von Spanien, Karls IV., zugefallen, und zwar als Ersatz für seine an Frankreich abgetretenen Provinzen zur Bildung des Königreichs Italien. Toskana erhielt dann den Titel eines Königreiches von Etrurien. Nach dem Tode des Königs Ludwig folgte ihm sein Sohn Ludwig II. unter der Vormundschaft seiner Mutter. Der Vertrag von Fontainebleau vereinigte darauf Etrurien mit Frankreich, und dem depostierten König sollte dafür ein Teil von Portugal als Königreich Lusitanien gegeben werden. Ein Vändersmacher, wie man wohl kaum ein ähnliches Beispiel in der Geschichte findet.

an, soviel ich konnte, und stellte ihm ganz offen die Immoralität und die Gefahren derselben vor. Er sprach dann immer von der Möglichkeit eines Einfalles der Spanier in Frankreich, der nur in seiner Phantasie bestand, und daß er zum Schutze der Pyrenäengrenzen ein großes Heer unterhalten müsse, und ferner von der gehässigen Proklamation des Friedensfürsten (damals nach der Schlacht bei Jena), die doch gewiß im spanischen Volke Anklang gefunden habe. Ich ließ beide Gründe nicht gelten, und namentlich den letzteren nicht, indem ich ihm bemerkte, wie ungerrecht es sei, für die Unthat eines einzigen Menschen eine ganze Nation verantwortlich zu machen, und daß er schließlich mit dem Friedensfürsten weit leichter fertig werden könne als mit Spanien selbst. Er kam aber immer auf seine alten Argumente zurück und ließ sich weder belehren noch überzeugen. Ich wußte sehr gut, daß hinter all diesen Scheingründen nur sein unersättlicher Ehrgeiz versteckt war, und als ich sah, daß alle meine gut gemeinten Vorstellungen nichts halfen, machte ich zur Sicherung der südlichen Grenzen den folgenden Vorschlag. Ich riet ihm, die Provinz Katalonien zu besetzen bis zum Abschluß eines maritimen Friedens mit England, und diese Provinz solange als Pfand zu behalten. Sollte es dann überhaupt zu keinem Abschluß kommen, so könnte Katalonien, das ohnehin die am wenigsten spanische Provinz des Landes sei, „allenfalls“ gegen eine anderweitige Entschädigung mit Frankreich vereinigt werden. „Weiter, Sire“, fügte ich freimüthig hinzu, „dürfen Sie unter keinen Umständen gehen, oder Sie werden es eines Tages bitter zu bereuen haben.“ Aber auch diesen Vorschlag wies der Kaiser zurück, und ich merkte wohl, daß er mir nicht recht mehr traute. Er zog es vor, sich lieber an die Habjucht und die niederen Herrschgeliüste des Friedensfürsten zu halten, jenes Mannes, dem er innerlich gram war, und den er noch kurz zuvor vernichten wollte. Und so wurde denn die Allianz mit Spanien ganz heimlich in

Fontainebleau abgeschlossen, und zwar zwischen Duroc und dem spanischen Bevollmächtigten Izquierdo, einer Creatur des Friedensfürsten. Der Minister des Außern, Graf Champagny, erfuhr nichts davon, und ich ebensovienig, obwohl ich mich damals am Hoflager zu Fontainebleau aufhielt und in meiner neuen Eigenschaft als Erzkanzler des Reiches den Traktat hätte mitunterzeichnen müssen, eine Prävogative, die mit jener Würde verbunden war.

Bald darauf rückten auch wirklich dreißigtausend Franzosen in Spanien ein, nur zum Durchmarsch, wie es hieß, um, in Verbindung mit einem spanischen Heere, das gar nicht existierte, Portugal zu erobern. Eine zweite französische Armee von vierzigtausend Mann stand unter dem General Junot als Beobachtungskorps an der Grenze, die sie aber unter allerlei nichtigen Vorwänden alsbald überschritt und sich in verschiedenen nördlichen Städten des Landes festsetzte. Sie konnte dies um so leichter thun, weil jener Teil Spaniens gleichfalls ganz von Truppen entblößt war, von denen die meisten, wie schon erwähnt, mit einer französischen Division an der dänischen Grenze standen¹⁾.

So ging alles nach Wunsch; wenn nur der König mit den Seinigen, was der Kaiser noch immer zu befürchten schien, nicht Verdacht schöpfte und eilig nach dem Süden reiste, um sich dort nach Amerika einzuschiffen.

Ich muß jetzt etwas zurückgreifen, um die wirklich abscheulichen und hinterlistigen Intriguen zu schildern, durch welche Napoleon die unglückliche Königsfamilie in seine Gewalt bekam. Im März 1807 schickte der Prinz von Asturien, der Thronfolger

1) Die spanischen Hilfstruppen hatten ein befestigtes Lager auf der Insel Hünen bezogen und standen unter dem Befehl des Generals de la Romana. Bei der ersten Nachricht von den Ereignissen in Spanien setzte Romana sich sofort mit der englischen Flotte, die in der Ostsee kreuzte, in Verbindung, die auch das ganze Korps zur See in die Heimat zurückbrachte. Dort beteiligte Romana sich sehr tapfer an dem Kriege gegen die Franzosen.

und älteste Sohn des Königs, seinem früheren Erzieher, dem Domherrn von Toledo, Don Juan de Escoïquiz, mit dem er in vertrauter Korrespondenz stand, einen Brief sehr ernstern Inhalts. Er sprach darin von den ehrgeizigen Plänen des Friedensfürsten, der, als erster Minister und Generalissimus, den schwachen und kränklichen König und ebenfalls die Königin vollständig beherrsche, und daß sogar das Gerücht gehe, der König wolle ihm die Regentschaft übertragen. Der Prinz meinte, es sei hohe Zeit, seinen betrogenen Eltern die Augen zu öffnen und er bitte deshalb um seinen Rat und Beistand.

Der Domherr setzte nun eine Art von Memorandum in diesem Sinne auf, das er dem Prinzen zusandte, um es seinem Vater zu überreichen. Die Gelegenheit dazu bot sich aber nicht, und der Prinz, dem es jedenfalls hier an der nötigen Energie fehlte, gab sein Vorhaben auf, legte aber das Memorandum und die Abschrift des ersten Briefes zu seinen übrigen Papieren, was man nicht übersehen darf, weil diese beiden Dokumente, die man im Schreibtische des Prinzen gefunden hatte, später das Hauptmaterial bildeten, ihn des Hochverrates anzuklagen.

Der Friedensfürst merkte wohl, daß etwas gegen ihn vorging, und, um Einfluß auf den Kronprinzen zu gewinnen, schlug er der Königin vor, ihn mit ihrer Nichte, der Tochter des entthronten Königs von Etrurien, zu vermählen.

Der Kronprinz hatte sich anfangs dieser Verbindung nicht abgeneigt gezeigt, aber sein Freund und Berater, der Domherr, meinte, er thäte besser, sich um eine Prinzessin aus der Familie Napoleons zu bewerben, um dadurch in seiner immerhin sehr kritischen Lage eine mächtige Stütze zu gewinnen. Selbstverständlich kannte er die geheimen Absichten des Kaisers auf Spanien damals noch nicht¹⁾.

¹⁾ Der Brief, den der Kronprinz in diesem Sinne an den Kaiser schrieb, ist weiter unten zu lesen. Napoleon schien auch anfangs darauf eingehen zu wollen, und es war sogar von einer Tochter seines Bruders Lucian die Rede; aber Ernst ist es dem Kaiser wohl niemals damit gewesen.

Der Plan war so übel nicht; eine Vermählung des Kronprinzen mit einer Nichte des allmächtigen Franzosenkaisers hätte vielleicht den schwankenden spanischen Thron halten können, und das Land wäre vor den schrecklichen Heimsuchungen bewahrt geblieben.

Inzwischen vergrößerten sich von Tage zu Tage die beunruhigenden Gerüchte über die königliche Familie. Der Domherr verkehrte in Madrid viel mit spanischen Offizieren, besonders mit dem Grafen d'Orgaz, der dem Kronprinzen sehr ergeben war. Durch den Grafen erfuhr er, daß der Bruder des Friedensfürsten, Don Diego Godoi, Geld unter die Soldaten der Garnison von Madrid verteilen ließ und auch schon viele Offiziere gewonnen habe. Die Agenten Don Diegos zeigten sich überall, gingen in die Kasernen und sprachen laut von den elenden Zuständen in Spanien, daß das edle Geschlecht der Bourbonen in Verfall geraten sei, und daß jeder Patriot schon wissen müsse, was er zu thun habe. Der König läge im Sterben, der Kronprinz sei ein Dummkopf, und das einzige Heil der Nation sei der Friedensfürst, der allein sie von einem sicheren Untergange retten könne.

Da glaubte Escoiquiz, nicht länger zögern zu dürfen. Er veranlaßte daher den Herzog von Infantado, einen der angesehensten Granden des Reiches und zugleich einen intimen Freund des Kronprinzen, sich von diesem eine Proklamation geben zu lassen, die sofort nach dem Tode des Königs veröffentlicht werden und in Kraft treten sollte.

In dieser Proklamation zeigte der neue König Ferdinand VII., wie sich der Prinz von Asturien nannte, dem spanischen Volke seine Thronbesteigung an und fügte hinzu, daß er seinen vielgeliebten Vetter, den Herzog von Infantado, zu seinem Stellvertreter ernannt, ihn mit der höchsten Gewalt und mit den unumschränktesten Vollmachten bekleidet habe, und zwar zunächst aus dem Grunde, um alle geheimen Intriguen, jedes Komplott

und jede aufrührerische Bewegung, „die möglicherweise entstehen könnten“, sofort und mit der größten Strenge, selbst mit Waffengewalt, zu unterdrücken und die Anstifter und Helfershelfer den Kriegsgerichten zu überantworten

„Bis auf weiteres wird hiermit nach unserem königlichen Willen jede andere Militär- und Civilautorität, selbst die des Friedensfürsten und des Generalkapitäns von Neu-Kastilien, aufgehoben, und alle haben sich den Befehlen des Herzogs von Infantado zu unterordnen, wie wenn es die unsrigen wären.“

Dann folgt noch die Androhung, jeden Zuwiderhandelnden und jeden böswilligen Ränkestifter als Hochverräter zu behandeln u. s. w. (wie man sieht, war diese Proklamation zumeist gegen den verhassten Friedensfürsten gerichtet, der jedenfalls nach dem Tode des Königs es versucht haben würde, die Regentschaft an sich zu reißen). Datum und Jahreszahl dieses eigentümlichen Aktenstückes waren natürlich unausgefüllt geblieben, weil dasselbe, wie gesagt, ja erst nach dem Tode des Königs eine praktische Bedeutung haben konnte.

Bald darauf mischt sich der französische Botschafter, der Marquis von Beaucharnais, ein Schwager der Kaiserin Josephine, natürlich auf sehr vorsichtige Weise, in die Angelegenheiten des Prinzen von Asturien.

Der Prinz erfährt durch unbekannte, aber gut beglaubigte Mittelspersonen, daß der Botschafter ihm eine wichtige Nachricht zu geben wünsche und beauftragt den Domherrn, Erkundigungen darüber einzuziehen. Verhielt sich die Sache wirklich so, und war es keine Falle, die man dem Kronprinzen stellen wollte, so konnte diesem eine Nachricht aus der französischen Botschaft nur willkommen sein, weil er dadurch vielleicht die Gesinnungen Napoleons in Bezug auf den Friedensfürsten und auch auf seine eigenen Heiratsprojekte erfahren würde. Escoiquiz begiebt sich nun zum Herzog von Infantado, mit der Bitte, ihn gelegentlich

Dem Botschafter, den er persönlich nicht kannte, vorzustellen. Dies geschieht, und nach einigen nichts sagenden Redensarten lenkt der Domherr die Unterhaltung auf den Prinzen von Asturien, um auf dessen Wunsch etwas Näheres über die Gedanken und Absichten des Kaisers zu wissen.

Der Botschafter wird zuerst verlegen, spricht dann von seiner Verehrung für den Kronprinzen, meint aber schließlich, daß er, wenn Se. Königliche Hoheit ihm diesen Wunsch brieflich mitteilen wolle, demselben allerdings wichtige Aufklärungen geben könne.

Brieflich, meint der schlaue Domherr, der dem Botschafter nicht recht traut, sei wohl nicht nötig; bei Diplomaten genüge ja oft irgend ein äußeres Zeichen des Einverständnisses, und für ein solches werde er sorgen. Der Hof würde demnächst auf einige Tage von Aranjuez nach Madrid kommen, und bei der Cour sollte dann der Kronprinz einige freundliche Worte über Neapel an den Marquis richten und gleich darauf ein weißes Taschentuch herausziehen, als Zeichen, daß er ihn, den Domherrn, ermächtigt habe, alle weiteren Mitteilungen entgegenzunehmen.

Die Cour fand statt, das weiße Taschentuch kam zum Vorschein, und der Marquis wußte jetzt, woran er war.

Schon am nächsten Tage ging der Domherr wieder zum Botschafter, der ihm mitteilte, daß der Kaiser in seinem letzten Briefe sich überaus günstig über den Kronprinzen und sehr ungünstig über den Friedensfürsten, über das Vermählungsprojekt indes gar nicht geäußert habe. Der Marquis setzte hinzu, daß das Schweigen des Kaisers in Bezug auf den letzteren Punkt sich einfach daraus erkläre, weil Se. Majestät keine direkte Zuschrift des Kronprinzen erhalten; er bäte daher den Domherrn, denselben dazu sobald wie möglich zu veranlassen.

Gerade nach diesen allgemeinen und ziemlich verhüllten Andeutungen durfte man annehmen, daß der Botschafter positive

Verhaltensregeln von Paris empfangen hatte, aber damit zurückhielt. Er versprach dem Domherrn, den seine Stellung auf einige Zeit nach Toledo rief, ihm zu schreiben, wenn mittlerweile etwas Neues vorkommen sollte. Der Domherr bekam auch bald einen solchen Brief, der aber wieder sehr unklar lautete. Der Botschafter hatte einige Sätze aus einem Schreiben des Kaisers an ihn hinzugefügt, die vollends mysteriös klangen . . .

„Ich kaufe nichts und verkaufe nichts . . . ich lasse mich ohne Bürgschaft auf nichts ein . . . haben Sie einen Brief in Händen oder irgendwelche offizielle Äußerung erhalten?“ . . .

Das brachte den Domherrn nicht weiter, und als er wieder in Madrid war, riet er selbst dem Kronprinzen, den gewünschten Brief zu schreiben, was dieser denn endlich that. Er nahm auch eine Abschrift davon und schickte das Original durch den Domherrn an den Botschafter zur Weiterbeförderung.

Der Brief enthielt nach den vorangeschickten Phrasen von der erhabenen Mission, welche die Vorsehung dem Kaiser gegeben, die Ruhe und Ordnung in dem erschütterten Europa wiederherzustellen, und von der Bewunderung, die er, der Kronprinz, von jeher für Se. Majestät empfunden, den Wunsch seines Herzens, sich mit der kaiserlichen Familie durch eine Vermählung noch enger zu verbinden, und daß der französische Botschafter ihn veranlaßt habe, sich deshalb direkt an Se. Majestät zu wenden.

„Ew. Kaiserliche und Königliche Majestät wissen sehr wohl, daß die besten Monarchen sich nicht immer gegen die Ränke und Intriguen ihrer Umgebung schützen können, und leider ist dies auch an unserem Hofe der Fall. Meine geliebten Eltern stehen unter einem solchen verderblichen Einfluß und hegen einen anderen Heiratsplan für mich, der aber den wahren Interessen des Königreiches entgegen ist; ich wage daher, Ew. Majestät zu bitten, meinen Eltern die Augen zu öffnen und durch Ihr mächtiges Wort dieselben zu bestimmen, von ihrem Vorhaben abzustehen.“

... und zum Schluß dann wieder ähnliche Redensarten wie oben.

Der Friedensfürst, der seine Spione auch in der französischen Bottschaft hatte, erfuhr von diesem Briefe und veranlaßte den König, sofort an den Kaiser zu schreiben und sich bitter zu beklagen, daß sein Sohn hinter seinem Rücken eine Korrespondenz mit Sr. Majestät angeknüpft habe, um die wohlgemeinten Pläne seiner Eltern zu durchkreuzen. Diesen Brief überreichte der spanische Botschafter in Paris dem Kaiser in Fontainebleau, der ihn sogar einen Tag früher als das Schreiben des Kronprinzen empfing. Napoleon schien also jetzt genügend über die Verhältnisse am spanischen Hofe unterrichtet zu sein und konnte mit der Ausführung seiner Pläne beginnen.

Während einiger Wochen blieb noch alles ruhig, als plötzlich französische Truppen in Spanien einrückten, die, wie wir bereits wissen, den Zweck hatten oder haben sollten, Portugal zu zwingen, das Bündnis mit England aufzugeben.

Napoleon hatte inzwischen den Friedensfürsten einzuschüchtern gewußt und mit ihm im Namen Spaniens am 24. Oktober 1807 den Vertrag von Fontainebleau geschlossen, auf den der letztere schon deswegen bereitwillig einging, weil er hoffte, seine schwankend gewordene Stellung dadurch wieder zu befestigen.

Aus diesem Vertrage, der die Teilung Portugals bezweckte, sind die folgenden Artikel besonders hervorzuheben:

„Die Provinzen zwischen dem Minho und Duero mit der Hauptstadt Oporto erhält der bisherige König von Strurien, unter dem Titel eines Königs von Lusitanien. — Die Provinzen von Mentejo und Algarbien erhält der Friedensfürst als souveränes Besitztum, unter dem Titel eines Herzogs von Algarbien. — Der König von Lusitanien und der Herzog von Algarbien erkennen den König von Spanien als ihren Oberherrn an und dürfen in Kriegs- und Friedensangelegen-

heiten nichts ohne ihn unternehmen. — Die Provinzen Beira, Tras-os-montes und Estremadura werden bis zum Frieden von den Franzosen besetzt, und die hohen kontrahierenden Parteien werden sich später darüber verständigen¹⁾.

Sollte diese Verständigung dahin erfolgen, daß das Haus Braganza die obenerwähnten Provinzen zurückerhält, so sind dafür Gibraltar, Trinidad und alle übrigen von den Engländern in Besiz genommenen spanischen Kolonien an Spanien zurückzugeben²⁾. Die hohen kontrahierenden Parteien werden sämtliche Inseln, Kolonien und sonstigen überseeischen Besitzungen Portugals unter sich verteilen.“

An demselben Tage wurde dieser geheime Vertrag noch durch einige Zusatzartikel ergänzt, die im Grunde die wichtigsten waren. Sie bestimmten zunächst: ein französisches Armeecorps von fünfundzwanzigtausend Mann Infanterie und dreitausend Mann Kavallerie wird in Spanien einrücken und sich direkt nach Bissabon begeben; elftausend Mann spanischer Truppen mit dreißig Geschützen werden sich den Franzosen anschließen. Die Verpflegung der sämtlichen französischen Truppen hat Spanien zu übernehmen; Frankreich wird ihnen dagegen den Sold auszahlen. Sofort nach dem Einzuge der verbündeten Heere in Portugal wird die Verwaltung des ganzen Landes unter dem französischen Oberbefehlshaber stehen, der alle Steuern und Abgaben einzieht, und dem auch die spanischen Truppen Gehorsam schuldig sind. Ein zweites französisches Armeecorps von vierzigtausend Mann wird in Bayonne ein Lager beziehen, um sofort nach Spanien aufzubrechen, wenn die Engländer Verstärkungen senden.

So lautete dieser Doppelvertrag, der dem Kaiser Napoleon völlig freie Hand in Spanien wie in Portugal ließ, und

1) Diese Provinzen bildeten den weitaus größten und reichsten Teil Portugals und sollten natürlich bei der späteren „Verständigung“ Frankreich zufallen.

2) Dieser Artikel setzte natürlich einen Frieden mit England voraus, der mehr als problematisch war. Frankreichs Interessen waren also in jeder Weise gesichert.

ihn schon gewissermaßen zum Herrn dieser beiden Königreiche machte.

Das Erscheinen der französischen Truppen in Spanien wurde sehr verschieden beurteilt. Der Friedensfürst rechnete fest darauf, daß sein langgehegter Wunsch, ein regierender Herr zu werden, jetzt in Erfüllung gehen würde. Die Partei des Prinzen von Asturien hoffte auf endliche Beseitigung des Friedensfürsten, der sowohl die Heirat des Thronfolgers als auch die Abdankung des Königs immer bekämpft hatte, und die große Masse der Bevölkerung betrachtete den Kaiser Napoleon als einen uneigennütigen Protektor, der nur das Land den schlechten Händen des Friedensfürsten entziehen wollte, um dann mit Spanien ein für beide Reiche gleich vorteilhaftes Bündnis zu schließen.

Doch alle diese schönen Zukunftsbilder sollten nur zu bald verschwinden. Zuerst wurde der Prinz von Asturien mit seinen besten Freunden verhaftet und des Hochverrats angeklagt, dann brach ein Volksaufstand gegen den Friedensfürsten aus, in welchem er nur mit genauer Not dem Tode entging, um gleichfalls ins Gefängnis zu wandern, und was schließlich die Bevölkerung betraf, so mußte sie, die in den Franzosen ihre Befreier begrüßt hatte, von diesen Befreiern entsetzliche Drangsale erleiden.

Am Abend des 27. Oktobers 1807, dem Tage des Vertrages von Fontainebleau, wurde der Kronprinz im Escorial verhaftet. Der Friedensfürst hatte nämlich von der bewußten Proklamation des Prinzen von Asturien Kenntnis erhalten, sie dem König als einen Hochverratsversuch mitgeteilt und den Verhaftungsbefehl erwirkt. In demselben wurde der Prinz der Absicht beschuldigt, „seinen Vater zu entthronen und zu ermorden.“ Der König, so hieß es weiter, habe sofort ein Tribunal ernannt, um den Angeklagten zu verhören und zu richten. Die vertrauesten Freunde des Kronprinzen wurden gleichfalls verhaftet,

darunter in erster Reihe der Domherr Escoiquiz und der Herzog von Infantado. Der Gerichtshof bestand aus elf Richtern, die Untersuchung dauerte lange, förderte aber nichts zu Tage, und das Tribunal erklärte am 11. Januar 1808 sämtliche Angeklagte für unschuldig und ordnete ihre Freilassung an. Der König exilierte sie darauf in verschiedene Städte des Reiches, mit Ausnahme des Kronprinzen, der in seinem Palais blieb, aber geheim überwacht wurde.

Mittlerweile waren immer neue französische Truppen in Spanien eingerückt und näherten sich seltamerweise mehr und mehr der Hauptstadt, die doch gar nicht auf der Marschroute nach Portugal lag. Als aber Pampelona und Barcelona von den Franzosen besetzt wurden, da gingen schon manchen die Augen auf. Kuriere wurden hin und hergeschickt, brachten aber keine befriedigenden Nachrichten. Der Friedensfürst wurde jetzt um die königliche Familie und dadurch auch um sich selbst besorgt, und rief die spanischen Truppen, die schon auf dem Wege nach Portugal waren, zurück. Sobald dies der französische Botschafter erfuhr, protestierte er gegen diese Eigenmächtigkeit, die mit den betreffenden Artikeln des Vertrages in Widerspruch stehe und fügte hinzu, daß der Kaiser dadurch genötigt sei, noch mehr Soldaten nach Spanien zu schicken, was Napoleon übrigens schon gethan und auch die Grenzorte von Katalonien und Navarra besetzt hatte. Der diplomatische Verkehr dauerte fort, aber im Lande selbst konnte kein Mensch sich diese gewaltsamen Maßregeln Frankreichs erklären. Die Besorgnis des Friedensfürsten wuchs, und er faßte den Plan, die königliche Familie nach Cadix zu bringen. Die Majestäten erklärten sich damit einverstanden, und die nötigen Vorbereitungen, wie es hieß, zu einer Reise nach Andalusien, werden ganz in der Stille getroffen. Trotzdem hatte sich das Gerücht davon bald verbreitet und war auch dem Kriegsminister, Marquis von Cavallero, zu Ohren gekommen. Dieser eilte

sofort nach Aranjuez und protestierte energisch gegen die Abreise. Er stellte dem König vor, er müsse durchaus in Aranjuez oder in Madrid bleiben und die Ankunft des Kaisers Napoleon erwarten, und mit diesem die verwirrten und unklaren Verhältnisse des Landes beraten und schlichten.

Diese gutgemeinten Vorstellungen fanden beim König und bei der Königin Gehör, und die Abreise unterblieb. Im Volke dauerte aber die Aufregung fort, die sich jetzt gegen den Friedensfürsten richtete, den man beschuldigte, er habe den König und die Königin entführen wollen, um seine eigene Person in Sicherheit zu bringen. Jetzt sei der Augenblick gekommen, hieß es überall, das Land von seinem Unterdrücker zu befreien. Die Leibgarden waren längst unzufrieden, denn sie hatten seit Monaten keinen Sold mehr erhalten; die Hofdienerschaft, die in derselben Lage war, murrte gleichfalls; die unteren Klassen nahmen natürlich Partei für sie, und die Bewegung wuchs wie eine Lawine. Bei solchen Gelegenheiten kann das geringste Ereigniß unberechenbare Folgen nach sich ziehen. In der Nacht vom 17. auf den 18. März entstand in Aranjuez ein Auflauf, bei welchem seine Patrouille einige Schüsse abgefeuert hatte. Diese Schüsse gaben das Signal zu einer offenen Empörung, und das Volk, durch den Pöbel von Madrid verstärkt, wälzte sich nach dem Palaste des Friedensfürsten. Die Leibgarden thaten ihre Pflicht, konnten aber die andringenden Massen nicht zurückwerfen. Unter dem wilden Geschrei: „nieder mit Godoi! es lebe der König! es lebe die Königin! es lebe der Prinz von Asturien!“ wurde der Palast gestürmt, aber man fand den Friedensfürsten nicht, der sich in einer Dachkammer versteckt hielt. Das wilde Treiben dauerte die ganze Nacht, aber am anderen Morgen zog die Menge nach dem königlichen Palaste, um den Majestäten ihren Respekt zu bezeigen, und zugleich als Beweis, daß sie es nur auf den Friedensfürsten abgesehen hatte. Der König erschien mit seiner ganzen Familie auf dem Balkon.

und wurde mit den lebhaftesten Zurufen begrüßt, und als gleich darauf ein königliches Dekret verlesen wurde, das den Friedensfürsten seiner hohen Würde als Generalissimus der Land- und Seemacht entsetzte, gab sich die Menge zufrieden, und die Ruhe schien wiederhergestellt zu sein.

Aber schon am nächsten Tage verbreitete sich das Gerücht, daß der Friedensfürst, den man entflohen glaubte, noch in seinem Palast versteckt sei, und der Aufruhr brach von neuem los. Jetzt wollte der Gehäßte wirklich entfliehen, er erschien an der Treppe und hoffte, unter dem Schutze der Leibgarden aus der Stadt zu gelangen. Doch er sah sich sofort von der Menge umzingelt, die Soldaten konnten ihn vor Mißhandlungen nicht schützen, und er würde sehr wahrscheinlich ein Opfer der Volksjustiz geworden sein, wenn nicht der Kronprinz auf dem Platze erschienen wäre. Der König hatte ihn abgesandt, weil er seinem Sohne mehr Einfluß auf die Menge zutraute, als sich selbst. Der Kronprinz erklärte darauf im Namen des Königs den Friedensfürsten verhaftet, versicherte, daß sein Prozeß sofort eingeleitet werden solle, und ließ ihn dann nach der Hauptwache abführen. Durch einen eigentümlichen Zufall, der so oft im Leben hervorragender Männer spielt, wurde ihm dasselbe kleine Zimmer zum provisorischen Gefängnis angewiesen, welches er zwanzig Jahre früher bewohnte, wenn er als armer Edelmann und Gardeoffizier die Wache bezog.

Man hatte sich also des Friedensfürsten entledigt, aber die allgemeine Lage des Landes war dieselbe geblieben. Dabei konnte der König die Abwesenheit seines Günstlings nicht verschmerzen, der alle Regierungsgeschäfte versehen hatte und überhaupt sein Alterego gewesen war. Er faßte daher, und zwar ganz aus sich selbst, den Entschluß, abzudanken und teilte dies dem diplomatischen Corps mit, als dasselbe am 19. März zur üblichen Cour im Palais erschien. Er fügte hinzu, daß er wegen seiner Kränklichkeit und seines zu-

nehmenden Alters schon immer den Gedanken gehabt, die Regierung in jüngere Hände zu legen, und zwar in die seines Sohnes, des Prinzen von Asturien, und wandte sich dann noch an den russischen Gesandten, den Grafen Strogonoff, mit der Versicherung, daß er sich lange nicht so wohl und mit sich selbst zufrieden gefühlt habe, wie an diesem Tage. In ganz demselben Sinne äußerte er sich gegen die Minister und gegen die Offiziere seiner Leibwache¹⁾. Der Justizminister setzte noch an demselben Tage die Abdankungsurkunde auf; dann ließ der König seinen ältesten Sohn rufen, teilte sie ihm mit und gab den Befehl, sie zu veröffentlichen. Der König befahl gleichfalls dem ganzen versammelten Hofstaate, dem neuen Monarchen zu huldigen. Dieser, um seinem königlichen Vater durch seine erste Regierungshandlung eine Freude zu bereiten, beauftragte den Justizminister, die nötigen Vorkehrungen zu treffen, um die Familienmitglieder des Friedensfürsten vor Insulten und Verfolgungen zu bewahren und überhaupt alles zu thun, um das aufgeregte Volk zu beschwichtigen.

Alsdann bestätigte der neue König die Minister Karls IV. in ihrem Amt und ernannte seinen Vetter, den Herzog von Infantado, zum Präsidenten des Staatsministeriums. Der Friedensfürst wurde nach Pinto gebracht und dort unter der Obhut des Generallieutenants, des Marquis von Castellar, interniert.

Nach diesen ersten Regierungshandlungen wollte der König auf einige Zeit nach Madrid gehen, wo das Volk nach ihm verlangte, und wo seine Gegenwart, wie er meinte, beruhigend wirken würde, denn die Ereignisse in Aranjuez waren gar zu plötzlich gekommen.

¹⁾ Man darf diesen Umstand nicht vergessen, weil er der beste Beweis gegen die spätere absurde Behauptung liefert, die Abdankung sei dem Könige gewaltsam abgezwungen worden.

Als Murat, der damals noch Großherzog von Berg und als Oberkommandant der französischen Armee in Madrid residierte, dies erfuhr, veranlaßte er den Marquis von Beauharnais, sich zum König zu begeben, um ihn von seinem Vorhaben abzubringen. Er befürchtete mit Recht, durch die vielen in der Hauptstadt anwesenden Truppen Mißtrauen und Verdacht beim König zu erregen. Dieser ließ sich aber durch den Botschafter nicht abhalten und ging nach Madrid, indem er zugleich eine Proklamation an die Bevölkerung erließ allerdings eine andere, als die damals mit dem Domherrn entworfene.

Er wurde mit Jubel und Begeisterung empfangen, und die meisten vergaßen dabei ganz, daß sechzigtausend Franzosen rund um die Hauptstadt herum einquartiert waren. Die Freude, von dem verhassten Friedensfürsten befreit zu sein, beherrschte die Gemüther dergestalt, daß sie an nichts anderes dachten.

Am nächsten Tage machten die Botschafter und Gesandten ihre Aufwartung, mit Ausnahme des französischen, holländischen und sächsischen, die dazu ihre Gründe hatten¹⁾.

Aber bald darauf ließ der Marquis von Beauharnais um eine Privataudienz bitten; er erschien mit der wichtigen Nachricht, daß der Kaiser nach Spanien unterwegs sei und riet dem König, Sr. Majestät entgegenzureisen, und wenn es selbst bis nach Bayonne wäre. Diesen Beweis von Freundschaft und Vertrauen würde ihm der Kaiser hoch anrechnen und gewiß nicht zögern, ihn als König anzuerkennen und ihm eine seiner Tichten zur Gemahlin zu geben. Der Botschafter fügte noch hinzu, daß es wohl geraten sei, die Prozedur gegen den Friedensfürsten einzustellen, was dem Kaiser gleichfalls

1) Von dem französischen verstand es sich von selbst, und der holländische kam nicht, weil er gleichfalls durch den neuen König von Holland zu Frankreich gehörte, und der sächsische nicht, weil der König von Sachsen mit Napoleon eng befreundet war.

sehr angenehm sein würde. Murat schloß sich diesen Rathschlägen an, nur in weniger rückichtsvoller Form, weil er von Natur sehr brutal war. Einen befremdlichen Eindruck machte es, daß beide den König immer mit königliche Hoheit anredeten und diesen Titel sogar absichtlich zu betonen schienen. Der König hörte sie an, verpflichtete sich aber zu nichts; überhaupt waren seine Antworten nur kurz und höflich.

Etwas beunruhigt indes durch das eigentümliche Drängen der beiden Herren, bildete er einen Geheimrat unter dem Vorsitz des Herzogs von Infantado; auch der Domherr Escóiquiz wurde hinzugezogen, den der König noch besonders für die Verhandlungen mit Murat und Beauharnais bestimmte.

Die erste Konferenz fand auch bald statt; sie blieb aber ohne Resultat. Beauharnais bewegte sich in den bekannten Redensarten, zurückhaltend und fein, Murat in seiner derben Manier; jener ermahnte, und dieser drohte, und beide befolgten jedenfalls den direkten Befehl des Kaisers. Man kam zu nichts. Nur soviel merkte der Domherr, daß es sich um zwei Dinge handelte: um die Reise des Königs nach Bayonne und um die Freilassung des Friedensfürsten. Zuletzt nahm auch der Botschafter einen schärferen Ton an und unterstützte Murat, als dieser darauf bestand, daß der König baldmöglichst einen Entschluß fassen müsse, schon weil die vielen französischen Truppen in Madrid die Bevölkerung beunruhigten.

Dies letztere war auch wirklich der Fall, denn die Spanier hatten endlich eingesehen, daß die Retter und Freunde zu Bedrückern und Feinden geworden waren.

An der zweiten Konferenz nahm auch der Herzog von Infantado teil, um zu erklären, daß der König sich entschlossen habe, dem Kaiser entgegenzureisen, sobald sich derselbe der spanischen Grenze nähere; was dagegen den Friedensfürsten beträfe, so könne der König der Justiz nicht vorgreifen, verspreche aber, das Urtheil dem Kaiser zur Bestätigung vorzu-

legen, und für die Sicherheit der Hauptstadt würden die spanischen Patrouillen sorgen. Dies sagte freilich nicht viel, denn Murat hatte nach und nach die einheimische Garnison unter allerlei Vorwänden auf zwei Bataillone reduziert.

Diese Mitteilungen des Herzogs von Infantado waren aber noch immer nicht befriedigend genug. Murat verlangte nach wie vor die Einstellung des Prozesses gegen den Friedensfürsten und beklagte sich zugleich über die schlechte Verpflegung der Truppen, die an dem Nötigsten Mangel litten. Er schickte auch einige Tage später eine Abteilung Kavallerie, die sogar Geschütze mitführte, in die Gegend von Pinto, um dort zu fouragieren, wie es hieß, aber jedenfalls mit der heimlichen Absicht, den Friedensfürsten zu befreien. Die spanische Regierung kam ihm jedoch zuvor, indem sie den Gefangenen schnell nach dem festen Schloß Villa Viciosa bringen ließ.

Man glaubte also diese Angelegenheit glücklich beseitigt, als Murat den Herzog von Infantado und den Domherrn zu sich beschied, um ihnen einen neueingetroffenen Befehl des Kaisers mitzuteilen, den Friedensfürsten unverzüglich in seine, Murats, Hände zu überliefern, und zwar sei dieser Befehl so kategorisch, daß man im Falle einer Widersetzlichkeit genötigt sein werde, Gewalt anzuwenden.

Der König ließ darauf antworten, daß der Kaiser ja schon unterwegs sei, und dann auch diese Sache nach seiner Einsicht schlichten würde, außerdem gebe er Murat zu bedenken, daß bei einer gewaltthätigen Wegführung des Gefangenen sehr wahrscheinlich ein Aufbruch ausbräche, wodurch das Leben des Friedensfürsten erst recht in Gefahr sei.

Während dieser Verhandlungen erschien ein neuer Bevollmächtigter in der Person des Generals Savary, der direkt vom Kaiser kam, den er vor wenigen Tagen in Bordeaux verlassen hatte. Er bestätigte das Verlangen Murats in betreff des Friedensfürsten, sprach aber sonst von den wohlwollenden

Gefinnungen Napoleons für Ferdinand VII., den er als König anerkennen werde und ihm auch eine seiner Richten zur Gemahlin geben wolle; nur wünsche er vorher, den König persönlich zu sprechen und aus seinem eigenen Munde die Versicherung eines aufrichtigen Bündnisses zwischen Spanien und Frankreich zu vernehmen. Das half, und nun mußte der König notgedrungen nachgeben.

Er sandte seinen jüngeren Bruder, Don Carlos, voraus und gab ihm einen Brief an den Kaiser mit, als Erwiderung auf die freundliche Botschaft Savarys; auch wolle er die Entscheidung über das Schicksal des Friedensfürsten ganz der Weisheit und Gerechtigkeit Sr. Kaiserlichen Majestät anheimstellen.

Der Infant, der am 9. April abreiste, war von vier spanischen Granden begleitet, und drei andere waren schon früher abgereist, um den Kaiser an der Grenze zu begrüßen.

Ferdinand VII. selbst folgte ihnen am 10. April, denn Murat, Beauharnais und Savary wurden immer zudringlicher, so daß die Minister den Schritt des Königs einstimmig billigten. Was sollte der arme, von allen Seiten in die Enge getriebene Monarch, der von Napoleon noch nicht einmal anerkannt war, auch anders thun? Verteidigen konnte er sich nicht, denn er hatte so gut wie gar keine Soldaten, und auch das Volk hatte keine Waffen; in und um Madrid lag ein französisches Heer von sechzigtausend Mann, und im ganzen standen schon hundert- undfünfzigtausend Franzosen in Spanien. Auch fliehen konnte er nicht, denn die geringsten Vorbereitungen hätten Verdacht erregt, und Murats Spione horchten überall, sogar im königlichen Palast; ja, wer verbürgte, daß nicht selbst im Ministerrat ein bezahlter französischer Spion saß? Wirklich energische und thatkräftige Männer saßen wenigstens nicht darin. Dem König blieb nichts übrig — er fühlte es vielleicht schon jetzt! — als sich der Gnade des Kaisers bedingungslos zu übergeben.

In Aranjuez spielte unterdessen ein anderer Akt dieses trostlosen Dramas. Murat hatte schon früher mehrere geheime Unterredungen mit Karl IV., mit der Königin und auch mit der Königin von Etrurien, gehabt, um den König zu veranlassen, seine Abdankung, die, wie wir wissen, eine vollkommen freiwillige gewesen, zu widerrufen und dieselbe als eine erzwungene darzustellen. Der schwache, gänzlich unselbständige Monarch willigte ein, und am 14. April wurde Spanien durch die folgende unerhörte Proklamation überrascht, die man aber wohlweislich auf den 21. März, also zwei Tage nach der Abdankung, zurückdatiert hatte:

„Ich erkläre hiermit mein Dekret vom 19. März 1808, durch welches ich der spanischen Krone zu Gunsten meines „ältesten Sohnes, des Prinzen von Asturien, entsagt habe, „für null und nichtig, und daß ich dasselbe nur am Tage des „Aufbruchs erlassen habe, um noch größeren Gefahren und dem „Blutvergießen meiner vielgeliebten Unterthanen vorzubeugen.
Ich, der König.“

Die Folge dieses Protestes lag nahe: Karl IV. wollte dadurch seinen Sohn als Rebell und Usurpator beim Kaiser Napoleon anklagen.

Bevor Ferdinand VII., der anfangs nur bis Burgos gehen wollte, um den Kaiser dort zu erwarten, Madrid verließ, hatte er für die Dauer seiner Abwesenheit eine stellvertretende Junta unter dem Vorsitz seines Oheims, des Infanten Don Antonio, ernannt und auch sonst die nötigen Anordnungen getroffen, um den Gang der Regierungsgeschäfte nicht zu unterbrechen. In seiner Begleitung befanden sich, außer dem Herzog von Infantado und dem Domherrn Escoiquiz, noch mehrere Minister und Granden und ein ziemlich bedeutender Teil seines Hofstaates. Eine Schwadron der berittenen Leibwache bildete die Eskorte. Zwei Kompagnien von der spanischen und wallonischen Garde waren nach Burgos vorausgeschickt.

Die Reise des Königs dahin dauerte drei Tage; unterwegs sah man nichts wie französische Truppen, aber keinen einzigen spanischen Soldaten. In Burgos stand der Marschall Bessières mit zehntausend Mann; er empfing den König und sein Gefolge sehr ehrerbietig und geleitete ihn nach Vittoria, der Hauptstadt des spanischen Baskenlandes, also immer mehr der Grenze zu. Der General Savary, der den König bis dahin begleitet hatte, verließ ihn jetzt und eilte nach Bayonne voraus, um weitere Instruktionen zu holen. Ferdinand VII. war im Stadthause abgestiegen und wartete auf Savarys Rückkehr. Es wurden immer mehr Truppen in und um Vittoria zusammengezogen; der General Vesebre hatte sich mit zweihundert Gardedragonern in der Nähe des Stadthauses einquartiert und ebenso der Oberst Henri mit fünfzig berittenen Gendarmen. Am 18. April, früh morgens, kam Savary zurück und überbrachte dem König einen Brief des Kaisers. Der Brief war nur kurz, und dabei dunkel und zweideutig, aber die Lage des Königs war eine solche, daß er die Zweideutigkeiten günstig für sich auslegte, um nicht in seinem Vertrauen erschüttert zu werden. Er hatte den Entschluß gefaßt, nach Bayonne zu gehen, um persönlich mit Napoleon zu verhandeln, und seine ganze Umgebung teilte diese Ansicht; dann tauchten wieder Zweifel und Besorgnisse in ihm auf, und man beratschlagte von neuem, erwog das Für und das Wider, was vollständig überflüssig war, denn im Hintergrunde stand Savary mit dem von Napoleons Hand geschriebenen kategorischen Befehl in der Tasche, „die Prinzen“ mit Güte oder Gewalt nach Bayonne zu bringen, wenn sie sich weigern sollten, freiwillig abzureisen, und zwar noch an demselben Tage. Da dies nicht geschah, so traf Savary in der Nacht auf den 19. April die nötigen Vorkehrungen, das Rathhaus wurde von zwei Infanterieregimentern des Generals Verdier umstellt, an den Stadthoren stand die Artillerie mit geladenen Geschützen, und Savary wollte dann an der Spitze seiner

Gendarmen in das Rathaus eindringen. Diese großartigen Vorkehrungen waren aber nutzlos, denn am Morgen des 19. April gab der König den Befehl zur Abreise. Als er in den Wagen stieg, entstand unter den Volksmassen, die sich auf dem Platze vor dem Rathause angesammelt hatten, eine lebhaftere Bewegung; man umdrängte den Wagen, schnitt die Stränge der Maultiere ab und lärmte und schrie von allen Seiten. Wer weiß, was geschehen wäre, wenn der König nicht sofort die tobende Menge beschwichtigt hätte, die nun anfing zu klagen und zu jammern, sich aber endlich zufrieden gab. Die Maultiere wurden wieder angeschirrt, der lange Zug ordnete sich, die Kavallerie säuberte den Platz und die Straßen, und die Abreise vollzog sich ohne weitere Störung. Spät abends kam der König mit seinem Gefolge in Brun an, einem kleinen Seestädtchen hart an der Grenze. Erst am nächsten Morgen traf Savary ein, also ungefähr acht Stunden später. Die Pferde waren ihm unterwegs durchgegangen und hatten seinen Wagen zertrümmert. Diese unfreiwillige Verspätung hätte den König vielleicht noch retten können. Er war nämlich in der Villa des Marquis von Olazabal abgestiegen, die außerhalb des Städtchens dicht am Meere lag, und der Fürst hatte nur ein Bataillon seiner eigenen Garde zur Bedeckung. Unten an der Gartenmauer schaukelten sogar mehrere Boote auf den Wellen, eine kühn ins Werk gesetzte Flucht wäre immerhin möglich gewesen. Aber als Savary endlich ankam, fand er den König schlafend im Bette. Zwei Stunden später war man auf dem Wege nach Bayonne, also auf französischem Boden. Von dem Augenblicke an umgab eine starke Abteilung der kaiserlichen Garde den königlichen Wagen, was vielen im Gefolge des Königs für eine bloße Ehrengarde befremdlich erschien; noch befremdlicher nahm sich in der Stadt Dgunna ein für Napoleon errichteter Triumphbogen aus, der eine sehr charakteristische Inschrift trug: „Wer die Könige ab- und einsetzt, ist größer als alle Könige!“

Das klang, als wäre der Geist Dantes aufgestiegen und hätte die schrecklichen Worte gerufen:

»Lasciate ogni speranza, voi ch'entrate!«

Das schmäzlichste und fluchwürdigste Attentat, das der Kaiser Napoleon jemals begangen, war vollzogen: er hatte die Prinzen von Spanien nach Frankreich gelockt, sie waren in die Falle gegangen und jetzt in seiner Gewalt.

Der Aufenthalt in Bayonne ist schon insofern von Interesse, weil der Kaiser zuerst sein möglichstes that, alle Welt und sich selbst zu betrügen, indem er Gefühle heuchelte, die ihm ganz fremd waren und sogar die Spiegelfechtereien noch einige Stunden fortsetzte, um seine machtlosen und leichtgläubigen Opfer in ihrem unseligen Irrtum zu lassen, und all dies himmelschreiende Unrecht, mit dem Aufgebot einer unermesslichen Kriegsmacht, um einem seiner Brüder zu einem Thron zu verhelfen!

Das verdienstvolle und durchaus zuverlässige Werk des Abbé de Pradt über die spanische Revolution giebt über alle diese Dinge den besten Aufschluß¹⁾. Ich will hier nur noch die Ereignisse in Bayonne weiter verfolgen bis zu der Zeit, wo die Prinzen mein Schloß Balengah bezogen, das der Kaiser ihnen als Aufenthalt angewiesen hatte, und wo es mir vergönnt war, wenigstens nach außen hin Unruhe und Bedrängnis von ihnen fern zu halten.

Schon vor Bayonne war der König Ferdinand mit seinem Bruder Don Carlos und den vier Granden zusammengetroffen,

1) Dufour de Pradt wurde i. J. 1759 in der Auvergne geboren, trat zuerst in die Armee ein und wurde später Priester. Als Generalvikar von Rouen vertrat er den Klerus bei den Generalstaaten, wanderte aus, kehrte unter dem Konsulat zurück u. wurde unter dem Kaiserreich Bischof von Poitiers u. Hofkaplan des Kaisers. Als Belohnung für seine in den spanischen Angelegenheiten geleisteten Dienste erhielt er das Erzbistum Mecheln. Vorkämmerer in Warschau (1812) und Großkanzler der Ehrenlegion (1814). Er starb i. J. 1844. Verfasser vieler politischen Werke, die zu ihrer Zeit einen großen Erfolg hatten. — Die Memoiren der Gräfin Remusat enthalten gleichfalls im letzten Kapitel des 3. Bandes eine kurz gefaßte, aber sehr klare und interessante Schilderung der spanischen Expedition.

die den Kaiser bereits gesprochen hatten. Sie erzählten, Napoleon habe ihnen kurz und bündig erklärt, sie würden nicht mehr nach Madrid zurückkehren, weil der spanische Thron seinem Bruder Joseph bestimmt sei.

Don Carlos wußte dies also schon achtzehn Stunden früher als der König selbst, mithin ein weiterer Grund für ihn, von Brun aus, wenn er es frühzeitig genug erfahren hätte, zur See zu entfliehen. Doch es sollte nicht sein, und beide Brüder waren in den Händen des Verräters.

Raum war der König in Bayonne angekommen und in dem für ihn bestimmten Palast abgestiegen, als der Kaiser auch schon vorfuhr, um ihn zu begrüßen. Dieser Besuch war übrigens nur eine leere Höflichkeitsform, denn Napoleon beschränkte sich auf einige banale Redensarten, nur war es auffallend, daß er in seiner Anrede Hoheit und nicht Majestät sagte. Der sofortige Gegenbesuch des Königs war ebenso nichtsagend, und an der kaiserlichen Tafel, zu welcher auch Don Carlos und die Herzöge von Infantado und Medina-Coeli Einladungen erhalten hatten, wurde gleichfalls kein Wort von Politik gesprochen.

Erst am nächsten Morgen beschied der Kaiser die spanischen Minister und auch den Domherrn Escóiquiz zu sich und teilte ihnen dasselbe mit, was Don Carlos bereits seinem Bruder berichtet hatte. Bei jener Gelegenheit gab er als Hauptgrund seiner Handlungsweise die damalige Proclamation des Friedensfürsten an — diesen alten, abgenutzten Vorwand — weil er den eigentlichen Grund, nämlich keinen Bourbon mehr auf einem europäischen Throne zu dulden, nicht einzugestehen wagte. Jene Proclamation, fügte er hinzu, habe er als eine Kriegserklärung aufgefaßt und demgemäß gehandelt, und keine Macht der Erde könne ihn von seinem Entschluß abbringen. Auf diese entsetzlichen Worte folgte ein minutenlanges Schweigen; die Minister waren starr und stumm. Endlich begann der Kaiser von neuem, und zwar in einem weit milderen Tone.

Er versicherte, daß er die jungen Prinzen aufrichtig beklage, weil er gezwungen sei, dieselben seiner Politik zu opfern, und daß diese Politik so oft, und jetzt auch hier, mit seinem weichen Herzen in Konflikt käme, was er schmerzlich bedauere, aber nicht ändern könne.

Endlich ermannten sich die Minister, und der Herzog von Infantado erklärte in seinem und in seiner Kollegen Namen, ja, im Namen von ganz Spanien, daß die eben gehörten Worte des Kaisers in direktem Widerspruche ständen mit seinen früheren Freundschaftsversicherungen, mit dem Allianzvertrag wegen Portugal, mit dem Heiratsversprechen und überhaupt mit allen bisherigen guten Beziehungen zwischen Frankreich und Spanien — und daß sie gegen diese Worte nach Pflicht und Gewissen feierlich protestieren müßten. „Sire“, rief der Herzog in edler Aufwallung, „wie soll die Geschichte, die alle Ihre Großthaten mit ehernem Griffel niederschreibt, diese Handlung bezeichnen, die einem mächtigen Monarchen, einem langjährigen treuen Verbündeten, der vertrauensvoll Ihrer freundschaftlichen Einladung gefolgt ist, Krone und Thron nimmt, nur weil es seiner persönlichen Politik so beliebt?“

Dann erbat der Domherr sich das Wort, um eben diese politische Seite der Sache zu beleuchten. Die spanischen Kolonien, führte er aus, seien schon dem Mutterlande gegenüber immer auffällig gewesen, unter einem anderen Herrscher würden sie sich entweder unabhängig erklären, oder eine Beute der Engländer werden, deren kommerzielles Übergewicht schon jetzt Frankreich soviel zu schaffen mache. England war bekanntlich dem Kaiser ein ewiger Dorn im Auge, aber hier blieb diese Anspielung ohne Wirkung.

Napoleon schien wohl aufmerksam zuzuhören, aber doch wie einer, der nur anstandshalber reden läßt, und keinen Zoll breit nachgibt, weil er nicht zu weichen gesonnen ist. Er entgegnete nur, daß er selbst diese Gründe schon reichlich

erwogen habe und unwiderruflich auf dem bestehen müsse, was er gesagt.

Darauf zogen die Minister sich zurück, um dem König das Resultat ihrer Audienz mitzuteilen, und als dieser sie darauf um ihre Ansicht befragte, konnten sie nicht anders, als zur Resignation raten. Die Prinzen befänden sich einmal in den Händen des allmächtigen Imperators, der bereits ganz Spanien besetzt halte; die spanischen Truppen seien auf wenige Regimenter reduziert; der König Ferdinand sei nicht einmal von Napoleon anerkannt, und der König Karl würde sich gewiß zu allem verstehen, was Napoleon von ihm verlange. Das war freilich ein trostloser Bescheid. Nur einer erhob sich dagegen, und zwar mit Entschiedenheit und Kraft, und, als echter Spanier, zugleich mit würdigem Stolz: das war der Justizminister Cevallos. Er verlangte zunächst keine mündlichen Verhandlungen mehr, sondern schriftliche, durch gegenseitige Bevollmächtigte, wie es von jeher Sitte zwischen den Kabinetten gewesen, und dann appellierte er laut an den Patriotismus seiner Kollegen und nannte jeden feig und ehrlos, der hier die Waffen strecken und sich unterwerfen wolle, bevor man nicht das Äußerste zur Wahrung des schwerverletzten Rechtes versucht habe. Dann forderte er sämtliche Minister auf, um sich wenigstens vor der spanischen Nation zu rechtfertigen, einen darauf bezüglichen Protest zu unterzeichnen. So war denn endlich diesen Männern, die daheim, als sie noch frei waren, sich vor dem Friedensfürsten, vor Murat und schließlich sogar vor Savary gebeugt hatten, der Mut gekommen, jetzt im fremden Lande, und wo man sie so gut wie gefangen hielt — leider nur spät.

Als der Herzog von Infantado und der Domherr Escóiquiz dem Kaiser den Beschluß der spanischen Minister anzeigten, ging er wider Erwarten sofort darauf ein und ernannte von seiner Seite meinen Nachfolger, Champagny, zum Bevollmächtigten. Er that dies um so leichter, weil er darin nichts weiter

als eine äußere Form sah, die aber doch geeignet war, die allzuschroffe Willkür seiner Handlungsweise in den Augen der Welt etwas zu mildern.

Es kam übrigens zu gar keiner Konferenz, denn gleich bei der ersten Zusammenkunft, in welcher nur die Geschäftsordnung beraten werden sollte, schickte Champagny die Erklärung voraus, daß er als Grundlage der Unterhandlungen die Thronentsagung festsetzen müsse, so daß die ganze Sache fast auf eine Komödie hinauslief, zu welcher der Kaiser selbst durch seine anfängliche Bereitwilligkeit die Hand geboten hatte.

Daherhin war die Zeit für Konferenzen vorüber, denn schon am nächsten Morgen wurde der Domherr zum Kaiser befohlen, der ihm die bevorstehende Ankunft des Königs Karl IV. mitteilte und ihn beauftragte, ihm noch an demselben Abend die Abdankungsurkunde des Königs Ferdinand zu bringen, denn im Weigerungsfalle würde er nur mit dem König Karl verhandeln. Jetzt war Napoleon wieder der alte geworden und zeigte sein wahres Gesicht, und als der Domherr an Toskana erinnerte, das Napoleon früher einmal und jedenfalls ohne ernste Absicht, denn er hatte es ja bereits für sich selbst genommen, dem König Ferdinand als Entschädigung für Spanien angeboten hatte, lautete die lakonische Antwort: „Mon cher, damit ist es jetzt zu spät.“

Am 30. April, nachmittags 4 Uhr, kam Karl IV. mit der Königin und seinem Gefolge in Bayonne an; der Kaiser hatte ihnen einen Kammerherrn bis nach Irun zur Begrüßung entgegengeschickt. Im zweiten Wagen saß wohlbehalten und anscheinend guter Dinge der Friedensfürst mit seiner Tochter, der Herzogin von Alcudia. Murat hatte nämlich bald nach der Abreise des Königs Ferdinand den Friedensfürsten gewaltsam befreit und den Majestäten ihren Freund zurückgegeben.

Die Ankunft des Königs Karl brachte alles in Fluß, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil er in alles einwilligte

und zu allem ja sagte. Der Kaiser ließ dem König Ferdinand notifizieren, sein Vater habe die damalige Abdankung widerrufen, und es sei jetzt die Pflicht des „Prinzen von Asturien“, die Krone zurückzugeben, und zwar durch einen Verzicht: »pur et simple.« Auch die Minister rieten dem Prinzen dazu, und so blieb diesem nichts anders übrig, als sich zu fügen: »pur et simple.« Seine Eltern hatten ihn gleich beim ersten Wiedersehen mit schmähhchen Vorwürfen, noch dazu in Gegenwart des Kaisers, überhäuft und auch gedroht, die Minister als Hochverräter den Kriegsgerichten zu überliefern, so daß der unglückliche Prinz, schon um seine Freunde zu retten — denn nach der Lage der Dinge konnte die Drohung nur zu wahr werden — sich bedingungslos unterwarf. Mit welchen Gefühlen mag der Kaiser dieser Familienscene zugehau haben!

König Karl ernannte darauf sofort den Großherzog von Berg zum Generallieutenant des spanischen Königreiches, richtiger gesagt: Napoleon ließ ihn durch den König dazu ernennen. Der bisherige, von Ferdinand eingesetzte Regent, sein Oheim, der Infant Don Antonio, trat zurück, wohl mit erleichtertem Herzen, denn Murat hatte ihm wegen des Friedensfürsten böse Tage gemacht, der, wie wir wissen, unverfehrt in Bayonne angekommen war. In Tolosa wäre es ihm aber beinahe schlimm ergangen, denn das erbitterte Volk hatte die Brücke, die er passieren mußte, verbarricadiert; er wurde jedoch durch die heransprengende Kürassiereskorte gerettet.

Der Infant Don Antonio reiste alsdann mit der Königin von Estrurien gleichfalls nach Bayonne.

So hatte denn Napoleon die ganze spanische Königsfamilie beisammen, und nachdem dieselbe auf den Thron von Spanien und alle damit verbundenen Rechte feierlich Verzicht geleistet, konnte er jetzt, wo sein Hauptzweck erreicht war, für ihre standesgemäße Unterkunft sorgen, da er sie doch nicht zu Bettlern machen wollte. Dem König Karl und seiner Gemahlin wurde

das Schloß Compiègne zum Aufenthalt angewiesen, mit einer jährlichen Civilliste von ungefähr vier Millionen Franken¹⁾.

Der Prinz von Asturien erhielt gemeinsam mit seinem Oheim, dem Infanten Don Antonio, und seinen Brüdern das kleine Fürstentum Navarra an der französischen Südwestgrenze der Pyrenäen, und Duroc mußte mit dem Domherrn Escóiquiz den Cessionsvertrag sofort aufsetzen. Weil aber das Schloß zu Navarra einer gründlichen Reparatur bedurfte, so ersuchte der Kaiser mich, die Prinzen in mein Schloß Valençay aufzunehmen, wo sie am 19. Mai eintrafen.

Ich hatte mich schon früher dorthin begeben, um die nötigen Anordnungen zum Empfang der königlichen Gäste zu treffen, denn das waren sie natürlich für mich und keine Gefangenen im napoleonischen Sinne.

Der Tag der Ankunft ist mir unvergeßlich geblieben. Die Prinzen waren noch sehr jung, und ihre ganze Umgebung, sogar sie selbst in ihren alt-spanischen Kostümen, die Wagen, die Dienerschaft in ihren antiken Livreen — alles war das Bild eines längst verflossenen Jahrhunderts. Die plumpe, über und über vergoldete Karosse, in welcher die Prinzen saßen, stammte jedenfalls aus der Zeit Philipps V., eines Enkels Ludwigs XIV. Und doch machte dieser Rest einer ehemaligen Größe die Prinzen, im Hinblick auf ihre jetzige Lage, nur noch bemitleidenswerter. Es waren zugleich die ersten Bourbonen, die ich nach den langen, stürmischen und schrecklichen Jahren wieder sah, und mich überkam eine Rührung, der ich mich nicht erwehren konnte.

Der Kaiser hatte den Prinzen eine Eskorte berittener Gendarmen, unter dem Befehl des Obersten Henri, mitgegeben, zur Sicherheit, oder zur Überwachung — gleichviel. Der Oberst

1) Der König blieb dort bis zum Sturze des Kaiserreiches; dann zog er nach Rom und starb in Neapel, während eines Besuches bei seinem Bruder Ferdinand IV., i. J. 1819. Die Königin war bereits kurz vorher gestorben.

gehörte zu jener Sorte von Polizeisoldaten, die ihre militärische Ehre in einer rohen und rücksichtslosen Pflichterfüllung setzen, und belästigte die Prinzen durch sein herrisches und aufdringliches Benehmen, so daß ich genötigt war, ihm den Schloßherrn zu zeigen. Ich gab ihm sehr deutlich zu verstehen, daß Napoleon weder in den Gemächern meines Schlosses, noch im Garten und Park zu befehlen habe, und der Oberst ließ es sich ein für allemal gesagt sein. Die Prinzen waren mir dafür sehr dankbar. Auch sonst sorgte ich, daß sie von allen Personen mit dem schuldigen Respekt behandelt wurden, und ich selbst ging darin mit gutem Beispiel voran. Die Tagesordnung war nach ihrem eigenen Wunsche geregelt: die Messe, die Spaziergänge, die Mahlzeiten, die Ruhestunden, bis auf die Morgen- und Abendgebete . . . ganz, wie es ihnen am genehmsten war. Und sollte man es glauben? die Prinzen wurden in der Verbannung zu Valençay ihres Lebens so froh, wie sie es bei ihren Eltern in der Nähe des Thrones nie gewesen. So durften sie z. B. in Madrid niemals ohne eine specielle Erlaubnis des Königs zusammen ausgehen, die bei größeren Ausflügen sogar schriftlich gegeben werden mußte, und hier in Valençay konnten sie den ganzen Tag nach Belieben Garten und Park miteinander durchstreifen, frei und unbehelligt . . . sie hatten sich wirklich noch nie so als Brüder gefühlt, wie jetzt.

Jagd, Reiten und Tanz, alles war ihnen in Spanien untersagt; ich weiß wirklich nicht, weshalb. Bei mir haben sie den ersten Schuß abgefeuert, und mein alter Förster Aubry lehrte sie mit Gewehren und Pistolen umgehen. Sie brauchten sich übrigens ihres Lehrers nicht zu schämen, denn Aubry war Leibjäger des Prinzen von Condé gewesen und hatte den jungen Herzog von Bourbon gleichfalls zum Schüler gehabt, und er erzählte ihnen gern allerlei kleine Geschichten von ihren Verwandten. Mein Stallmeister Foucault, ein früherer Bereiter im

königlichen Marstall, unterrichtete sie im Reiten; auch er rühmte sich einer hohen Schülerin, nämlich der Madame Elisabeth, und wurde ganz begeistert, wenn er auf die Prinzessin zu sprechen kam. Endlich muß ich auch noch meinen Mundkoch Boucher nennen, der all seine Kunst aufbot, den Hoheiten ihre für uns ganz ungenießbaren, spanischen Gerichte mit Zwiebeln und Öl zu bereiten. Die große Schloßterrasse diente uns als Ballsaal, denn die Burschen und Mädchen des Dorfes fanden sich manchmal in ihren Sonntagskleidern ein und führten einen ländlichen Rundtanz auf, dem man sich ganz gut anschließen kann, ohne etwas davon zu verstehen. Daß dabei die spanischen Guitarren und Mandolinen nicht fehlten, brauche ich wohl nicht zu versichern.

Nur mit der Bibliothek hatte ich bei den Prinzen kein Glück. Ich wählte mit meinem Bibliothekar sorgfältig die interessantesten Bücher aus, aber sie lasen sie nicht, oder fingen an, darin zu lesen und ließen sie dann liegen. Auch die prächtig eingebundenen, wertvollen Kupferwerke interessierten sie nicht, und zuletzt — ich wage es kaum zu erzählen — nahmen wir zu den gewöhnlichsten Bilderbüchern unsere Zuflucht, um sie zu unterhalten, doch auch das hatte keinen Erfolg. Ich glaube übrigens, daß der Oheim Don Antonio daran die meiste Schuld trug, denn er betrachtete an sich schon jede gut ausgestattete weltliche Bibliothek als etwas Gefährliches und Verderbliches, und machte mit der meinigen keine Ausnahme. Jedesmal wenigstens, wenn die Prinzen dort verweilten, erschien er unter irgend einem Vorwande, um sie abzuholen. Sie ließen es sich auch gern gefallen, saßen in ihren Vergnügungen im Freien durfte der gestrenge Oheim sie nicht beschränken; er that es auch nicht und gewährte ihnen volle Freiheit.

Auf diese Weise suchte ich den Prinzen ihre Gefangenschaft so erträglich wie möglich zu machen, und wenn trotzdem sich manchmal bei ihnen trübe Stunden einstellten, so fanden sie

einen großen Trost in der Religion. Schwere, unverdiente Unglücksfälle, ob sie die Hohen oder die Niederen der Erde treffen, stärken den Glauben, und an ihnen richtet sich dann die bedrängte Seele auf. An dem täglichen Abendgebete ließ ich alle Bewohner des Schlosses teilnehmen; auch viele Offiziere des in dem nahen Städtchen Balengah liegenden Regimentes fanden sich dazu ein, und ebenso manche von unseren Gendarmen. Diese Gebetsstunde machte auf alle immer einen wohlthuedenden und friedlichen Eindruck. Dort knieten die königlichen Gefangenen und neben ihnen ihre Hüter; sie beteten zu demselben Gott, und wenn ihre Blicke sich begegneten, so sprach aus ihnen kein Haß, sondern Theilnahme und wohl gar ein freundlicher Gruß. Vielleicht stiegen in jenen Momenten auch heitere Hoffnungsbilder in den trauernden Herzen der Prinzen auf, und wie oft haben sie mir für die Einrichtung des gemeinsamen Gebetes gedankt! Auch erinnere ich mich, wie betrübt sie wurden, als eines Tages ein Schreiben des Kaisers anlangte, das mich auf einige Tage zu ihm rief. Er hatte Bayonne verlassen, und ich traf in Nantes mit ihm zusammen.

Ich wußte, daß er mir noch immer gram war, weil ich damals die spanische Expedition so scharf getadelt und ihn vor den Folgen gewarnt hatte. Natürlich kamen wir auch jetzt wieder darauf zu sprechen und gerieten oft sogar hart aneinander. So ging er einmal bei einem solchen Gespräch hastig in seinem Kabinett auf und ab, rieb sich die Hände, blieb vor mir stehen, betrachtete mich mit spöttischen Blicken und fuhr mich in seiner bekannten derben Weise an: „Na, Talleyrand, was sagen Sie jetzt? Was ist nun aus den vielen Schwierigkeiten, Verwickelungen und Gefahren geworden, die Sie mir damals prophezeit haben, wenn ich die spanischen Angelegenheiten in meinem Sinne und nach meiner Manier in Ordnung bringen würde? Sie sehen, es ist alles nach Wunsch gegangen, und ich bin mit all den Leuten fertig geworden. Ich habe

meine Netze aufgestellt, und sie sind hineingelaufen. Ich bin jetzt Herr in Spanien, wie in ganz Europa.“ — Mich verletzete diese hochmütige Prahlerei, vorzüglich, wenn ich an die unwürdigen und schimpflichen Mittel dachte, deren er sich bedient hatte, um zu seinem unlauteren Ziele zu gelangen. Ich hielt aber an mich und antwortete ganz ruhig, daß ich die Sache aus einem anderen Gesichtspunkte betrachtete wie er, und daß sich auf meiner Überzeugung bestehen müsse, er habe in Bayonne mehr verloren als gewonnen. „Was wollen Sie damit sagen?“ fragte er hastig. — „Einfach folgendes, Sire“, entgegnete ich, „und ich kann mich am besten durch ein Beispiel verständlich machen. Denken Sie sich einen vornehmen Mann aus der guten Gesellschaft; dieser Mann begeht Thorheiten, lebt leichtfertig und verschwenderisch, hält sich sogar Maitressen, behandelt seine Gattin schlecht und vergeht sich gegen seine Freunde. Lieber Gott, man wird ihn tadeln, ihm Vorwürfe machen; aber er ist reich, gewandt und hat großen Einfluß, und wie die Welt nun einmal ist, man duldet ihn und findet lauch wohl noch ein Wort der Beschönigung. Nun lassen Sie diesen Mann in seinem Klub oder sonstwo falsch spielen, sofort ist er als Dieb und Betrüger geächtet, man wirft ihn zur Thür hinaus, und kein Mensch will etwas mit ihm zu thun haben. Sie werden mich wohl verstehen, Sire?“ — Der Kaiser erbleichte, wurde unruhig und verlegen, und ich glaubte schon, er wolle auf mich losfahren. Doch er drehte mir nur den Rücken zu, sagte nichts und redete auch den Tag über kein Wort mehr mit mir. Von jenem Augenblick datiert unsere gegenseitige, immer wachsende Entfremdung, die nur noch nicht gleich zum vollen Ausbruch kam.

Ich weiß aber, daß er später, wenn er von Spanien und Balenget sprach und meinen Namen dabei nannte, immer eine gehässige oder beleidigende Bemerkung dazu machte, die auf mich gemünzt war. Und ich weiß ferner von durchaus glaub-

würdigen Personen seiner Umgebung, daß sein böses Gewissen ihm keine Ruhe ließ, und daß Schreckensbilder in seinem Innern aufstiegen, als wolle ganz Europa die unglückliche Königsfamilie an ihm rächen.

Meine Abwesenheit von Valengay dauerte übrigens nur wenige Tage, und als ich zurückkehrte, eilten mir die Prinzen mit wahrer Herzlichkeit entgegen.

Bald darauf erhielt ich einen Brief vom Kaiser, dem er das folgende charakteristische Postskriptum angehängt hatte: „Wenn der Prinz Ferdinand mir schreibt, so nennt er mich immer seinen Vetter. Machen Sie ihm doch begreiflich, daß dies sehr lächerlich ist. Er soll mich einfach mit *Sire* anreden.“

Seltene Worte, die keines weiteren Kommentars bedürfen. Man denke nur an *Naccio* und an *Sankt Helena*.

Ich verlebte darauf noch einige Wochen mit den Prinzen, die mir sehr lieb geworden waren, bis ich sie wieder verlassen mußte, um mich nach Erfurt zu begeben. Bei meiner Abreise kamen sie alle drei in mein Kabinett, um mir lebewohl zu sagen. Sie hatten Thränen in den Augen und sagten, sie möchten mir so gern ein Zeichen ihrer Freundschaft und Dankbarkeit geben. Sie überreichten mir darauf ihre Gebetbücher, in denen sie täglich ihre Gebete gelesen, und ich nahm ihr schlichtes Geschenk mit aufrichtiger Rührung an.

Ich schrieb eben das Wort Dankbarkeit nieder, dessen die Prinzen sich bedienten. Es ist dies bei Fürsten ein seltenes Wort. Deshalb versetzen auch die Dynastien ihren Ursprung so gern in den Himmel und nennen sich „von Gottes Gnaden“ — sie brauchen dann den Menschen für ihre Krone nicht dankbar zu sein.

Nach meiner Abreise von Valengay ging ich zunächst nach Paris, um von dort nach Erfurt weiter zu reisen, wo Napoleon mit dem Kaiser Alexander zusammentreffen wollte. Die Greig-

nisse in Erfurt werde ich im folgenden Kapitel besonders besprechen. Gleich aus den ersten Unterhaltungen, die ich mit Napoleon in Erfurt hatte, glaubte ich einen begründeten Verdacht zu schöpfen, daß der Polizeiminister Fouché, auf Befehl des Kaisers, den Prinzen eine neue Falle stellen wolle. Ich schickte sofort meinen Privatsekretär Mornard zurück, um Erkundigungen darüber einzuziehen und empfahl ihm die äußerste Eile. Schon in vier Tagen war Mornard in Paris, und die Gefahr ging durch seine geschickten Vorkehrungen glücklich vorüber.

Meine Gedanken verweilten oft bei den Gefangenen in Balengay, und immer in schmerzlicher Theilnahme, und als der Kaiser Alexander eines Tages in meiner Gegenwart Napoleon über seine glänzenden Erfolge in Spanien beglückwünschte und hinzufügte, daß er seinen Bruder Joseph als König von Spanien anerkannt habe, wandte ich mich ab, um meine Entrüstung zu verbergen.

Von jener Zeit an lebten die Prinzen in Balengay ruhig weiter, fern von den gewaltigen Ereignissen der kommenden Jahre, bis das Schicksal ihnen endlich gerecht wurde. Von Navarra war übrigens niemals mehr die Rede gewesen.

Im Dezember 1813 erschien der Bevollmächtigte Napoleons, de Laforest, um den Prinzen ihre Freiheit und zugleich ihre Rückkehr nach Spanien anzukündigen. Durch den Vertrag von Nogent-sur-Seine (8. Februar 1814) wollte Napoleon sich noch den Anschein einer freien Entschließung geben, aber er fügte sich nur der unabwendbaren Notwendigkeit. Seit der Niederlage bei Leipzig durch das verbündete Europa am 18. Oktober 1813, war sein Stern im Erbleichen. Die Gefangenen atmeten auf, denn sie hatten im letzten Jahre viel von den Brutaltäten des Obersten Henri und der kaiserlichen Spione zu leiden gehabt, die sie überall und bis in ihre Gemächer hinein belästigten.

Ich fasse mein Urtheil über die spanischen Angelegenheiten in folgenden Worten zusammen:

Wenn jemals ein Unternehmen glücken mußte, wo Verrat und Hinterlist alles vorher reiflich erwogen und die Fallen geschickt aufgestellt hatten, so war es hier. Spanien wurde, ohne eine Ahnung davon zu haben, mit französischen Armeen förmlich überschwemmt; die Expedition gegen Portugal war dabei ein nichtiger Vorwand; die rechtmäßige Regierung des Landes wurde lahm gelegt; die Städte und Festungen wurden besetzt, und alles ging so schnell und unerwartet, daß die spanischen Truppen gar keine Zeit fanden, sich zum Widerstand zu organisieren, selbst wenn sie bei ihrer Schwäche und Minderzahl den erprobten Heeren des Eroberers hätten Widerstand leisten wollen.

Und doch kam es später anders. Die Vergewaltigung der Königsfamilie war freilich nicht abzuwenden; das geplante Attentat gelang, und durch die Ereignisse in Bayonne sogar über alles Erwarten. Dann aber raffte sich das schmählich überrumpelte Volk auf, und wer die Spanier kannte, wurde dadurch nicht weiter überrascht. Ihr Nationalstolz erwachte, und mit ihm der Mut der Verzweiflung. Sie rechneten nicht mit den Gefahren und achteten Mühseligkeiten und Entbehrungen für nichts; Zorn und Haß gab ihnen Kraft und Zuversicht und schufen stets neue Hilfsquellen. Der ihnen aufgezwungene König Joseph war nichts, als ein elender Schattenkönig, den seine eigenen Marschälle geringschätzten, und der froh war, als er endlich (nach dem Siege Wellingtons bei Vittoria am 21. Juni 1813) Thron und Land verlassen konnte.

Napoleon hatte von jeher England mit einer Landung bedroht und die Engländer dadurch gezwungen, sich ein starkes Landheer zu schaffen; so führte er wider Willen der iberischen Halbinsel die kräftigste Unterstützung zu, denn siebenzehntausend

Engländer, im Verein mit einigen Tausend Portugiesen, verjagten die Franzosen aus Portugal. In ganz Spanien flammten Verschwörungen auf, die durch ungeheurere Armeen, und auch immer nur vorübergehend, gedämpft werden mußten, und diese Armeen konnte das Land auf die Dauer, trotz aller Requisitionen, nicht ernähren. Die sprichwörtliche Unüberwindlichkeit der napoleonischen Soldaten erlitt in Spanien den ersten vernichtenden Schlag, und Europa bewies, daß der bis dahin Unbesiegte besiegt werden konnte. Die Russen nahmen sich bald darauf an den Spaniern ein Beispiel und bereiteten den gänzlichen Sturz des Mannes vor, der für sich und die Seinigen von einem europäischen Weltreich träumte. Hier bewährte sich das Wort Montesquieus von den Königen, die eine Universalmonarchie gründen wollen: „Wenn sie irgendwo scheitern, so scheitern sie bald überall.“

Ferdinand VII. erfüllte als Monarch die auf ihn gesetzten Hoffnungen nicht. Schon in Balenay hatte er sich einmal so weit erniedrigt, seinem Unterdrücker zu einem Siege der Franzosen über die Spanier Glück zu wünschen. Kaum war er wieder auf den Thron gelangt, so verblendete ihn die absolute Gewalt so sehr, daß er seine treuen Unterthanen nicht von den revolutionären zu unterscheiden wußte, und daß er viele zum Exil, zu lebenslänglichem Kerker und sogar zum Tode verurteilte, die früher für ihn gekämpft und Blut und Leben eingesetzt hatten, um seine eigenen Fesseln zu brechen und ihm die Krone wieder zu erstreiten.

Die Engländer, welche sich rühmten, die Befreier Spaniens zu sein, hätten hier gleich anfangs zu Gunsten der Freiheit thatkräftig einschreiten müssen; sie unterließen es, und die engherzigen englischen Minister beschränkten sich auf diplomatische Vorstellungen und Ratschläge, deren Erfolglosigkeit sie voraussehen konnten, und die ihnen vielleicht auch ganz willkommen war. Die Engländer hassen und bekämpfen nur die Tyrannei,

wenn dieselbe, wie unter Napoleon, ihre materiellen Interessen bedroht und schädigt und ihren Stolz verletzt; sonst schauen sie gleichgültig herab auf andere unterdrückte Völker, und suchen die Machtlosigkeit derselben sogar zu ihrem eigenen Vorteil auszubenten.

Ende der vierten Abtheilung.

Fünfte Abteilung.

Die Zusammenkunft in Erfurt.

1808.

In den Unterredungen, welche dem Frieden von Tilsit vorangingen, sprach Napoleon oft mit dem Kaiser Alexander von der Moldau und der Walachei, die eigentlich zu Rußland gehören müßten, und setzte dann hinzu, daß die Zerstückelung der Türkei doch wohl in den Plänen der Vorsehung zu liegen scheine. In einer solchen Stimmung fing er dann auch schon an, seine Gedanken über die Länderverteilung des ottomanischen Reiches, bei welcher auch Oesterreich bedacht werden sollte, näher zu entwickeln. Einem kundigen Blick konnte der Eindruck nicht entgehen, den diese Hirngespinnste — denn viel mehr waren diese Ideen nicht — auf das leicht erregbare Gemüt des Kaisers Alexander machten. Als Napoleon den Zaren in dieser Weise bearbeitet hatte, sprach er plötzlich von wichtigen Depeschen, die ihn nach Paris zurückriefen und betrieb dann hastig die Abfassung des Friedenstraktates, in welchem aber, wie er mir speciell befahl, kein Wort, weder über die Türkei, noch über die beiden Donaufürstentümer vorkommen durfte. Ich that natürlich, wie er mir geheißen. Bald darauf reiste er ab und hatte also hier wieder für seine weiteren Projekte das Terrain sondiert und den Zaren umgarnt. Er für seine Person behielt sich die Freiheit der Entschließungen und des Handelns vor; dem Kaiser Alexander dagegen hatte

er — man gestatte mir den etwas unehrerbietigen Ausdruck — neue Ideen in den Kopf gesetzt, die vielleicht später für die französischen Interessen irgendwie nützlich zu verwerten waren.

An einem großen Empfangsabend in den Tuileries, im Januar 1808, that der Kaiser auch richtig schon den ersten Schritt. Er zog den russischen Botschafter, den Grafen Tolstoi¹⁾, vertraulich beiseite, brachte sehr geschickt die Unterhaltung auf die Moldau und die Walachei, und sagte ihm so ziemlich dasjenbe, was er in Tilsit dem Zaren gesagt hatte. Er konnte aber mit dem Botschafter schon deutlicher reden und meinte, daß Frankreich, wenn Rußland die beiden Provinzen bekäme, wohl gleichfalls eine Vergütung beanspruchen könne, und brachte Preußisch-Schlesien dafür in Vorschlag. Auch hier schob er, wie immer bei seinen Eroberungsplänen, den Ehrgeiz Englands vor, das von keinem Frieden wissen wolle und eine beständige Drohung für ganz Europa war. Von seinem eigenen Ehrgeiz, der Europa fortwährend bedrohte, redete er wohlweislich nicht. Er fügte noch hinzu, daß er es für seine Pflicht halte, seine Bundesgenossen, und im vorliegenden Falle Rußland, so stark wie möglich zu machen, um dadurch dem englischen Kabinett zu imponieren. Von einer Teilung der Türkei müsse man jedoch vorläufig noch ganz absehen, denn dazu seien die Flotten Frankreichs und Rußlands nicht stark genug, und ein solches Unternehmen hieße nur, England in die Hände arbeiten.

Graf Tolstoi hörte aufmerksam zu, sagte aber nichts, weil er überhaupt nicht viel mehr verstand, als zuzuhören, und schickte dann seinen Bericht nach Petersburg ab. Der Zar, der inzwischen wohl manches besser bedacht hatte, wurde durch diese Mitteilung sehr aufgeregt und schickte sofort zu Caulain-

1) Graf Peter von Tolstoi, geb. i. J. 1769, diente zuerst unter Suwarow u. wurde i. J. 1805 General u. zwei Jahre später russischer Botschafter in Paris; Napoleon bewirkte aber bald seine Abberufung. Er befehligte i. J. 1812 die Milizen von Moskau und machte die Feldzüge von 1813 und 1814 mit. Er starb i. J. 1844.

court. „Ich erhalte da soeben eine Depesche von Tolstoi“, sagte er zum Botschafter, „von der ich kein Wort verstehe. Will man denn in Paris den Vertrag von Tilsit zerreißen? Ich begreife Napoleon wirklich nicht. Es scheint beinahe, als ginge er darauf aus, mir persönliche Verlegenheiten zu bereiten. Ich stehe ohnehin schon vor Europa sehr zweideutig da, und zwar wegen Preußen, gegen das der Kaiser doch endlich seine Verbindlichkeiten erfüllen sollte, die der Friede von Tilsit ihm auferlegt. Die preußische Angelegenheit wird nachgerade eine Ehrensache für mich.“

Darauf wurden verschiedene Depeschen zwischen Petersburg und Paris gewechselt, und endlich kam ein Brief von Napoleon selbst. Dieser Brief lautete ganz veröhnlich, wenigstens in Bezug auf Schlesien, auf das der Kaiser verzichtete. Zugleich brachte er aber wieder die Teilung der Türkei in Anregung und außerdem noch seinen lang geplanten Feldzug nach Indien gegen England. Er bat schließlich den Zaren, ihm zu einer näheren Besprechung dieser wichtigen Fragen eine Vertrauensperson zu senden, oder noch lieber, selbst nach Paris zu kommen, und wenn das nicht, einen Ort zu bestimmen, wo sie beide sich persönlich treffen könnten.

Man darf hier nicht übersehen, daß Napoleon wieder, und ganz im allgemeinen, von einer Teilung der Türkei sprach und gar nicht weiter auf die Sache einging. Also mit Ausnahme Schlesiens, das gottlob beseitigt war, erfuhr der Zar nichts Neues, nur daß jetzt Indien noch dazukam. Und doch fühlte Alexander sich schon erleichtert, denn er brauchte vorläufig nicht mehr für Preußen einzutreten, was ihn sehr beruhigte.

Er entschloß sich daher sofort zu der gewünschten Zusammenkunft und schrieb dies auch dem Kaiser, schlug aber vorher noch weitere Besprechungen zwischen ihren beiderseitigen Bevollmächtigten vor, um die näheren Einzelheiten festzusetzen, damit sie selbst alsdann nur die Abmachungen zu ratifizieren hätten.

Napoleon war damit einverstanden, und der Zar beauftragte nun seinen Minister des Außern, den Grafen Romanzoff¹⁾, mit Caulaincourt in direkte Unterhandlung zu treten. Wir müssen jetzt die Ansichten Napoleons, Alexanders und Romanzoffs über die türkische Frage etwas näher beleuchten, und beginnen mit dem letztgenannten, weil dieser dabei die Hauptrolle spielte.

Der Graf Romanzoff betrachtete die Eroberung der Türkei gewissermaßen wie eine russische Familienangelegenheit; sein Vater hatte ähnlich gedacht und mit Erfolg gegen die Türken und Tarentaren gekämpft, und er wollte das väterliche Werk zu Ende führen.

Wenn daher in den Konferenzen von einer bloßen Zerstückelung der Türkei die Rede war, so hatte Romanzoff seine Bedenken; handelte es sich aber um eine wirkliche Teilung des ottomanischen Reiches unter die verschiedenen Großmächte, so stimmte er sofort bei, vorausgesetzt, daß Rußland Konstantinopel und die Dardanellen bekäme; jede andere Teilung sei für Rußland von vornherein unannehmbar, denn das russische Volk würde nichts davon wissen wollen. Aber zu einer Teilung in diesem Sinne stelle er die russischen Flotten, Heere und alle sonstigen Hilfsmittel in Aussicht, sogar die Mitwirkung Rußlands an der Expedition nach Indien. An der Eroberung Syriens und Aegyptens würde er sich nicht beteiligen, weil die Türkei damit doch Konstantinopel behielte.

Caulaincourt, als Vertreter Frankreichs, schlug einen Mittelweg vor, nämlich die europäische Türkei mit Konstantinopel zu einem unabhängigen, neutralen Staat zu erklären, und er glaube, dies sei auch die Ansicht des Zaren. Aber Romanzoff, der durchaus Konstantinopel haben wollte, entgegnete, daß der Zar vielleicht früher dieser Ansicht gewesen, jetzt indes davon

¹⁾ Graf Nikolaus von Romanzoff, geb. 1750, war der Sohn des bekannten Feldmarschalls R. und trat früh in den diplomatischen Dienst. Er wurde zuerst Handelsminister und nach der Thronbesteigung Alexanders Minister des Außern. Er war von jeher ein großer Freund Frankreichs und ein eifriger Vertreter der französischen Allianz, und mußte deshalb i. J. 1812 zurücktreten. Er starb i. J. 1826.

zurückgekommen sei, und ging von seinem Verlangen nicht ab. Dann möge Frankreich seinetwegen Indien und die ganze übrige Welt erobern und soviel Länder annectieren, wie es wolle, er würde nichts dagegen haben, wie es ihm auch ganz recht gewesen sei, daß Napoleon seinen Bruder Joseph zum König von Spanien bestimmt habe.

Der Kaiser Alexander that so, als läge ihm gar nicht viel an dem Besitz der Moldau und der Walachei; sein Ehrgeiz gehe nicht über die Donau hinaus; wenn jedoch Napoleon darin eine Verstärkung der französisch-russischen Allianz erblicke, so sei er natürlich mit dem Plan einverstanden. „Was der Kaiser Napoleon für gut findet, das finde ich auch für gut“, wiederholte der Zar mehrfach, „und wenn ich neue Eroberungen mache, so thue ich es nur, um meine Allianz mit Frankreich noch mehr zu befestigen.“ Ein anderes Mal sagte er: „Wir sind beide aufgeklärte Regenten und müssen den Tilsiter Artikeln eine möglichst liberale Färbung geben, und aus demselben Grunde müssen wir auch die Türken bekämpfen, denn Menschlichkeit und Civilisation verlangen gebieterisch, daß diese Barbaren nicht mehr über jene schönen und herrlichen Länder regieren.“ — Ich citiere hier wörtlich nach den Protokollen der Konferenzen.

Als Caulaincourt, das getreue Organ Napoleons, merkte, daß das russische Kabinett nicht recht mit der Sprache heraus wollte, that er sein möglichstes, um den Zaren in diesen freundschaftlichen Gesinnungen für seinen Herrn zu erhalten und zu bestärken, und meinte schließlich, es sei doch wohl am besten, wenn beide Monarchen persönlich zusammenkämen, um die streitigen Fragen zu lösen. Gegen Romanzoff äußerte er sich ähnlich, jedoch mit dem Unterschiede, daß er dessen Pläne so weitgehend bezeichnete, daß nur den Kaisern selbst die Entscheidung darüber zustehe. Dies teilte Romanzoff wieder dem Zaren mit, der nun direkt den Wunsch einer Zusammenkunft aussprach, die dann Napoleon auf den 27. September 1808 festsetzte.

Das Tuilerienkabinett war inzwischen auch nicht müßig geblieben. Es hatte zunächst, um keinen Verdacht zu erregen, den Waffenstillstand mit der Pforte verlängert, so daß die Türkei noch immer als ein guter Verbündeter Frankreichs galt, und es hatte dem russischen Kabinett den Bericht des Generals Sebastiani¹⁾ über seine Reisen in der Levante zugeschiekt, der in Bezug auf die Türkei sehr friedlich lautete — alles, um keine Aufregung in Europa hervorzurufen, die Napoleon sorgfältig vermeiden mußte, um erst die Angelegenheiten in Spanien ungestört zu beendigen, so daß man schließlich in Petersburg gar nicht mehr wußte, ob es ihm mit seinen Absichten auf die Türkei ernst war oder nicht. Ein solches Doppelspiel hat aber Napoleon immer getrieben. Man konnte also mit Recht behaupten, daß während der Zeit zwischen Tilsit und Erfurt, mit Ausnahme der wenigen Eingeweihten, sowohl in Paris wie in Petersburg, alles einen ruhigen und harmlosen Anstrich hatte, so daß die ziemlich nichtsagenden Worte, die der Zar kurz vor seiner Abreise von Erfurt an Caulaincourt richtete, ebensogut auf den Vertrag von Tilsit paßten: „Wir beide, Napoleon und ich, müssen uns verständigen und gemeinsam auf unseren Vorteil bedacht sein und danach handeln. Ich halte mein Wort, wie ich es immer gehalten. Was der Kaiser mir, und was ich dem Kaiser gesagt habe, gilt für mich soviel wie ein Traktat.“

Man hätte fast sagen können, die beiden Kaiser seien direkt von Tilsit nach Erfurt gegangen.

Ich hatte, wie man weiß, an den Friedensverhandlungen zu Tilsit lebhaften Anteil genommen; der Kaiser Alexander hatte mir während jener Zeit vielfach Beweise, nicht allein

¹⁾ Horace Sebastiani, geb. 1772 auf Corsica, trat früh in die Armee, war am 18. Brumaire schon Oberst und trug viel zum Gelingen des Staatsstreiches bei; später (1806) Botschafter in Konstantinopel; unter der Restauration Minister des Auswärtigen und unter Ludwig Philipp Botschafter in London. Er starb als Marschall von Frankreich i. J. 1851.

Er war der Vater der unglücklichen Herzogin von Choiseul-Praslin, die von ihrem Gatten am 21. August 1847 in Paris ermordet wurde.

feiner wohlwollenden Gesinnung, sondern auch seines besonderer Vertrauens gegeben; mit Caulaincourt war ich gleichfalls persönlich sehr befreundet, und Napoleon konnte mit meinem Nachfolger, dem Grafen Champagny, wie er sagte, nichts anfangen, denn er thäte immer so wichtig und brächte doch niemals etwas Ordentliches zu stande — kurzum, dieses alles veranlaßte den Kaiser, seine Verlegenheit, in welcher er sich seit der spanischen Expedition mir gegenüber befand, zu unterdrücken und mich zu ersuchen, ihn nach Erfurt zu begleiten.

Napoleon empfing mich mit großer Güte, was auf mich einen sehr versöhnenden Eindruck machte. Er übergab mir die gesamte Korrespondenz Caulaincourts und dessen Berichte, die mir alle vortrefflich schienen, dann sagte er mir, daß ich die Verhandlungen leiten und die einzelnen Artikel in Beratung mit ihm redigieren solle; Champagny könne dann ja später seinen Namen darunter setzen. Wenige Stunden genügten mir zur genauen Durchsicht der verschiedenen Aktenstücke, so daß ich bald vollständig au fait war und mir fest vornahm, soviel an mir lag, bei dieser eigentümlichen Zusammenkunft alles aufzubieten, um den Absichten allzumeist gehender neuer Unternehmungen die nötigen Grenzen zu ziehen.

Napoleon wollte in Erfurt mit großem Glanz auftreten und sprach, wie er dies oft that, wenn ihn irgend eine Idee vorwiegend beschäftigte, mit seinen Vertrauten von nichts anderem. Ich war noch immer Großkammerherr, und er ließ mich alle Augenblicke rufen, ebenso den Palastmarschall Duroc und den Grafen Remusat, den Generalintendanten der kaiserlichen Theater: „Meine Herren“, wiederholte er uns beständig, „meine Reise muß sehr schön werden.“ Dann lud er uns alle drei zum Frühstück und erkundigte sich bei mir nach den einzelnen Kammerherren. Ich nannte ihm verschiedene. „Das sind alles keine großen Namen“, sagte er, „und die habe ich gerade nötig. Nur die wirklich vornehmen Leute verstehen sich,

auf die Repräsentation bei Hofe. Der hohe französische Adel, das muß man ihm lassen, versteht sich prächtig darauf.“ — „Sire“, erwiderte ich, „Sie haben den Grafen Montesquiou“.¹⁾ — „Der ist mir recht.“ — „Sie haben ferner den Fürsten Sapieha.“ — „Der paßt mir auch.“ — „Meinen Sie nicht, Sire, daß diese zwei Herren genügen? Die Reise soll ja nur kurz sein, und beide würden Ew. Majestät immer begleiten.“ — „Gut, das wäre abgemacht. Remusat! Ich muß in Erfurt jeden Abend Theater haben. Lassen Sie Dazincourt holen, der ist ja wohl Direktor der Comédie française?“ — „Zu Befehl, Sire.“ — Man schickte nach Dazincourt, der aber nicht zu finden war. Die Besprechung über das Theater wurde also auf den nächsten Tag verschoben. „Ich will Deutschland durch Pracht und Glanz in Erstaunen setzen“, begann der Kaiser von neuem. — „Sire“, sagte darauf der Palastmarschall Duroc, „wenn ich die Absichten Ew. Majestät richtig verstehe, so sollen doch gewiß hohe Personen nach Erfurt geladen werden, und die Zeit der Abreise steht bevor.“ — „Sie haben recht, Duroc, und dabei fällt mir ein, daß ein Adjutant Eugens²⁾ gerade hier ist, der heute abreisen wird, der könnte ja Eugen veranlassen, daß dieser seinen Schwiegervater (den König von Bayern) überredet, nach Erfurt zu gehen, und wenn ein König hingehet, kommen sie

1) Graf Pierre de Montesquion, aus einer der ersten französischen Adelsfamilien, geb. i. J. 1764, war beim Ausbruch der Revolution Kavallerieoffizier, zog sich aber ganz ins Privatleben zurück. Erst unter dem Kaiserreich trat er in den Gesetzgebenden Körper und wurde später an Talleyrands Stelle Großkammerherr. Er starb als Mitglied der Pairskammer i. J. 1834. Seine Gemahlin war die Gouvernante des Königs von Rom. (Vergl. die Memoiren der Genralin Durand, Bd. I, S. 61.) — Der Fürst Alexander Sapieha, von einer ausgewanderten polnischen Fürstenfamilie, wurde in Paris i. J. 1770, geboren, lebte fast ausschließlich den Wissenschaften und der Pitteratur und starb als Kammerherr des Kaisers i. J. 1812.

2) Eugen Beauharnais, Sohn des Generals Vicomte de Beauharnais, des ersten Gemahls der Kaiserin Josephine, der unter der Schreckensregierung guillotiniert wurde. Eugen ging mit Bonaparte nach Agypten, wurde i. J. 1804 General, dann, vom Kaiser adoptiert, französischer Prinz und Erzkanzler von Frankreich und ein Jahr später Vicekönig von Italien. Er war mit der Prinzessin Amalia, einer Tochter des Königs von Bayern, vermählt und starb als Herzog von Leuchtenberg i. J. 1824.

alle hinterher. Doch nein! Eugen taugt nicht dazu, der ist nicht fein genug, dem König das auf geschickte Manier beizubringen; auf so etwas versteht er sich nicht. Das versteht Talleyrand besser.“ „Talleyrand“, fügte er lachend hinzu „nimmt kein Blatt vor den Mund, wenn er von mir spricht, und bringt dann dem König so nebenher bei, daß er mir vielleicht durch sein Erscheinen Freude machen würde; auf diese Weise habe ich selbst gar nichts damit zu thun und kann später sagen, wenn es mir besser paßt, daß mir sein Besuch ganz egal gewesen ist.“ —

Am nächsten Tage waren wir wieder zum Frühstück beim Kaiser, und dieses Mal war auch Dazincourt erschienen. „Dazincourt“, sagte Napoleon, „Sie wissen, daß ich nach Erfurt gehe.“ — „Zu Befehl, Sire!“ — „Und die Comédie française soll mitgehen!“ — „Wird man Lustspiele oder Trauerspiele geben, Sire?“ — „Trauerspiele natürlich; unsere Lustspiele würden in Deutschland gar keinen Erfolg haben; auf der anderen Seite des Rheins versteht kein Mensch etwas von unseren Lustspielen.“ — „Majestät wünschen doch gewiß sehr schöne Vorstellungen?“ — „Natürlich, die besten Stücke.“ — „Sire, da wäre vielleicht Athalie . . .“ — Der Kaiser unterbrach ihn hastig: „Athalie! was fällt Ihnen ein, Dazincourt? Sie sind wohl nicht recht? Meinen Sie, daß ich nach Erfurt gehen will, damit die Deutschen sich den Joas in den Kopf setzen? Schon wieder einer, der mich nicht versteht! Athalie! Gott, wie dumm! Mein lieber Dazincourt, machen Sie, daß Sie fortkommen! Sagen Sie Ihren besten tragischen Schauspielern, daß sie sich bereit halten, nach Erfurt zu gehen! Den Tag der Abreise werde ich noch bestimmen und auch die Stücke, die gegeben werden sollen. Schrecklich, daß es so viele dumme Menschen giebt. Aber es ist meine eigene Schuld, was habe ich nötig, sie um Rat zu fragen! Keinen Menschen sollte ich befragen. Ja, wenn er mir noch Cinna angeraten hätte! Cinna, da handelt es sich um große

politische Interessen, und dann die Gnadenscene mit Augustus, das wirkt! Ich habe früher den ganzen Cinna auswendig gewußt, aber ich kann nur nicht gut deklamieren. Remusat, wie heißt es doch im fünften Akt:

„Die Staatsverbrechen, die der Krone gelten,
„Verzeiht der Himmel, wenn sie uns gelingen.“

„Und wie geht es dann weiter? Holen Sie doch mal den Corneille!“ — „Es ist nicht nötig, Sire“, entgegnete Remusat, „ich weiß die Verse auswendig; sie lauten so:

„Und auf dem hohen Platz, den er uns gab,
„Wird, was geschah, gerecht, was kommen wird,
„Erlaubt. Der, dem's gelingt, ist schuldlos stets,
„Und unantastbar bleibt das, was er that.“*)

„Vortrefflich!“ rief der Kaiser, „so etwas ist für die Deutschen, die mir noch immer den Tod des Herzogs von Engghien vorwerfen, eine kleinliche Moral! Man muß den Deutschen höhere Begriffe von Moral beibringen. Für Alexander paßt das freilich nicht; die Russen verstehen so etwas überhaupt nicht. Aber für die Deutschen, mit ihren transcendentalen Ideen, ist das so recht was. Also Cinna wird aufgeführt, und zwar gleich am ersten Abend. Remusat, suchen Sie noch andere Stücke aus, aber teilen Sie mir dieselben vorher mit, bevor Sie darüber beschließen!“ — „Sire“, entgegnete Remusat, „Ev. Majestät wollen doch einige Schauspieler in Paris lassen?“ — „Natürlich, aber nur die mittelmäßigen; die guten nehmen Sie alle mit, wenn wir auch zu viel haben; das macht nichts.“ —

Die kaiserlichen Befehle wurden sofort ausgeführt. Man wählte unter den Künstlern Talma¹⁾, Lafont, Desprès u. a.,

*) Nach der deutschen Uebersetzung von A. Lann.

1) Talma (1766—1826) war der berühmteste von allen, und noch besonders interessant durch sein freundschaftliches Verhältnis zu Napoleon; Lafont war Talmas Nebenbuhler und kam ihm wohl am nächsten. — Fräulein Baucourt, gleichfalls ein berühmtes Mitglied der Comédie française, sie saß lange Zeit unter der Schreckensherrschaft im Gefängnis. — Fräulein Duchesnois, die schon im sechszehnten Jahre (1802) ganz Paris entzückte, war eine der ersten tragischen Heldinnen ihrer Zeit.

und unter den Künstlerinnen die Damen Baucourt, Madame Talma, Duchesnois, Rose Dupuis, Patrat und Gros.

Sobald der Moniteur die Reise des Kaisers angezeigt hatte, machte sich alle Welt fertig. Napoleon wollte mit einem außerordentlich glänzenden militärischen Gefolge erscheinen, und speciell in Begleitung derjenigen Marschälle und Generäle, die in Deutschland bekannt waren. In erster Reihe also die Marschälle Soult, Davoust, Vannes, Mortier und Dudinot; ferner der Fürst von Neuschâtel und die Generäle Suchet, Boyer, Mansouty, Claparède und Saint-Laurent; endlich als Adjutanten die Generäle Savary und Lauriston. Auch die beiden Kabinettssekretäre Fain und Meneval¹⁾ wurden nicht vergessen. Von Ministern alsdann zunächst Champagny und Maret, außerdem der Graf Daru, als Generalintendant des kaiserlichen Hauses, und selbstverständlich der Palastmarschall Duroc. Dieser schlug noch den Baron Canouville als Quartiermacher vor. „Ganz gut“, sagte der Kaiser, „aber nehmen Sie auch den Palastpräfekten Beauisset mit, der kann dem Großfürsten Konstantin die Schauspielerinnen zeigen und dabei seinen Dienst an der Hoftafel verrichten. Es ist immer ein vornehmer Name mehr.“

Von den genannten Personen reisten täglich welche nach Erfurt ab. Die Landstraßen dahin waren bedeckt mit Karossen, Packwagen, mit Reitern und Handpferden, und überall sah man die grün-goldene Livree der kaiserlichen Dienerschaft.

So ging der September seinem Ende entgegen. Ich hatte die Depeschen und Aktenstücke nochmals genau durchgesehen, aber noch immer nicht mit dem Kaiser die Unterredung gehabt, in welcher die Hauptpunkte des beabsichtigten Traktates festgestellt werden sollten. Endlich, nur wenige Tage vor meiner Abreise, schrieb mir Duroc, der Kaiser wünsche mich am Abend bei der großen Cour zu sehen. Kaum hatte ich den Saal

¹⁾ Über Meneval, eine der interessantesten Persönlichkeiten aus dem Privatleben Napoleons, vergl. die Memoiren der Generalin Durand. Bd. I, S. 313 u. ff.

betreten, so eilte Napoleon auf mich zu und nahm mich mit sich in sein Kabinett.

„Nun, wie steht's, Talleyrand“, fing er an, „haben Sie die ganze russische Korrespondenz gelesen? Ich habe doch gut mit dem Kaiser Alexander manövriert? Was?“ — Und jetzt sprach er mit mir von allem, was er im letzten Jahre über seine neuen Pläne gedacht und geschrieben, und auch von dem großen Einfluß, den er auf den Kaiser Alexander erlangt, und daß er von den Artikeln des Tilsiter Vertrages nicht mehr ausgeführt habe, als er für seine Zwecke dienlich gefunden. Ich konnte es ihm ansehen, daß er sich innerlich so recht darüber freute.

„Jetzt gehen wir nach Erfurt“, sagte er, „und wenn ich wieder hier bin, so will ich ganz freie Hand in Spanien haben; ferner will ich sicher sein, daß Oesterreich so isoliert ist, daß es nichts gegen mich unternehmen kann, und was Rußland mit der Levante betrifft, so lasse ich mich auf nichts-Bestimmtes ein. Verfassen Sie also meine Konvention in diesem Sinne, Talleyrand, die den Kaiser Alexander zufriedenstellen, aber im übrigen scharf gegen England gerichtet sein soll! Ich will Ihnen dabei helfen, und wir werden ihnen schon imponieren.“

Ich blieb darauf zwei Tage zu Hause, um zu arbeiten, und sah den Kaiser inzwischen nicht, aber seine Ungeduld ließ ihm keine Ruhe; er schickte mir allerlei selbstgeschriebene Bemerkungen und Notizen für die einzelnen Artikel, mit einem Postskriptum, sobald wie möglich zu kommen. Noch an demselben Abend ging ich zu ihm und las ihm den folgenden Entwurf vor:

„Se. Majestät der Kaiser der Franzosen und
Se. Majestät der Kaiser aller Rußen

In dem Wunsche, die freundschaftliche Allianz, welche sie verbindet, noch enger und dauerhafter zu machen, und sich

namentlich über die Entschlüsse zu verständigen in betreff der gegen England, ihren und des ganzen Kontinents gemeinsamen Feind, zu ergreifenden Maßregeln, haben beschlossen, in einer besonderen Konvention die Grundsätze aufzustellen, die sie zu befolgen beabsichtigen . . ." (hier unterbrach mich der Kaiser, indem er wiederholte: „Grundsätze, der Ausdruck ist ganz gut, denn er verpflichtet zu nichts“), und die einzig und allein die Wiederherstellung des Friedens bezwecken haben zu diesem Ende zu ihren Bevollmächtigten ernannt (die Namen waren noch auszufüllen) und die folgenden Artikel vereinbart:

Artikel I. Se. Majestät der Kaiser Napoleon und Se. Majestät der Kaiser Alexander erneuern zunächst das in Tilsit geschlossene Bündnis und verpflichten sich, mit dem genannten gemeinsamen Feinde keinerlei Separatfrieden zu schließen und auch in gar keine Unterhandlungen mit demselben zu treten, als zusammen und nach gegenseitiger Verständigung.

Artikel II. Fest entschlossen, sowohl im Kriege wie im Frieden unzertrennlich vereinigt zu bleiben, werden die hohen kontrahierenden Parteien Bevollmächtigte ernennen zur Friedensunterhandlung mit England und diese Bevollmächtigten in diejenige Stadt des Kontinents senden, die England bestimmen wird.

Artikel III. Während dieser Unterhandlungen werden die Bevollmächtigten immer die gleichen Ansichten und Meinungen vertreten, und keinem von ihnen allein ist es gestattet, irgend einen Vorschlag oder Wunsch des englischen Bevollmächtigten weder anzuhören noch zu beraten, ohne vorherige Verständigung.

Artikel IV. Die hohen kontrahierenden Parteien verpflichten sich, keine Mitteilungen und keine Vorschläge von seiten des Feindes entgegenzunehmen, ohne dieselben nicht sofort ihrem Bevollmächtigten zugehen zu lassen.

Artikel V. Als Grundlage der Verhandlungen mit England gilt das *Uti possidetis*, Spanien mit einbegriffen, und ferner die Bedingung *sine qua non*, daß England die Vereinigung der Moldau, der Walachei und Finnlands mit Rußland, und den Bruder des Kaisers Napoleon, Joseph Napoleon Bonaparte, als König von Spanien und Spanisch-Indien anerkenne.

Artikel VI. Da in der Türkei neuerdings wieder mehrfache Revolutionen und sonstige politische Umwälzungen stattgefunden haben, die es unmöglich machen, den Bewohnern der Moldau und Walachei die Sicherheit ihrer Personen und ihres Eigentums zu verbürgen, und da Se. Majestät der Kaiser Alexander durch Privatverträge mit ihnen außerordentlich große Summen zum Schutz jener Provinzen aufgewendet hat, so ist Allerhöchstderselbe nicht gewillt, ihren Besitz aufzugeben, um so mehr, als sie eine natürliche und notwendige Grenze seines eigenen Reiches bilden. Se. Majestät der Kaiser Napoleon wird sich der Vereinigung der genannten Provinzen mit Rußland nicht widersetzen und sich auch der früher in Tilsit angebotenen Vermittelung enthalten.

„Den Artikel will ich nicht“, unterbrach mich der Kaiser „er ist zu positiv.“ —

„Sire, ich bitte Sie, gnädigst erwägen zu wollen, daß der Ausdruck »sich nicht widersetzen« eigentlich zu nichts verpflichtet, und überdies ist der folgende Artikel ein großes Korrektiv.“ —

Artikel VII. Nichtsdestoweniger wird Se. Majestät der Kaiser Alexander sich zur Zeit darauf beschränken, die genannten Provinzen wie bisher besetzt zu halten und dort alles in dem augenblicklichen Zustande zu belassen, und erklärt sich auch zu einer Unterhandlung bereit, sei es in Konstantinopel oder auf einer Donauinsel, um durch Vermittelung Frankreichs die gutwillige Abtretung der Provinzen zu erlangen.

Aber diese Zusammenkunft darf erst dann stattfinden, wenn die Verhandlungen mit England zu irgend einem Abschluß gekommen sind, um nicht neue Diskussionen hervorzurufen, die dem angestrebten Frieden schaden könnten.

„Der Artikel ist gut“, unterbrach mich der Kaiser, „durch Frankreichs, also durch meine Vermittlung; und dann kann auch der vorhergehende bleiben, denn er hält doch Österreich, meinen wahren Feind, in Schach.“ —

„Für den Augenblick Ihr Feind vielleicht, Sire, aber im Grunde ist die österreichische Politik keine Gegnerin der französischen. Sie ist keine Eroberungs-, sondern eine Erhaltungspolitik.“ —

„Gieber Talleyrand, ich kenne Ihre Ansichten darüber; wir werden später nach Beendigung der spanischen Angelegenheiten davon sprechen. Weiter.“ —

Artikel VIII. Se. Majestät der Kaiser Napoleon und Se. Majestät der Kaiser Alexander werden gemeinschaftlich versuchen, die ottomanische Pforte zu einer freundschaftlichen Abtretung der genannten Provinzen zu bewegen. Beide Kabinette werden auch hier immer in völligem Einverständnis handeln.

Artikel IX. Sollten im Falle einer Weigerung der Pforte neue Feindseligkeiten ausbrechen, so wird Se. Majestät der Kaiser Napoleon an denselben nicht teilnehmen, sondern das russische Kabinett nur mit seinem guten Rat unterstützen. Würde aber Österreich oder irgend ein anderes Kabinett mit der Pforte in diesem Kriege gemeinsame Sache machen, so wird Frankreich sich sofort auf die Seite Rußlands stellen, und zwar infolge der Allianz, welche die beiden Kaiserreiche vereinigt.

„Dieser Artikel ist nicht vollständig, er spricht nicht genau aus, was ich will. Aber fahren Sie fort; ich werde Ihnen später sagen, was Sie noch hinzusetzen müssen.“ —

Artikel X. Die hohen kontrahierenden Parteien verpflichten sich übrigens, die volle Integrität der anderen

türkischen Besitzungen aufrecht zu erhalten und nichts zu unternehmen, noch unternehmen zu lassen, was dieser Verpflichtung zuwider ist.

Artikel XI. In den Verhandlungen mit England wird der Kaiser Napoleon in allem, was die Donaufürstentümer betrifft, mit dem Kaiser Alexander gemeinsame Sache machen, gleichviel, ob die Pforte dieselben an Rußland abgetreten hat oder nicht.

Artikel XII. Als Gegenleistung dafür wird der Kaiser Alexander auf die von ihm durch den fünften Artikel des geheimen Vertrages von Tilsit eingegangenen Verpflichtungen verzichten, so daß dieser Artikel hierdurch als gegenstandslos erklärt wird¹⁾.

Als ich zu Ende gelesen hatte, nahm der Kaiser die Papiere an sich und sagte: „Es ist gut so, lassen Sie mir den Entwurf hier, ich werde noch verschiedenes hinzufügen; speciell im XI. Artikel, wo von Oesterreich die Rede ist, daß wir nämlich gleich einschreiten, wenn es mit der Pforte gemeinsame Sache gegen Rußland machen sollte. Das ist nicht deutlich genug ausgedrückt, und ich begreife nicht, wie Sie das übersehen konnten. Talleyrand, Sie sind und bleiben doch ewig ein Oesterreicher!“ — „Nur ein klein wenig, Sire; richtiger wäre es wohl, zu sagen, daß ich niemals ein Russe werde, sondern immer ein Franzose bleibe.“ — „Meinetwegen, aber jetzt denken Sie gefälligst an Ihre Abreise! Sie müssen ein oder zwei Tage vor mir in Erfurt eintreffen, und dann gleich den Kaiser Alexander auffuchen, mit dem Sie überhaupt während des ganzen Aufenthaltes in Erfurt viel zusammen sein werden. Sie kennen ihn gut und wissen ihn gut zu nehmen. Reden Sie viel von unserer Allianz und, daß man darin einen Fingerzeig der Vorsehung erblicken müsse zum Heil der Menschheit. Machen

¹⁾ Nämlich die Interessen Preußens zu wahren und auf die Erfüllung der von Napoleon im Tilsiter Vertrag verheißenen Garantien zu bestehen.

Sie ihm begreiflich, daß wir beide, Alexander und ich, vom Geschick augenscheinlich dazu bestimmt sind, die Ordnung in Europa wiederherzustellen, daß wir beide noch jung seien und uns deshalb nicht zu beeilen brauchten. Das ist ein Punkt, auf den Sie immer wieder zurückkommen müssen, denn Romanzoff ist in der türkischen Frage viel zu wild und zu hastig. Sprechen Sie auch mit dem Kaiser von der öffentlichen Meinung, die man in dem Sinne bearbeiten muß, daß unser Bündnis ihr keine Besorgnis, sondern große Beruhigung einflößt. Und dann auch von der allgemeinen Wohlfahrt des Kontinents, von den Segnungen des Friedens, und sagen Sie auch ein Wort von den sieben Millionen Griechen, die von uns ihre Befreiung erwarten Das sind philanthropische Ideen, die er gern hört, und Sie wissen, ich bin ja auch für die Philanthropie, aber erst später, später. Talleyrand, ich gebe Ihnen *carte blanche*, machen Sie Ihre Sache gut! Adieu!“ —

Ich eilte nach Hause zurück, brachte alle meine Papiere in Ordnung und stieg in den Wagen. Am Morgen des 24. September kam ich in Erfurt an. Herr von Canouville hatte mir eine passende Wohnung besorgt, dicht neben dem Hause, das für den Kaiser Alexander bestimmt war. Schon eine Stunde nach meiner Ankunft kam Caulaincourt zu mir, und wir blieben den ganzen Tag zusammen, was für mich sehr ersprießlich war. Wir sprachen viel von Petersburg und natürlich von den beiden Kaisern, die man in Erfurt erwartete. Wir hatten uns leicht verständigt, und waren über alle Punkte einer und derselben Meinung.

Ganz Erfurt war in Bewegung, und es gab in der Stadt nicht ein ansehnliches Haus, das nicht irgendwie eine hohe, oder höchste Persönlichkeit zu beherbergen hatte. Der Kaiser von Rußland war bereits unterwegs, und zwar mit dem Großfürsten Konstantin und mit Romanzoff; in seinem Gefolge befanden sich außer dem russischen Botschafter in Paris, dem Grafen

Tolstoi, noch die Fürsten Wolkonski, Trubetzkoi, Gagarin und Galitzin; ferner die Grafen Uwaroff und Schuwaloff, und noch sonst mehrere Generale und Staatsräte. Auch der Prinz Leopold von Sachsen-Koburg¹⁾ sollte mit dem Zaren eintreffen. Man erwartete ihn aber erst einen Tag später, als den Kaiser Napoleon, weil er über Weimar gereist war, um am dortigen Hofe seine Verwandten zu besuchen.

Am 25. September meldete mir ein Kammerherr des Königs von Sachsen, daß Se. Majestät noch an demselben Abend ankommen würde. Der König war von seinem Kabinettsminister, dem Grafen Bose, von seinem Oberstallmeister, dem Grafen Marcolini, und von mehreren angesehenen Personen seines Hofes begleitet, unter denen sich auch der Kammerherr von Gablenz befand; der französische Gesandte in Dresden, Baron von Bourgoing, hatte sich ebenfalls eingestellt.

Für manchen ist es vielleicht von Interesse, die Namen von anderen hohen Gästen zu erfahren, die sich aus allen Gegenden Deutschlands damals in Erfurt zusammenfanden; ich nenne deshalb noch diesen oder jenen.

So zunächst den Herzog von Sachsen-Gotha mit den Baronen von Thümmel und von Hoff, zwei namhaften Schriftstellern; alsdann den Herzog von Sachsen-Weimar mit dem Erbprinzen, dem Gemahl der Größfürstin Marie, einer Tochter des Zaren Paul, und mit den beiden berühmten Dichtern Goethe und Wieland; ferner die Herzöge von Oldenburg und Mecklenburg-Schwerin, der letztere in Begleitung des Erbprinzen von Mecklenburg-Strelitz, eines Bruders der Königin Luise von

1) Der Prinz Leopold von Sachsen-Koburg, geb. i. J. 1790, war schon ganz früh in die russische Armee als General eingetreten, ging aber später nach Deutschland zurück. Er nahm an den Feldzügen der Verbündeten gegen Frankreich 1813 u. 1814 teil u. zog auch mit ihnen in Paris ein. J. J. 1816 vermählte er sich mit der Thronerbin von England, der Prinzessin Charlotte, einer Enkelin Georgs III., die aber schon im folgenden Jahre starb. J. J. 1830 wurde er zum König der Belgier erwählt und vermählte sich zwei Jahre später mit der Prinzessin Luise von Orleans, der ältesten Tochter Ludwig Philipps. Er starb i. J. 1865.

Preußen. Die Fürsten von Dessau, von Waldeck, von Hessen-Homburg, von Schwarzburg-Rudolstadt und drei Prinzen von Neuß mit verschiedenen Zunamen waren gleichfalls erschienen. Und wenn ich schon so viele genannt habe, darf ich auch den Erbprinzen von Hessen-Darmstadt und noch weniger den Erbprinzen von Baden übergehen, den Gemahl der Prinzessin Stephanie, einer Cousine der Kaiserin Josephine und Adoptivtochter Napoleons. Auch den Fürst-Primas von Dalberg begrüßten wir, den ehemaligen Kurfürsten von Mainz und späteren Großherzog von Fulda; alle Welt wollte ihn bei sich aufnehmen, denn der Fürst war i. J. 1772 Statthalter von Erfurt und als solcher sehr beliebt gewesen. Der König von Preußen war natürlich fern geblieben; er hatte aber doch anstandshalber den Prinzen Wilhelm geschickt, den der Minister des Außern, Graf von der Goltz, begleitete. Endlich kamen noch die verschiedenen Könige, die man im Volk gern die napoleonischen nannte, zuerst der neue König von Westfalen, Jérôme Bonaparte, der jüngste Bruder Napoleons und Gemahl der liebenswürdigen Prinzessin von Württemberg, alsdann ihr Herr Vater, der König von Württemberg selbst; der König von Bayern, der Schwiegervater Eugens, war richtig auch erschienen, wie wir es damals bei jenem Frühstück in den Tuileries geplant hatten. Damit mag es genug sein, obwohl ich noch gar viele Fürsten und Herren nennen müßte, um die große, große Liste vollzählig zu machen.

So waren sie denn alle beisammen, die Thronbasallen des Rheinbundes, vier Könige und gegen vierzig bis fünfzig meist deutsche Herzöge, Fürsten und Prinzen, Grafen, Barone und hohe Herren — alle zum festlichen Empfange des Einzigen, den man nicht mit Unrecht den Gebieter von Europa nannte.

Die Pagen des Kaisers in ihren hübschen Kostümen stolzierten bereits in den Straßen auf und ab, die kaiserliche Hofdienerschaft in ihren Galalivreen desgleichen. Ein Bataillon

Grenadiere der berühmten Kaisergarde verjah den engeren militärischen Dienst, dazu kam ein Kürassier- und ein Husarenregiment und zuletzt noch ein Regiment Infanterie. Soldaten über Soldaten, alles Franzosen, die unter dem Niebesiegten so viele Schlachten gewonnen hatten!

Napoleon hielt seinen Einzug in Erfurt am 27. September 1808, um zehn Uhr morgens. Eine unermessliche Menschenmenge füllte die Straßen, und auf dem Platz vor dem Palais, wo der Kaiser absteigen sollte, standen Tausende Kopf an Kopf. Jeder wollte den Mann sehen, und so genau wie möglich sehen, der Kronen und Throne verteilte, und der die Geschicke Europas, Freude und Hoffnung, Not und Elend in seiner allmächtigen Hand hielt. Drei Menschen sind auf der Erde wohl am höchsten gefeiert worden: Augustus, Ludwig XIV. und Napoleon. Jeder verschieden gefeiert, nach Zeit und Umständen, aber im Grunde doch immer auf ein und dieselbe Weise. Meine Stellung als Großkammerherr und (damals noch) als Vertrauter des Kaisers, ließ mich alles in nächster Nähe betrachten. Die Huldigungen, die man ihm darbrachte, sowohl die aufrichtigen, als auch die gezwungenen und die erheuchelten, gingen — ich finde kein anderes Wort dafür — ins ungeheuerliche. Schmeichelei, die an Vergötterung und niedere Gefinnung, die an Ekel grenzte, schienen sich gegenseitig überbieten zu wollen. Die letztere ging sogar soweit, daß sie, wie wir später sehen werden, ein großes Treibjagen auf dem Schlachtfelde von Jena organisierte, wo Wildscheine und ähnliches Getier zu Tode gehetzt wurden, vermutlich, um dem Kaiser noch einmal den blutigen Tag ins Gedächtnis zu rufen. Wie oft habe ich in jenen Tagen bemerkt, daß gerade diejenigen, die am meisten unter Napoleon gelitten und deshalb innerlich von Haß und Erbitterung gegen ihn erfüllt sein mußten, die eifrigsten waren, ihm zuzujubeln und sein Glück zu preisen, das die Vorsehung, wie sie sagten, ihm in so überreichen Maße gespendet!

In Erfurt habe ich gesehen, daß nicht allein die blöde Menge dem Gewaltigen schmeichelte und vor ihm im Staube kroch, sondern daß auch die Fürsten, die noch auf ihrem Thron saßen, aber in steter Gefahr schwebten, durch ihren sogenannten Protektor gestürzt zu werden, aus Angst sich zu der elendesten Schmeichelei und Augendienerei erniedrigten: sie kitzten die Hand, die sie heut' oder morgen vernichten konnte.

Bei mächtigen Monarchen giebt ihr glänzender Hof ein wahres und richtiges Bild ihrer eigenen Größe, aber bei den kleinen Fürsten dient der Hof nur, um ihre eigene Unbedeutenheit zu verbergen. Da bläht sich alles auf und macht sich wichtig und breit; Etikette, Rangordnung und äußerer Schein sind dort alles, und da ist auch die Schmeichelei an ihrem Platz und um so willkommener, je kleiner der Herrscher ist. Er findet das ganz in der Ordnung. Tritt dann auf einmal in seinen Staat und in sein kleines Schloß ein Gewaltiger, ein Sieger hinein, so wird er dem gegenüber das, was bis dahin seine Unterthanen ihm gegenüber waren: ein demüthiger Höfling. An den großen Höfen blüht man sich, an den kleinen wirft man sich auf den Boden, und der Fürst mit, wenn er machtlos geworden ist. Ich habe damals in ganz Erfurt nicht einen Mann gesehen, nicht einen! der es gewagt hätte, furchtlos und frei die Hand auf die Mähne des Löwen zu legen.

Nach dieser kleinen Abschweifung, die man mir verzeihen möge, kehre ich zu meinem eigentlichen Gegenstande zurück.

Am 28. September wurde die Ankunft des Kaisers Alexander gemeldet. Napoleon ritt ihm mit allen seinen Marschällen und Generälen und einem glänzenden Gefolge entgegen. Alexander sprang aus seiner Kalesche, Napoleon schwang sich vom Pferde, und beide Monarchen fielen einander um den Hals und umarmten sich herzlich. Dann begleitete der Kaiser den Zaren in die für ihn bestimmte Wohnung und erkundigte sich angelegentlich und sah sogar selbst nach, ob auch alles nach Wunsch eingerichtet

war. Ich erwartete ihn unterdessen in seinem Palais, und als er erschien, machte er ein sehr vergnügtes Gesicht. „Alles geht gut“, sagte er „nur müssen wir nichts beeilen. Wir waren beide so erfreut, uns wiederzusehen, daß wir an nichts anderes dachten.“ Nach einer halben Stunde fuhr der Zar zum Gegenbesuch vor. Sowie er mich erblickte, rief er aus: „O, eine alte, gute Bekanntschaft, ich freue mich sehr, Sie wiederzusehen, Talleyrand, ich dachte mir gleich, daß Sie mit von der Reise sein würden.“ Als ich darauf Wiene machte, mich zurückzuziehen, winkte Napoleon mir, zu bleiben; er wollte nicht gleich bei der ersten Zusammenkunft von ernstern Staatsgeschäften reden, und deshalb war ihm die Gegenwart eines Dritten ganz recht.

Beide Kaiser unterhielten sich nun sehr lebhaft und angelegentlich von ihren Familienverhältnissen; Napoleon erkundigte sich nach der Kaiserin Elisabeth, der Zar nach der Kaiserin Josephine, dann kamen die anderen Prinzen und Prinzessinnen an die Reihe u. s. w.; ich glaube, wenn die Zeit nicht zu kurz gewesen, so hätte der Zar am Ende noch nach der Gesundheit des Kardinals Fesch gefragt. Dann trennten sich die Monarchen, gegenseitig hocheifrig, daß die lieben Ihrigen sich so wohl befanden. Ich führte den Kaiser Alexander hinunter bis an seinen Wagen. Schon auf der Treppe sagte er mir, indem er die Worte besonders betonte: „Talleyrand, wir sprechen uns noch“, und beim Einsteigen wiederholte er die Worte noch einmal. Ich merkte daran, daß Caulaincourt ihm das Nötige mitgeteilt hatte, so daß er wußte, was geplant wurde.

Als ich wieder zum Kaiser hinaufgegangen war, sagte er mir: „Talleyrand, ich habe doch verschiedenes in dem Traktat geändert; ich muß durchaus Oesterreich noch mehr in die Enge treiben. Ich werde Ihnen das weitere später noch mitteilen. Es eilt nicht.“ Gleich darauf begann er von neuem: „Der Kaiser Alexander scheint mir sehr gut disponiert zu sein; der

thut alles, was ich will. Wenn Sie ihn sehen, sagen Sie ihm doch, daß ich anfangs beabsichtigte, Romanzoff solle mit Ihnen zusammen verhandeln, daß aber mein Vertrauen zum Zaren, jetzt, wo ich ihn wiedergesehen, so groß sei, um mit ihm direkt alles zu besprechen und festzusetzen. Wenn der Traktat fertig ist, haben dann die Minister ihn einfach nur zu unterzeichnen. Das scheint mir besser. Und vergessen Sie nicht, Talleyrand, daß mir das Hinhalten sehr willkommen ist! Nur nichts überstürzen! Auch was die Könige von uns sagen, ist wichtig. Die fürchten mich, und es ist immer gut, zu erfahren, was sie denken. Der Kaiser Alexander muß zuerst von meiner Macht ganz geblendet werden; die Verhandlungen gehen dann um so leichter.“

In meiner Wohnung fand ich eine Einladung der Fürstin von Thurn und Taxis und begab mich sofort zu ihr. Ich freute mich außerordentlich, sie wiederzusehen, denn sie ist eine vortreffliche Dame. Sie sagte mir, sie sei nach Erfurt gekommen, um durch die Vermittlung des Kaisers Alexander bei verschiedenen Fürsten die Sache ihres Gemahls zu betreiben, des Generalpostmeisters von Deutschland. Während wir uns darüber unterhielten, wurde der Zar gemeldet. Er war sehr liebenswürdig, sehr zwanglos und lud sich bei der Fürstin zum Thee ein und meinte, wir sollten jeden Abend nach dem Theater bei ihr zusammenkommen. Man könne dann so ungeniert plaudern und damit den Tag angenehm beschließen.

Österreich hatte, wie wir wissen, gar keine Einladung nach Erfurt erhalten, nicht einmal eine offizielle Mitteilung davon, und man kann sich leicht denken, daß dies den Kaiser Franz nicht wenig beunruhigte. Er schickte deshalb aus eigenem Antriebe den Baron von Vincent¹⁾ direkt nach Erfurt mit einem Briefe an Napoleon, und ich glaube auch an den Zaren.

Der Baron stand schon lange im österreichischen Dienst; ich kannte ihn seit zehn Jahren, und er hatte allen Grund,

1) Vergl. Seite 244.

mir sehr dankbar zu sein, nämlich von Warschau her, wo ich meinen ganzen Einfluß, der damals außerordentlich weit reichte, aufbot, um die österreichischen Interessen in Galizien zu sichern. Er ließ mich eine Abschrift des Briefes an Napoleon lesen und fügte hinzu, daß der Kaiser Franz ihm gesagt habe, er dürfe sich mir völlig anvertrauen. Ich dankte ihm und fügte als Beweis dafür sofort hinzu, daß ich wegen der Pläne der beiden Kaiser in Bezug auf Oesterreich nicht ohne gewisse Befürchtungen sei. Napoleon hatte mich ja noch tags zuvor darin bestätigt, weil er meine Vorliebe für eine französisch-österreichische Allianz kannte. Ich wiederhole dies auch hier gern, denn ich glaubte damit im Interesse Frankreichs zu handeln. Ich versicherte darauf dem Baron, daß ich, soweit es an mir läge, alles thun würde, um unheilvollen Entschlüssen, die möglicherweise in Erfurt gefaßt werden könnten, vorzubeugen.

Napoleon hatte seine Maßregeln sehr geschickt getroffen, um in den ersten Tagen allen Gesprächen über Staatsgeschäfte zu entgehen. Die Frühstückstafel dauerte immer sehr lange, denn er ließ sich während derselben verschiedene Personen von Bedeutung vorstellen und unterhielt sich gern mit ihnen. Nachmittags wurden die öffentlichen Anstalten der Stadt besucht, oder er ritt auch wohl zu Paraden und kleinen Manövern hinaus, wo sich dann der Zar mit dem Großfürsten Konstantin und den russischen Generälen einfand. Abends hatte man oft kaum Zeit, sich für die Hofstafel umzulegen, und das Theater machte dann den Beschluß des Tages.

So hatte der Kaiser eines Morgens beim Frühstück wieder die Liste der angekommenen Fremden zur Hand genommen und stieß auf den Namen Goethe. Er gab sofort Befehl, ihn holen zu lassen, denn er machte nicht viel Umstände.

Als Goethe eingetreten war, rief der Kaiser ihm zu: „Monsieur Göth, ich freue mich, Sie zu sehen.“ — „Sire“, entgegnete dieser, „ich bin erstaunt, daß Ew. Majestät, wenn

Sie auf Reisen sind, auch den unbedeutendsten Dingen Ihre Aufmerksamkeit schenken.“ — „Nun, ich weiß doch, daß Sie der erste dramatische Dichter Deutschlands sind.“ — „Sire, da treten Sie meinem Vaterlande zu nahe, unsere ersten dramatischen Schriftsteller sind Schiller, Lessing und Wieland, die Ew. Majestät doch gewiß bekannt sind.“ — „Ich muß Ihnen gestehen, Monsieur Göth, daß ich dieselben kaum kenne, ich erinnere mich nur, daß ich früher einmal die Geschichte des dreißigjährigen Krieges gelesen habe, von Schiller, nicht wahr? aber nehmen Sie es mir nicht übel, daraus hätte man höchstens ein Stück für unsere Boulevardtheater machen können.“ — „Sire, ich kenne Ihre Boulevardtheater nicht, aber ich denke mir, daß dort Volksdramen gegeben werden, und da muß ich lebhaft bedauern, daß Sie einen der größten Dichter unserer Zeit so scharf beurteilen.“ — „Sie wohnen in Weimar; dort leben wohl die berühmtesten Schriftsteller Deutschlands?“ — „Sire, sie werden dort sehr protegiert, aber augenblicklich lebt nur noch einer in Weimar, dessen Namen wohl ganz Europa kennt: Wieland; Johannes von Müller lebt in Berlin.“ — „Wieland möchte ich gern kennen lernen.“ — „Wenn Ew. Majestät mir gestatten wollen, Wieland davon zu benachrichtigen, so wird er gewiß schleunigst hierher kommen.“ — „Spricht Wieland französisch?“ — „Er kennt die Sprache, Sire, denn er hat mehrere französische Übersetzungen seiner Werke korrigiert.“ — „Monsieur Göth, solange Sie hier bleiben, müssen Sie jeden Abend unser Theater besuchen und den Aufführungen unserer großen französischen Trauerspiele beiwohnen. Sie werden gewiß Nutzen daraus ziehen.“ — „Sire, ich bezweifle es nicht, und wenn ich es Ihnen gestehen darf, so war dies bereits meine Absicht. Ich selbst habe einige französische Theaterstücke übersetzt, oder richtiger gesagt, deutsch bearbeitet.“ — „Was für welche?“ — „Mahomed und Tancred.“ — „Ich werde Remusat fragen, ob wir hier in Erfurt für diese Stücke die

Schauspieler haben; ich möchte sehr gern, daß Sie dieselben einmal in unserer Sprache dargestellt sähen. Sie haben übrigens in Deutschland nicht die strengen Bühnenregeln, wie wir.“ — „Sire, die drei Einheiten sind bei uns nicht so unumgänglich nötig.“ — „Wie gefällt es Ihnen denn bei uns hier in Erfurt, Monsieur Göth?“ — „Sire, alles ist überaus prächtig und schön; hoffentlich wird es auch unserem Lande Nutzen bringen.“ — „Fühlt Ihre Bevölkerung sich zufrieden und glücklich?“ — „Sire, sie hegt große Hoffnungen.“ — „Hören Sie, Monsieur Göth, Sie sollten während unseres ganzen Aufenthaltes hier bleiben, um das großartige Schauspiel, das wir Ihnen hier geben, zu schildern.“ — „O Sire, eine solche Aufgabe könnte nur ein klassischer Schriftsteller des Altertums würdig lösen!“ — „Sie meinen doch nicht etwa Tacitus, Monsieur Göth? Sie sind wohl ein Freund von Tacitus?“ — „Gewiß, Sire, ein großer Freund.“ — „Ich ganz und gar nicht; doch davon wollen wir ein andres Mal sprechen. Schreiben Sie an Wieland und sagen Sie ihm, er solle hierher kommen; ich werde ihm dann in Weimar einen Gegenbesuch machen. Der Herzog hat mich eingeladen, und ich freue mich sehr, die Herzogin zu sehen; sie ist eine würdige Dame. Dem Herzog ist es eine Zeitlang ziemlich schlecht ergangen, er hat Lehrgeld zahlen müssen.“ — „Sire, er hat wohl ein wenig teuer bezahlt, doch über diese Dinge habe ich nicht zu richten. Ich weiß nur, daß der Herzog die Künste und Wissenschaften beschützt, und daß wir ihn hoch verehren.“ — „Monsieur Göth, kommen Sie diesen Abend in die Iphigenie! Es ist ein schönes Drama, wenn ich auch gerade nicht dafür schwärme; aber die Franzosen schätzen es sehr. In meinem Parterre werden Sie eine Menge von Königen und regierenden Fürsten sehen. Kennen Sie den Fürst-Primas?“ — „Sehr gut, Sire; ich darf sogar sagen, wir sind befreundet. Er ist ein geistreicher Fürst, sehr unterrichtet und von edlem Charakter.“ — „Nun, Sie werden ihn diesen Abend im Theater

finden; aber da schläft er gern und legt dann seinen Kopf auf die Schulter des Königs von Württemberg. Haben Sie schon den Kaiser von Rußland gesehen, Monsieur Göth?“ — „Nein, Sire, noch niemals; aber ich hoffe, die Ehre zu haben, Sr. Majestät vorgestellt zu werden.“ — „Der Zar spricht sehr gut deutsch, und wenn Sie etwas über die Zusammenkunft in Erfurt schreiben, so müssen Sie es ihm zueignen.“ — „Sire, das gehört nicht zu meinen Gewohnheiten; als ich zu schreiben anfang, habe ich mir gelobt, niemals eine Zueignung zu machen, um sie nicht später vielleicht bereuen zu müssen.“ — „So? die großen Schriftsteller aus der Zeit Ludwigs XIV. dachten über diesen Punkt anders.“ — „Das mag sein, Sire; aber Ew. Majestät können nicht wissen, ob sie es nicht später manchmal bereut haben.“ — „Sagen Sie, Monsieur Göth, was ist eigentlich aus dem Taugenichts, dem Kozebue, geworden?“ — „Sire, soviel ich weiß, soll er in Sibirien sein, und man hofft, daß Ew. Majestät den Kaiser Alexander um seine Begnadigung bitten werden¹⁾.“ — „Wissen Sie, Monsieur Göth, der Kozebue ist mein Mann nicht.“ — „Sire, er ist unglücklich und dabei sehr begabt und kenntnißreich.“ — „Leben Sie wohl, Monsieur Göth.“ —

Ich begleitete Goethe durch den Vorsaal und bat ihn, mit mir zu speisen, und als ich nach Hause gekommen war, schrieb ich sogleich den Inhalt der obigen Unterredung nieder, wie sie mir im Gedächtnis geblieben war. Bei Tische fragte ich Goethe noch nach verschiedenen Einzelheiten, so daß ich sie ganz wortgetreu habe wiedergeben können. Dann begleitete ich meinen berühmten Gast ins Theater und suchte einen guten Platz für ihn aus. Das war nicht leicht, denn die gekrönten und regierenden Häupter saßen in der ersten Reihe, hinter ihnen, in der zweiten, die Erbprinzen, die mediatisirten Fürsten, und dann

1) Kozebue wurde allerdings von Paul I. nach Sibirien verbannt, aber schon i. J. 1800 und auch nur auf kurze Zeit, denn der Zar begnadigte ihn schon zu Anfang des folgenden Jahres und ernannte ihn zum Hofrat mit einer reichen Dotation.

kamen die vielen Minister, Marschälle, Generäle und sonstigen hohen Staatsbeamten, alle in großer Uniform mit Ordenssternen und Federhüten . . . es war wirklich nicht durchzukommen. Ich rief Dazincourt zu Hilfe, und dieser placierte Goethe nach Wunsch, dicht hinter verschiedene Hoheiten und Durchlauchten.

Man hatte alle Stücke, die in Erfurt gegeben werden sollten, sehr sorgfältig ausgewählt, und immer solche, die entweder der alten heroischen Zeit, oder den großen geschichtlichen Ereignissen angehörten. Alle waren nach der Absicht Napoleons darauf berechnet, dem deutschen Publikum große Helden vorzuführen, die gewaltige, ruhmvolle Thaten verrichtet und sich durch Tapferkeit und hohe Geistesgaben über die gewöhnlichen Menschen erhoben hatten . . . Gründer berühmter und erlauchter Geschlechter, und von den staunenden Zeitgenossen wie Wesen höherer Art verehrt und gepriesen . . . Dabei fanden sich Anspielungen in Menge auf den Imperator selbst, der auf der Weltbühne als Sieger und Gewaltherrscher mit seinen Legionen einerschritt, wie hier auf der Theaterbühne die Künstler mit ihren pathetischen Phrasen und tönenden Versen. Wenn Racine den Mithridates zu seinen Söhnen sagen läßt:

„Ihr täuscht euch, wenn ihr glaubt, daß dieses Land
„Durch seine Wälle so gefestet steht;
„Ich weiß der Wege viel, die dahin führen,
„Und wenn mich auch der Tod erreichen sollte . . .“

so deutete man den Haß des Mithridates gegen Rom auf den Haß Napoleons gegen England, und manche Zuschauer dachten wohl bei sich: ja, ja, er kennt alle Wege und Stege; er wird schon hingelangen.

In der Iphigenie desselben Dichters klingt es immer wieder und immer aufs neue von Unsterblichkeit, von ewigem Ruhm, von Heldengröße und von dem waltenden Fatum, und der Kaiser hatte seinen Freund Talma vorher noch genau

instruiert, die folgende große Tirade recht deutlich und ergreifend zu deklamieren:

„Die Ehre spricht, und sie ist mein Drakel;
„Herr, in der Götter Hand liegt unser Leben,
„Doch unser Ruhm in unsrer eigenen Hand.
„Weshalb soll ihr Drakelspruch uns quälen?
„Unsterblich sein wie sie, sei unser Streben:
„Dem Schicksal folgend, laßt dahin uns eilen,
„Wo uns ein hohes Ziel entgegenwinkt!“¹⁾

Napoleons Lieblingsstück war aber Voltaires Mahomed, denn dort fand er das beste Spiegelbild für seine Macht. Man denke sich nur die Wirkung der folgenden Verse²⁾:

„Die Sterblichen sind gleich! nicht die Geburt,
„Die Tugend nur macht allen Unterschied;
„Doch Geister giebt's, begünstigt vom Himmel,
„Die durch sich selbst sind, alles sind, und nichts
„Dem Ahnherrn schuldig, nichts der Welt.

„So ist

„Der Mann, den ich zum Herren mir erwählte.
„Er in der Welt allein verdient's zu sein;
„Und allen Sterblichen, die ihm gehorchen sollen,
„Gab ich ein Beispiel, das mich ehren wird.“

Die Blicke des ganzen Theatersaales richteten sich auf Napoleon, der vornan mit dem Kaiser Alexander saß, beide noch dazu auf einem etwas erhöhten Sitze. Alle Welt hörte die Schauspieler, aber alle Welt schaute auf Jhn. Dann trat Lafont auf und sprach mit düsterer Stimme in die lautlose Versammlung hinein:

„. . . sieh das Reich, dem Rom gebot,
„Nach allen Seiten auseinanderbrechen,
„Zerstückt den großen Körper, seine Glieder
„Zerstreut und ohne Hoffnung traurig zußen!
„Auf diese Trümmer einer Welt laß uns
„Arabien erheben! Neuen Gottesdienst
„Bedürfen sie, bedürfen neue Hilfe,
„Die Tiefgesunf'nen einen neuen Gott!“

1) Iphigenie I. Aufzug, 2. Scene; nach der Übersetzung von N. Saun.

2) Nach der Bearbeitung von Goethe.

Man wagte kaum zu applaudieren, aber desto lärmender brach gleich darauf der Beifall los im Dialog zwischen Omar und Sopir:

„ Betrachte mich
„Als den Gesandten eines großen Mann's
„Und Königs!“
„ Wer hat ihn gekrönt?

„ Der Sieg!“

und dieser Beifall erreichte seinen Höhepunkt und wurde zum Jubel, der gar kein Ende nehmen wollte, als Omar dicht an die Rampe trat und, mit einer deutlich zu bemerkenden Wendung nach Napoleon hin, ausrief:

„Man nennt ihn Überwinder, Held, Grob'rer,
„Doch heute will er Friedensstifter heißen!“

Der „Friedensstifter“ konnte zufrieden sein, und der Geheimrat Goethe auch, der, als er den Mahomed übersetzte, sich wohl nicht hatte träumen lassen, daß er demaleinst einer solchen Aufführung desselben beiwohnen würde.

Doch ich breche hier ab, um nicht zu lang zu werden und füge nur noch hinzu, daß derartige Scenen sich allabendlich im Theater wiederholten. Ich hielt die kleine Schilderung für nötig, weil sie ein treffendes Bild von der damals in Erfurt herrschenden Stimmung liefert.

Nach dem Schauspiel begab ich mich denn jedesmal zu der Fürstin von Thurn und Taxis, wo ich den Kaiser Alexander gewöhnlich schon vorfand, und manchmal stellte sich auch der Baron von Vincent ein. Beide, der Kaiser und der Baron, bildeten die vollkommensten Gegensätze. Der Kaiser immer in begeisterter Aufregung und der Baron in steter Furcht und Sorge. Ich mochte ihm noch soviel zureden, er ließ sich nun einmal nicht beruhigen, und doch wußte ich bestimmt, daß bis jetzt noch gar keine Staatsgeschäfte zur Sprache gekommen waren.

Einige Tage später fand freilich die erste Besprechung zwischen den beiden Monarchen statt. Sie dauerte sehr lange,

denn sie betraf die gesamte Weltlage des letzten Jahres nach dem Frieden von Tilsit. Am Schluß gab Napoleon dem Zaren den von mir damals in Paris aufgesetzten Entwurf eines neuen Traktates, aber mit dem Bedenken, ihn ganz für sich allein durchzusehen und niemand zu zeigen. Er meinte, ein dritter sei dabei überflüssig, und sie beide genügten vollkommen, um alles festzustellen; deshalb habe er ihn auch eigenhändig niedergeschrieben.

Unter „niemand“ war natürlich kein anderer gemeint, als Romanzoff und ich, aber der Kaiser Alexander mußte das Wort wohl nicht so verstanden haben, denn als wir an demselben Abend wieder bei der Fürstin waren, bat er sie, sich vor allen etwaigen Besuchern verleugnen zu lassen und zog dann das Manuskript aus der Tasche. Ich war nicht wenig verwundert, als ich auf den ersten Blick sah, daß Napoleon sich die Mühe gegeben hatte, den ganzen Traktat abzuschreiben, und als ich ihn darauf durchging, bemerkte ich sofort einige von ihm gemachte Zusätze und Änderungen. So hatte er namentlich einen Artikel hinzugefügt, in welchem es hieß, daß, wenn der Zar sich genötigt sähe, wegen der Türkei ein Armeecorps zusammenzuziehen, dies möglichst nahe an der österreichischen Grenze aufgestellt werden solle. Der Kaiser Alexander bemerkte darauf am nächsten Tage seinem Bundesgenossen, daß der Inhalt des Traktates wesentlich von dem abweiche, was Caulaincourt ihm in Petersburg darüber mitgeteilt; er habe deshalb verschiedene Notizen hinzugefügt, die er in Erwägung zu ziehen bitte.

Die russischen Staatsgeheimnisse scheinen aber nicht allzustreng bewahrt zu werden, denn der Baron von Vincent brachte mir alsbald eine Abschrift des vom Kaiser Alexander umgearbeiteten Entwurfes, den er natürlich auch schon gelesen hatte, und der ihn noch besorgter machte. Ich bat ihn wiederholt, sich ganz ruhig zu verhalten, er könne sich doch wohl

denken, daß ich auf die definitive Feststellung des Traktates nicht ohne Einfluß wäre, und er wisse ja bestimmt, daß ich mich allem, was Osterreich irgendwie schaden könne, energisch widersetzen würde.

Aufs neue verfloßen einige Tage, wo die beiden Kaiser sich nur auf der Parade, an der großen Hofstafel und im Theater gesehen hatten; ich ging nach wie vor jeden Abend zu unserer Fürstin, und der Zar war ebenso pünktlich wie ich. Er schien mir aber in der letzten Zeit etwas zerstreut und nachdenklich. Ich blieb unbefangen wie immer, erzählte verschiedene Anekdoten aus der Tageschronik und brachte dann so zufällig das Gespräch auf Mithridates, der schon wieder auf dem Theaterzettel stand. Ich citierte einen Vers (wörtlich weiß ich ihn nicht mehr), in welchem gesagt wird, daß ein schneller, entscheidender Entschluß das Zeichen eines starken, und ein stetes Zaudern und Hin- und Herschwanken das Zeichen eines schwachen Geistes sei. . . . Der Zar erhob sich, fixierte mich scharf, sagte, er fühle sich nicht ganz wohl, er habe schon seit gestern heftige Kopfschmerzen und beurlaubte sich dann von der Fürstin. Ich wollte ihn an den Wagen geleiten, was er sich verbat; er sagte mir nur noch das eine Wort: „morgen!“

Endlich hatte ich die richtige Saite angeschlagen. Wir werden das Echo dieser Saite wohl bald zu hören bekommen.

Der Kaiser Napoleon blieb inzwischen bei seinen alten Gewohnheiten, als wenn es gar keine Politik mehr gäbe: er empfing nach wie vor beim Frühstück und vorzugsweise die Deutschen, an deren Urteil ihm am meisten zu liegen schien. Goethe hatte den ihm gegebenen Auftrag prompt ausgeführt; Wieland war von Weimar herübergekommen, und Napoleon ließ beide zum Frühstück einladen. Er hatte an jenem Tage viele Gäste, unter denen ich auch den Fürst-Primas bemerkte. Für solche Unterhaltungen machte Napoleon im stillen seine kleinen Vorbereitungen, so daß er die zu besprechenden und von

ihm selbst gewählten Gegenstände genau kannte, von denen natürlich kein Mensch vorher etwas mußte. Auf diese Weise war er immer schlagfertig, wenn er irgend eine Frage stellte, und kam auch nie durch eine Gegenrede in Verlegenheit, denn er hatte stets neue Gründe in Bereitschaft, mit denen er geschickt unterbrach und dieselben dann weiter entwickelte. Ich selbst habe oft die Bemerkung gemacht, vorzüglich, wenn er im Auslande war, daß er wissenschaftliche und litterarische Dinge sehr eingehend besprach, was man von einem Feldherrn und einem Schlachtenführer gar nicht erwartete. Dadurch imponierte er auch den gelehrten Leuten außerordentlich, denn selbstverständlich eröffnete er immer das Gespräch durch Fragen und Erkundigungen über dieses und jenes. Seine hohe Stellung und das damit verbundene Selbstgefühl gaben ihm ohnehin gleich von vornherein ein bedeutendes Übergewicht, und er redete mit einer Sicherheit, die durch nichts erschüttert werden konnte, und wenn Montesquieu oder Voltaire vor ihm gestanden hätten.

So erinnere ich mich noch, daß er einst in Berlin den Geschichtsforscher Johannes von Müller in nicht geringes Erstaunen versetzte, als er den Einfluß des Christenismus auf die Völker des Altertums, und speciell auf die Griechen und Römer, in einer langen Rede beleuchtete und wirklich sehr zutreffende Gedanken vorbrachte . . . eine Eroberung im Reiche der Geister, größer als alle Eroberungen durch rohe Waffengewalt . . . ein Samenkorn, das zu einem schattenpendenden Baume für das gesamte Menschengeschlecht geworden. Diese Phrasen mußte er aber auswendig wissen, denn er wandte sie mehrfach auch anderen Personen gegenüber an, wovon ich mich selbst überzeugt habe.

Was er eigentlich von Wieland wollte oder mit ihm bezweckte, weiß ich nicht, aber er war außerordentlich lebenswürdig gegen ihn. „Monsieur Wieland, wir Franzosen sind große Verehrer Ihrer Schriften, denn Sie haben ja den Agathon

und Oberon geschrieben. Wir nennen Sie bei uns den deutschen Voltaire.“ — „Sire, dieser Vergleich ist für mich sehr schmeichelhaft, aber jedenfalls sehr übertrieben; er ist wohl nur der Beweis einer wohlwollenden Gesinnung.“ — „Sagen Sie mir, Monsieur Wielan, weshalb haben Sie Ihren Diogenes, Ihren Agathon und Ihren Peregrinus in einer so doppelsinnigen Form geschrieben, die den Roman in die Geschichte und die Geschichte in den Roman hineinspielen läßt? Ein so bedeutender Mann wie Sie, sollte doch jede Richtung allein und für sich behandeln. Eine derartige Vermischung bringt leicht Verwirrung hervor. Deshalb sind wir auch in Frankreich gar keine großen Freunde des Dramas. Was ich da sage, ist wohl etwas gewagt, denn ich habe hier bedeutende Kenner vor mir, und diese Äußerung richtet sich ebensogut an Monsieur Göth, wie an Sie.“ — „Sire, ich verstehe; Ew. Majestät wollen auf der Bühne nur Tragödien und Lustspiele, und doch besitzt gerade die französische Bühne sehr wenig Trauerspiele, in denen nicht Roman und Geschichte vermischt sind. Ich befinde mich hier übrigens auf einem Terrain, wo mein Freund Goethe zu antworten hat, und ich bin überzeugt, daß er sehr gut antworten wird. Was mich betrifft, so wollte ich mich in den Lehren, durch die ich einigen Nutzen zu stiften hoffte, gern an die Geschichte anlehnen. Ich wünschte, meine Beispiele aus der Geschichte den Menschen recht zugänglich und nachahmungswert zu machen, und nahm deshalb zu dem Romantischen meine Zuflucht. Die Gedanken der Menschen, Sire, sind oft viel besser als ihre Handlungen, und gute Romane sind oft viel besser als die Menschen überhaupt. Voltaires Jahrhundert Ludwigs XIV. und Fénelons Telemach, dort die Geschichte, hier der Roman, enthalten beide in ihrer Art die besten Lehren, sowohl für die Könige wie für die Völker. Auch mein Diogenes ist ein reiner Mensch, wenig gleich er nur in einer Tonne wohnt.“ — „Schon recht, Monsieur Wielan, aber vergessen Sie dabei nicht, daß diejenigen, welche

die Tugenden immer nur im Ideal schildern, leicht den Glauben erwecken können, daß die Tugenden selbst nur Chimären sind. Gerade die Geschichtschreiber haben nur zu oft die Geschichte verleumdete und entstellt.“

Nach diesem Schlußsatz wäre nun wahrscheinlich in der bis jetzt ziemlich abstrakten Unterredung sehr bald Tacitus erschienen, wenn nicht statt seiner der General Mansouth erschienen wäre, der die aus Paris eingetroffenen Depeschen und Briefe überbrachte. Da war natürlich die Audienz zu Ende.

Der Fürst-Primas empfahl sich, und Wieland und Goethe desgleichen, die der Fürst zu Tische geladen hatte, und er bat mich, nachzukommen, denn ich mußte noch bleiben.

Wieland eilte in seine Wohnung, um die Unterredung mit Napoleon sofort niederzuschreiben; er war ein schlichter, anspruchsloser Mann, und wußte nicht, ob er dem Kaiser gut oder schlecht geantwortet hatte. Bei Tische las er uns seine Notiz vor; sie stimmte völlig mit meiner obigen Schilderung überein. Alle schönen und großen Geister von Weimar, die sich in Erfurt befanden, waren bei diesem Diner zugegen. Mir fiel alsbald eine Dame aus Eisenach auf, die neben dem Fürst-Primas saß. Wenn man sie anredete, gab man ihr immer den Namen der Muse Alio, aber durchaus natürlich, so daß ich anfangs glaubte, sie heiße wirklich so. Aber es war nur ihr poetischer Name; unter den gewöhnlichen Menschenkindern hieß sie Baronin von Bechtolsheim. Es klang sehr komisch, wenn der Fürst-Primas ihr die Gerichte anbot und sie dabei ganz ernsthaft fragte: Alio, wünschen Sie von dieser Schlüssel, oder von jener? und wenn sie dann sehr prosaisch antwortete: ja oder nein, und weiter nichts. Nach der Tafel ging alle Welt ins Theater, meine Wenigkeit nicht ausgenommen, und nach der Vorstellung begleitete ich den Kaiser erst in sein Palais zurück und begab mich dann wieder zu unserer Fürstin.

Der Kaiser Alexander war schon dort, aber sein Gesichtsausdruck war auch diesmal nicht der gewöhnliche. Ich bemerkte eine gewisse Unruhe in seinem Wesen und dachte natürlich gleich an den ominösen Traktat. „Hat der Kaiser mit Ihnen in den letzten Tagen gesprochen, Talleyrand?“ war seine erste Frage. „Nein, Sire“, antwortete ich „und wenn ich nicht den Baron von Vincent gesehen hätte, so wäre ich fast versucht, zu glauben, die Zusammenkunft in Erfurt sei nichts weiter als eine kleine unschuldige Bergnügungsreise.“ — „Was sagt denn der Baron?“ fragte der Zar. „Sire, er spricht sehr verständig und giebt sich der zuversichtlichen Hoffnung hin, daß die bösen und drohenden Worte Napoleons gegen Oesterreich bei Ihnen keinen Anklang finden werden, und was mich betrifft, Sire, so bitte ich Ew. Majestät, mir gnädigst zu erlauben, mich dieser Hoffnung anzuschließen.“ — „Und ich schlosse mich ebenfalls gern an, lieber Talleyrand, aber das ist keine leichte Sache, denn der Kaiser scheint mir gegen Oesterreich sehr aufgebracht zu sein.“ — „Sire“, entgegnete ich, „der Kaiser hat Sie doch um Ihre Meinung gefragt und Sie gebeten, zu den einzelnen Artikeln Ihre Bemerkungen zu machen. Da können Ew. Majestät doch leicht sagen, daß Sie diejenigen Artikel, die von Oesterreich handeln, für überflüssig halten, da dieselben folgerichtig schon in dem Tilsiter Vertrage enthalten seien. Der neue Vertrag ist ja wesentlich nur ein Beweis gegenseitigen Vertrauens. Wenn also Ew. Majestät dem Kaiser Napoleon in Bezug auf die Ausführung der übrigen Artikel Vertrauen schenken, so kann doch auch wohl der Kaiser Napoleon Ew. Majestät vertrauen, wenn Sie versichern, daß Sie nichts gutheißen werden, was Oesterreich unternehmen sollte, und dann können die bewußten Artikel wegfallen. Ja, ich gehe noch einen Schritt weiter und sage: Wenn Ew. Majestät sich die Besorgnis und die Unruhe des Kaisers Franz vorstellen, in die derselbe durch die Zusammenkunft in Erfurt versetzt wurde, die gänzlich ohne

sein Vorwissen erfolgt ist, so dürften Ew. Majestät sich vielleicht veranlaßt fühlen, dem Kaiser Franz persönlich zu schreiben, und ihm versichern, daß von seiten der beiden Kaiser nichts Schlimmes gegen ihn im Werke ist.“ —

Ich sah, daß der Zar mir mit einer gewissen inneren Befriedigung zugehört und auch ein Portefeuille herausgezogen hatte, in welchem er sich allerlei Notizen machte, und trotzdem schien er mir noch nicht ganz entschieden. Caulaincourt, der viel bei ihm galt, wußte glücklicherweise seine letzten Bedenken zu beseitigen.

Am anderen Tage zeigte mir der Zar seinen Kommentar zu dem Traktat und sagte mir sehr freundlich: „Sie werden darin manche von Ihren gestrigen Äußerungen finden, und dann habe ich noch verschiedenes aus meinen früheren Unterredungen mit dem Kaiser Napoleon hineingebracht.“ —

Ich freute mich sehr, daß wir endlich soweit gekommen waren, wenn nur der Zar jetzt auch standhielt. Glücklicherweise war meine Befürchtung überflüssig. Beide Kaiser hatten eine dreistündige Konferenz miteinander gehabt, und ich sollte das Resultat bald erfahren, denn gleich nach der Konferenz schickte Napoleon zu mir. Er war sehr aufgeregt: „Mit dem Kaiser Alexander ist nichts anzufangen“, sagte er, „ich habe ihn von allen Seiten bearbeitet, aber vergebens. Er ist doch eigentlich ein sehr beschränkter Kopf. Nicht um einen Schritt bin ich mit ihm vorwärts gekommen.“ — „Im Gegenteil, Sire, mir scheint, daß Sie schon viel erreicht haben. Der Zar ist ja ganz entzückt von Ew. Majestät.“ — „Das sagt er Ihnen, Talleyrand, um Ihnen Sand in die Augen zu streuen. Wenn er so entzückt ist, wie Sie behaupten, weshalb unterschreibt er denn nicht?“ — „Sire, der Kaiser Alexander hat so etwas von einer ritterlichen Natur; er glaubt, sein Wort und seine Freundschaft für Sie müßten genügen, und die vielen Klauseln seien überflüssig. Das geht schon aus seinen Briefen hervor, die Ew. Majestät

mir zu lesen gegeben haben.“ — „Geschwätz, Talleyrand, und nichts als Geschwätz! Das ist alles!“ —

Dann ging er minutenlang in seinem Kabinett auf und ab; endlich brach er das Schweigen und sagte: „Ich will auch gar nicht mehr mit ihm auf die Sache zurückkommen; es sähe ja aus, als könnte ich ohne ihn gar nicht fertig werden. Unsere Zusammenkunft an sich, schon durch das Geheimnis, das sie umgiebt, wird auf Osterreich nicht ohne Wirkung bleiben. Der Kaiser Franz wird doch an geheime Abmachungen glauben, und ich werde ihn natürlich bei dem Glauben lassen. Wenn er nur Joseph als König von Spanien anerkennen wollte, das wäre schon etwas. Aber in Wien sind sie noch langsamer und unentschlossener als der Zar. Jahre könnten darüber hingehen. Talleyrand, ich begreife wirklich Ihre Vorliebe für Osterreich nicht; das ist ja eine Politik wie im alten Frankreich.“ — „Sire, so sollte auch die Politik im neuen, und speciell die Ihrige sein; denn Sie, Sire, sind gerade derjenige Monarch, den die Welt ganz besonders als Bürgschaft für die Civilisation ansieht. Als damals Rußland beim Frieden von Teschen¹⁾ den Vermittler spielte, war Europa bestürzt, und von Frankreich war es ein großer Fehler, dies nicht verhindert zu haben.“ — „Davon ist jetzt nicht mehr die Rede, mon cher; man muß die Zeiten nehmen, wie sie sind. Von Ihren Zeiten müssen Sie mit Vergennes reden. Wer bekümmert sich heutzutage noch viel um Civilisation!“ — „Die Staatsgeschäfte gehen natürlich vor.“ — „Das ist es auch nicht, Talleyrand; wissen Sie denn nicht, woher es kommt, daß niemand Lust hat, sich recht offen und frei mit mir einzulassen? Ich will es Ihnen sagen: weil ich keine Kinder habe, und weil deshalb das französische

1) Der Friede von Teschen, vom 13. Mai 1779, zwischen Osterreich und Preußen, beendigte den bayerischen Erbfolgekrieg, und die Kaiserin von Rußland spielte im Einverständnis mit Frankreich dabei sehr geschickt die Rolle einer Vermittlerin, allerdings auf Wunsch Maria Theresias und Friedrichs II.

Kaiserreich auf zwei Augen steht; da haben Sie den Grund und das ganze Geheimnis. Man fürchtet mich, und jeder findet sich mit mir ab, so gut es geht. Und das ist für alle Welt ein schlechter, unhaltbarer Zustand.“ — Er schwieg und begann dann wieder, und zwar in sehr ernstem Ton: „Ich werde auf Abhilfe denken müssen . . . doch hören Sie, Talleyrand, fahren Sie nur fort, mit dem Kaiser Alexander zu verkehren; ich bin in unserer Unterredung vielleicht etwas zu schroff gegen ihn gewesen, und ich möchte doch gern, daß wir als Freunde scheiden. Wir haben noch einige Tage vor uns; morgen gehen wir nach Weimar, wo man mich zu einem Jagdfest auf dem Schlachtfelde von Jena eingeladen hat. Reisen Sie voraus und empfehlen Sie mich der Herzogin! Sie wird jedenfalls an der Jagd nicht teilnehmen, aber sagen Sie ihr, ich ließe sie bitten, ihre Schriftsteller und Gelehrten zu benachrichtigen, die ich gern sehen und sprechen möchte. Es wäre schade, die günstige Gelegenheit nicht zu benutzen.“ —

Der Kaiser hatte die ganze Comédie française nach Weimar geschickt, um auch dort Ehre mit ihr einzulegen. Der Tag begann mit der widerwärtigen Hehjagd bei Jena, von der ich bereits früher gesprochen habe. Dann war große Hofstafel, wo die regierenden Fürsten mit ihren nächsten Angehörigen an einer besonderen Tafel saßen. Ich erwähne dies, weil man aus Zuvorkommenheit gegen Napoleon auch den Fürsten von Neuschâtel und mich an diese Tafel gesetzt hatte. Am Abend war Galavorstellung im Hoftheater, wo der Tod Cäsars von Voltaire gegeben wurde; der Kaiser Alexander war mit den Königen und den übrigen Fürstlichkeiten gleichfalls herübergekommen, so daß man beim Anblick des Zuschauerraumes sich sehr gut in Erfurt glauben konnte. Dieselben Huldigungen, derselbe Applaus und dieselbe Begeisterung, und der Kaiser Napoleon, mit seinem Freunde, dem Zaren, wieder der strahlende Mittelpunkt des Ganzen. Der Hofball nach dem Theater war überaus prächtig.

und wurde durch viele schöne junge Damen verherrlicht. Der Imperator befand sich in der besten Laune und ging durch den großen, brillant erleuchteten und kostbar ausgeschatteten Saal in Begleitung des Kammerherrn von Müller, der ihm die hervorragenden Persönlichkeiten, wie Damen, nennen mußte, denn Napoleon interessierte sich für alles. Auch auf solchen Bällen und Festlichkeiten hatte er seine besonderen Gewohnheiten und besprach oft mitten unter Musik und Tanz die ernstesten Dinge. Sogar am Spieltisch legte er plötzlich die Karten hin, um irgend eine wichtige politische Frage zu erörtern. Er wollte vermutlich dadurch zeigen, daß er über den banalen Vergnügungen der Menschen erhaben sei und von ihnen unberührt bleibe.

Nach seinem Rundgang, auf welchem er noch der einen und anderen hübschen Dame ein Kompliment gesagt hatte, zog er sich in einen anstoßenden kleineren Saal zurück und bat den Kammerherrn von Müller, Goethe und Wieland zu holen. Beide erschienen alsbald, vom mehrten Herrchen der Akademie gefolgt. Goethe hat den Kaiser um die Erlaubnis, ihm dieselben vorstellen zu dürfen. Napoleon wandte sich darauf an Goethe mit der Frage: „Eh bien, Monsieur Göth, sind Sie mit unseren Theatervorstellungen zufrieden?“ — „Ausnehmend, Sire!“ — „Sind denn die anderen Herren nicht da gewesen?“ — „Nur in der heutigen Vorstellung, Sire, in Erfurt waren sie nicht.“ — „Das thut mir leid; ein schönes Trauerspiel ist doch ein wahrer Genuß und zugleich eine vortreffliche Schule für höher gebildete Menschen. Von einem gewissen Standpunkt aus könnte man sagen, daß ein Trauerspiel über der Geschichte steht; jedenfalls hinterläßt es einen gewaltigeren Eindruck, und auch das erscheint mir richtig, daß viele Menschen zusammen und auf einmal diesen Eindruck erhalten. Ein Geschichtswerk, das man allein und für sich liest, kann eine solche Wirkung niemals haben. Das bringt mich“ — jetzt war er endlich auf

sein Steckenpferd gekommen — „auf Tacitus, den Sie alle so hoch stellen, und aus dem ich wenig oder nichts gelernt habe. Ich wüßte keinen anderen Historiker, der die Menschheit so verleumdet und verkleinert hat, wie er. In den einfachsten Handlungen sucht er immer nach verbrecherischen Motiven. Aus allen Kaisern macht er vollendete Schurken und schildert sie so, daß wir den Geist des Bösen, von welchem sie durchdrungen sind, und sonst nichts bewundern müssen. Man hat mit Recht gesagt, daß seine Annalen nicht eine Geschichte des Kaiserreiches sind, sondern eine Geschichte der römischen Kriminalgerichte. Nichts wie Anklagen und Angeklagte, Verfolgungen und Verfolgte, und Leute, die sich im Bade die Adern öffnen. Er spricht beständig von Denunziationen und ist selber der größte Denunziant. Und dabei welch ein Stil! Immer unklar und dunkel, oft die völlige Nacht. Ich bin allerdings kein großer Latinist, aber in den zehn oder zwölf italienischen und französischen Übersetzungen, die ich von ihm gelesen habe, tritt diese Unklarheit und Dunkelheit überall hervor, so daß ich wohl daraus schließen darf, daß sie ihm eigentümlich ist, wie sein sogenanntes Genie und sein Stil; er kann sich aber nicht anders ausdrücken, weil er nicht anders empfinden kann. Ich habe ihn oft loben hören, weil er den Tyrannen Furcht einjagt, aber er läßt die Könige sich vor den Völkern fürchten, und das ist ein großes Übel, gerade für die Völker. Sagen Sie, habe ich nicht recht, Monsieur Wieland? Doch ich komme ungelegen, denn wir sind hier nicht auf dem Ball, um von Tacitus zu reden. Sehen Sie doch, was der Kaiser Alexander für ein graziöser Tänzer ist!“ —

„Sire“, entgegnete Wieland, „ich weiß allerdings nicht, weshalb wir Gelehrten uns hier auf diesem Balle befinden, aber das weiß ich, daß Ew. Majestät mich in diesem Augenblicke sehr glücklich machen.“ — „Gut, Monsieur Wieland, bitte, dann antworten Sie mir auch.“ — „Sire, nach dem, was Sie soeben

gesagt haben, möchte ich fast vergessen, daß ich vor dem Kaiser stehe; Ew. Majestät sind ja auch ein Akademiker, und ich weiß, Sire, daß Sie diesen Titel nicht geringschätzen, denn ich erinnere mich, daß Ew. Majestät in Ägypten manchen Brief unterzeichnet haben: Bonaparte, kommandierender General und Mitglied des Instituts. Gestatten Sie mir deshalb, Sire, nur dem Akademiker zu antworten! Neulich in Erfurt konnte ich mich nur schwach gegen Ihre strenge Kritik meiner eigenen Werke verteidigen; vielleicht gelingt es mir heute mit dem Tacitus besser. Ich räume ein, daß sein Hauptzweck war, die Tyrannen zu strafen, aber wenn er sie anklagt, so hat er dabei nicht ihre Sklaven im Auge, die sich ja nur gegen ihn empören würden, um einem anderen Tyrannen anheimzufallen, sondern er klagt sie vor der ewigen Gerechtigkeit an und vor dem gesamten Menschengeschlechte, und das Menschengeschlecht wird hoffentlich so lange dauern, um durch Prüfungen zu jenem höheren Verständnis zu gelangen, das allen Leidenschaften Schweigen gebietet.“ — „Ich weiß“, sagte der Kaiser, „so reden alle unsere Philosophen. Aber gerade dieses höhere Verständnis suche ich und finde es nirgends.“ — „Sire, erst in neuerer Zeit hat Tacitus so viele Leser gefunden, und das gereicht dem menschlichen Geist zur Ehre; es ist ein Fortschritt in der Erkenntnis, denn jahrhundertlang wollten die Gelehrten nichts von ihm wissen, und auch die Höfe nicht. Alles, was sklavisch gesinnt war, fürchtete ihn. Doch seitdem Ihr großer Racine ihn den ersten Geschichtschreiber des Altertums genannt hatte, haben Ihre Universitäten und auch die unsrigen sich gesagt, der Ausspruch könne vielleicht wahr sein. Ew. Majestät behaupten, daß Ihnen bei der Lektüre des Tacitus immer nur Ankläger, Mörder und Räuber begegnet seien; aber Sire, in der Zeit, welche Tacitus schildert, bestand das römische Reich, das von Ungeheuern regiert wurde, fast nur aus solchen Menschen. Sein Vorgänger, der edle und anmutige Titus Livius, zeigt

uns die gewaltige Republik an der Spitze ihrer siegreichen Legionen; der ernstere Tacitus, sein Nachfolger, mußte sich an die Kriminalgerichte halten (wie Ev. Majestät, sich auszudrücken geruhen), denn dort fand er die gesamte Geschichte des römischen Kaiserreiches. Nur dort, ruft Tacitus mit erhobener Stimme, sieht man, wie in diesen entarteten und beklagenswerten Zeiten Fürsten und Völker, die doch sonst in ihren Anschauungen und Wünschen sich diametral entgegenstehen, sich in einem Gedanken begegnen, nämlich in der gegenseitigen Furcht vor einander. Da wird schließlich alles zum Kriminalprozeß, und der Tod, den die Centurionen und die Henker austheilen, überbietet an Zahl den Tod nach dem natürlichen Gesetz des Menschenlebens. Sive, Suetonius und Dio Cassius erzählen eine weit größere Menge von Verbrechen und Schandthaten; aber ihr Griffel ist matt und stumpf, der Griffel des Tacitus dagegen ist wie ein scharfer, spitziger Pfeil. Und doch ist er nicht unerbittlich, wie es auch die Gerechtigkeit nicht sein soll. Sowie er etwas Gutes zu melden hat, selbst von der grauenhaften Regierung eines Tiberius, dann weist er uns eindringlich hin auf diesen Lichtblick, damit wir uns an dem Glanze desselben erfreuen. Sogar für den blutigen Narren Claudius findet er noch ein flüchtiges Wort des Lobes. Und seine Unparteilichkeit, die erhabenste Eigenschaft der Gerechtigkeit, erstreckt sich auf alles, auf die Republik, wie auf das Kaiserreich, auf die Fürsten und Großen, wie auf die Bürger und die Kleinen. Folgt man dem Fluge seines Geistes, so glaubt man, die Republik sei sein Ideal, vorzüglich, wenn man ihn von Brutus, Cassius und Rodrus reden hört, für die sich unsere Jugend so gern begeistert; aber wenn er dann wieder von den guten Kaisern spricht, welche die scheinbaren Gegensätze, Monarchie und Freiheit, so glücklich zu vereinigen gewußt haben, dann sieht man doch, daß er diese Regierungsform für die beste und segensreichste hält, die den Menschen zu teil werden kann.“

Der Fürst-Primas war während des Gesprächs unvermerkt näher getreten, die anderen Akademiker folgten ihm leise nach, und endlich standen sie alle mit hellen und freudigen Blicken um Wieland herum, der noch die folgenden Schlussworte sagte: „Wenn es wahr ist, Sire, daß die Tyrannen durch das verdammende Urtheil des Tacitus schon genügend bestraft sind, so ist es in noch weit höherem Maße wahr, daß die guten Fürsten sich reichlich belohnt fühlen, wenn er uns ihr edles Bild im Glanz ihres Ruhmes vorführt.“ — „Ei, ei Monsieur Wieland“, rief der Kaiser, „da habe ich ja in Ihnen, ohne daß ich es ahnte, einen starken Gegner gefunden, und ich muß gestehen, Sie wissen Ihre Waffen gut zu gebrauchen. Aber ich glaube, Sie wußten es vorher, daß ich kein Freund von Tacitus bin. Stehen Sie vielleicht mit dem Historiker Johannes von Müller in Korrespondenz, den ich damals in Berlin gesehen habe?“ — „Ja, Sire, wir sind befreundet.“ — „Und, nicht wahr, er hat Ihnen über den Gegenstand unserer heutigen Unterhaltung geschrieben?“ — „Das ist der Fall, Sire“, entgegnete Wieland mit einer geradezu liebenswürdigen Offenheit, „und von ihm weiß ich auch, daß Ew. Majestät gern über Tacitus sprechen und kein sonderlicher Freund von ihm sind.“ — „O, Monsieur Wieland“, sagte der Kaiser in scherzhaftem Ton, „ich gebe mich noch gar nicht gefangen; nein, nein, soweit sind wir noch nicht. Ich gehe morgen nach Erfurt zurück; vielleicht können wir dort unsere Diskussion wieder aufnehmen. Ich habe in meinem Arsenal noch allerlei Waffen, um Ihnen zu beweisen, daß Tacitus doch der Mann nicht ist, wie Sie ihn schildern. Ich bleibe dabei, er hat die inneren, tiefer liegenden Ursachen der Ereignisse nicht klar genug entwickelt und ihre geheimnißvolle Wechselwirkung untereinander nicht genug hervorgehoben, um der Nachwelt den Weg zu einem richtigen Urtheil über die Regierungen und Völker zu zeigen.“

Damit schloß der Kaiser diese interessante Unterredung; er sagte nur noch zu Wieland mit einem überaus freundlichen Blick, daß er das Vergnügen, sich mit ihm unterhalten zu haben, bei den Damen im Ballsaal schwer werde büßen müssen, und eilte mit dem Fürst-Primas hinüber. Man sah, wie er einige Augenblicke der hübschen Quadrille zuschaute, die gerade aufgeführt wurde; er ging auch zu der Herzogin, als der Dame des Hauses, sagte ihr verbindliche Worte über die schöne Anordnung des prächtigen Festes und zog sich dann schnell in die für ihn bestimmten Gemächer zurück. Von den Akademikern waren die jüngeren sofort nach Hause geeilt, um die Unterredung Napoleons mit Wieland niederzuschreiben, in der Besorgnis, durch eine längere Verzögerung vielleicht einige von den kostbaren Worten zu verlieren.

Der nächste Tag war für unsere Rückkehr nach Erfurt festgesetzt, und schon am frühen Morgen, vor sieben Uhr, ließ sich der Kammerherr von Müller melden, um mir den Bericht des gestrigen Abends zu zeigen. Er war sehr gut abgefaßt; ich änderte nur einige Ausdrücke und erbat mir zugleich eine Abschrift des Schriftstückes, das, wie ich hörte, im Archiv der Akademie niedergelegt werden sollte.

Die drei Könige von Sachsen, Württemberg und Bayern reisten direkt von Weimar nach Hause, und die beiden Kaiser wieder nach Erfurt zurück, wohin wir alle ihnen folgten.

In Erfurt war Napoleon noch aufmerksamer und zukommender gegen den Zaren als vorher. Dem neuen Traktat schien er keine große Bedeutung mehr beizulegen, wenigstens sprach er gar nicht mehr davon; er wünsche nur, wie er sagte, seinem erhabenen Verbündeten, dem Kaiser Alexander, freundlich und gefällig zu sein. Er sprach auch viel mit ihm von seinen persönlichen Verhältnissen, wie sein gewaltig bewegtes Leben ihn ermüde, und daß er sich nach Ruhe sehne. Wenn doch der Tag bald käme, seufzte er, wo er sich sorglos dem

Genuß einer stillen, gemüthlichen Häuslichkeit hingeben könne, für die er von jeher soviel Sinn gehabt. „Sieht es aber für mich überhaupt eine solche Häuslichkeit“, sagte er zum Zaren, „denn ich habe ja keine Kinder, und meine Gattin ist zehn Jahre älter als ich. Verzeihen Sie mir, teurerer Freund, daß ich mit Ihnen von solchen Dingen rede, die fast lächerlich klingen; ich folge darin dem Drange meines Herzens, das mich zu dem Ihrigen hinzieht.“ Und dann redete er noch viel von ihrem baldigen Abschied, von der großen Entfernung zwischen Petersburg und Paris, von den Mühseligkeiten der langen Reise u. s. w. Plötzlich unterbrach er sich mit den Worten: „Wir haben nur noch eine halbe Stunde bis zur Tafel, und ich muß jetzt mein trockenes Staatsgesicht wieder aufsetzen, denn ich will vor Tische noch den Baron von Vincent empfangen.“

Napoleon behielt mich an jenem Abend noch lange bei sich. Er war sehr aufgereggt und sprach allerlei Durcheinander, stellte verschiedene Fragen an mich, deren Antwort er aber nicht abwartete, und fragte immer wieder nach neuen Dingen. Ich merkte wohl, daß er mir etwas besonders Wichtiges zu sagen hatte, und daß er mit sich selbst kämpfte, ob er solle oder nicht. Endlich kam das ernste Wort über seine Lippen: die Ehescheidung. Es überraschte mich nicht, denn ich wußte es lange. „Mein Schicksal treibt mich dazu“, sagte er, „und ich muß Frankreich in diesem Punkt beruhigen. Ich habe keinen Nachfolger; Joseph ist nichts, und er hat auch nur Töchter. Ich selbst muß eine Dynastie gründen und kann es nur, wenn ich mich durch Heirat mit einem der ersten regierenden Häuser verbinde. Sehen Sie das nicht ein, Talleyrand? Der Kaiser Alexander hat mehrere Schwestern, und eine davon ist gerade in dem passenden Alter. Hören Sie, Talleyrand, sprechen Sie mal mit Romanzoff ganz vertraulich darüber! Sagen Sie ihm, daß er, sobald die spanischen Angelegenheiten geordnet sind, bestimmt auf mich rechnen könne, wenn Rußland die

europäische Türkei nehmen will; Sie können ihm auch sonst noch allerlei sagen, um ihn günstig zu stimmen. Sie selbst sind ja für eine Scheidung, und ich weiß es, die Kaiserin Josephine ebenfalls; es läßt sich nicht ändern, ich sehe keinen anderen Ausweg.“ — „Sire“, entgegnete ich, „wenn Ew. Majestät mir erlauben wollen, so spreche ich mit Romanzoff gar nicht davon. Er ist im Grunde doch nur ein beschränkter Kopf, wenn die Frau von Genlis ihn auch als Modell für einen ihrer Schwanenritter genommen hat¹⁾. Und selbst, wenn es mir gelingen sollte, den guten Romanzoff in unserem Sinne zu bearbeiten, so soll er doch nachher dem Kaiser Alexander wieder alles vorstellen und erklären. Wird er seinen Auftrag gut ausrichten? und was die Hauptsache ist, Sire, wird er ihn gut ausrichten wollen? Ich kann dafür nicht einstehen. Da scheint es mir doch viel natürlicher und zugleich viel bequemer, wenn ich direkt mit dem Kaiser Alexander spreche, denn die Sache ist von der höchsten Wichtigkeit und verlangt zugleich die größte Diskretion. Wenn daher Ew. Majestät meinen Vorschlag billigen, so könnte ich gleich morgen dem Zaren die ersten Eröffnungen machen.“ — „Sie haben recht, Talleyrand, daß ich auch daran nicht früher dachte! Aber merken Sie wohl auf: Sie dürfen ganz und gar nicht in meinem Auftrage reden. Ich weiß von nichts. Sie sprechen einfach als Franzose, als guter Patriot und im Interesse Frankreichs, was ja auch die Wahrheit ist. Sie sprechen von der Notwendigkeit, die Fortdauer meiner Dynastie zu sichern und dadurch die Zukunft meines Reiches. Von diesem Gesichtspunkt können Sie alles offen und frei sagen. Joseph, Lucian und alle die anderen, die zu meiner Familie gehören, brauchen Sie dabei nicht zu schonen.

¹⁾ Frau von Genlis hatte nämlich in ihrem historischen Roman: „Die Schwanenritter, oder der Hof Karls des Großen“ eine Menge Personen auftreten lassen, in denen man viele Zeitgenossen und namentlich viele Revolutionsmänner zu erkennen glaubte, und in einer der Hauptfiguren den Grafen Romanzoff.

Sie sind nichts und bedeuten nichts. Ja, wenn ich einen Sohn hätte (doch das müssen Sie ihm nicht sagen), so würde ich selbst für den noch immer einen schweren Stand haben, ihn ohne weiteres zu meinem Nachfolger zu machen.“ —

Es war schon spät, als ich mich vom Kaiser verabschiedete. Trotzdem fuhr ich zur Fürstin, denn ich sah noch Licht an den Fenstern. Der Kaiser war schon weit früher gekommen und schien mich erwartet zu haben, denn gleich nach der ersten Begrüßung erzählte er der Fürstin und mir die rührende Scene, die er am Vormittag mit Napoleon gehabt hatte, weshalb ich sie auch so getreu wiedergeben konnte. Er sprach mit einer naiven Offenherzigkeit. „Kein Mensch“, sagte er, „kennt den Kaiser, wie ich ihn jetzt kenne. Was er unternimmt, würde für andere Länder vielleicht zu groß und zu gewaltig sein; für Frankreich ist er gezwungen, so zu handeln. Talleyrand, Sie wissen gar nicht, was für ein gutes Herz er hat und meinen doch, ihn so genau zu kennen.“ — „Sire, persönlich teile ich ganz Ihre Ansicht und kann es Ihnen nicht besser beweisen, als wenn ich Sie morgen um eine Audienz bitte.“ — „Gern, gern, lieber Talleyrand, wollen Sie vor oder nach dem Baron von Vincent kommen, der sich morgen bei mir beurlauben wird, um nach Wien zurückzureisen? Ich will ihm einen Brief an den Kaiser Franz mitgeben, den ich aber noch schreiben muß.“ — „Sire, da bescheide ich mich und komme später. Ich möchte nicht um eine Minute den Brief verzögern, denn er ist ein gutes Werk. Der Kaiser Franz bedarf sehr einer freundschaftlichen Beruhigung von hoher Hand, und ich bin überzeugt, daß Ihr Brief ihm dieselbe bringen wird.“ — „Es ist wenigstens meine aufrichtige Absicht“, entgegnete der Zar. Dann sah er auf seine Uhr und erschrak: es waren zwei Stunden nach Mitternacht.

Am nächsten Morgen kam der Baron, bevor er sich zur Audienz beim Zaren begab, zu mir, und ich fühlte mich sehr

glücklich, ihm versichern zu können, daß er mit uns zufrieden sein würde, und ganz besonders mit dem Kaiser Alexander. Sein Gesicht strahlte förmlich vor Freude, und als er von mir Abschied nahm, drückte er mir wiederholt mit innigem Danke die Hand.

Ich blieb allein und erwog ernsthaft den Weg, den ich jetzt einschlagen mußte, um den mir gewordenen schwierigen und delikaten Auftrag zur allseitigen Zufriedenheit gut auszuführen. Ich gestehe, daß ich, trotz meiner aufrichtigen Verehrung für den Kaiser Alexander, doch vor einer so intimen Allianz Rußlands mit Frankreich, und zwar im Interesse Europas, zurückschrak. Der einzige Ausweg schien mir nur dieser zu sein: zuerst den Kaiser Napoleon durch die Versicherung zufriedenzustellen, daß von russischer Seite eine solche Familienverbindung gern gesehen würde und dann politische Bedenken zu erregen, um diese Verbindung vorher noch reiflich und nach allen Seiten hin zu erwägen.

Mein diplomatischer Scharfsinn war hier aber ganz überflüssig, denn kaum hatte ich dem Kaiser Alexander das erste Wort von meiner geheimen Mission mitgeteilt, als er mir auf halbem Wege entgegenkam. Er hatte mich nämlich sofort verstanden und unterbrach mich: „Wenn ich allein darüber zu bestimmen hätte, lieber Talleyrand, so wäre die Sache sehr einfach, denn ich würde natürlich von Herzen gern meine Einwilligung geben; aber ich stehe hier nicht allein. Meine Mutter hat einen großen Einfluß auf ihre Töchter, den ich ihr nicht streitig machen darf. Ich kann ihr wohl meine Meinung darüber sagen und ihr allenfalls einen guten Rat geben, den sie vielleicht auch befolgen wird; aber weiter geht meine Macht nicht, so daß ich nichts Bestimmtes versprechen darf. Ich sage das in aufrichtiger Freundschaft für den Kaiser Napoleon, und ich hoffe, er wird damit vorderhand zufrieden sein. Fahren Sie schnell zu ihm und melden Sie mich bei ihm

an!“ — „Sire, wenn Sie mir noch zwei Worte gestatten, so möchte ich Sie bitten, zu bedenken, daß Sie im Begriff stehen, einen hochwichtigen Schritt zu thun. Sie werden im Interesse Europas und Frankreichs sprechen. Europa hat ein Recht und zugleich das Bedürfnis, den französischen Kaiserthron gesichert und gegen Stürme von außen gefestigt zu sehen, und Ew. Majestät können zu diesem großen und schönen Ziel das Ihrige beitragen.“ — „Gut“, sagte der Zar, „das soll mein Text sein; übrigens sehen wir uns ja noch diesen Abend bei der Fürstin.“ —

Sofort benachrichtigte ich den Kaiser von dem Erfolge meiner Mission, und er war sehr erfreut, daß die Angelegenheit diese Wendung genommen hatte, denn er brauchte jetzt keinen Antrag mehr zu stellen. Ich konnte kaum noch einige Worte hinzufügen, als ich den Zaren schon zu Pferde ankommen sah.

Die beiden Kaiser blieben mehrere Stunden in ungestörter Unterhaltung zusammen, und als sie endlich wieder erschienen, erstaunte der ganze Hof über die auffallend herzliche Weise, mit der sie sich gegenseitig behandelten . . . eine Vertraulichkeit, wenn sie miteinander sprachen, wie man sie bis dahin bei ihnen noch nicht wahrgenommen hatte. Dies ging soweit, daß das Hofceremoniell in den letzten Tagen ungezwungener und weniger streng beobachtet wurde, als hätte sich die freundschaftliche Stimmung der beiden Souveräne allen übrigen mitgeteilt. Man erfuhr auch schon ein Wort von der beabsichtigten Ehescheidung und flüsterte im stillen davon. Der Kaiser selbst ließ hier und da eine Andeutung fallen, welche diejenigen beruhigte, die im Dienst der Kaiserin Josephine standen und von dieser Veränderung eine Schädigung ihrer persönlichen Interessen befürchteten.

Napoleon betrachtete sich jetzt schon als den Gründer eines dauernden Weltreichs. Der Zar seinerseits glaubte sich schon mit ihm für alle Zeit auf das engste verbunden und

war nicht wenig stolz bei dem Gedanken, für Rußland die Freundschaft und die Stütze desjenigen gewonnen zu haben, dem die halbe Welt huldigte, und dessen allmächtiger Wille alle Wege ebnete und alle Schwierigkeiten siegreich zu überwinden wußte.

An jenem Abend, wo sich zum letztenmal ganz Erfurt im Theater zusammengefunden hatte, erhielt diese Stimmung noch eine besondere Weihe. Als nämlich Oedipus in der gleichnamigen Tragödie von Voltaire die Worte sprach, die man von da an später so oft wiederholte:

„ Die Freundschaft eines großen Mannes
„ Ist ein Geschenk der Götter“

erhob sich der Kaiser Alexander von seinem Sessel, ergriff die rechte Hand Napoleons und schüttelte sie herzlich. Für viele kurzfristige Politiker war dies der größte Moment der Erfurter Kaisertage.

Jeder der beiden Monarchen erblickte jetzt in dem anderen die sicherste Bürgschaft für eine gemeinsame glückliche Zukunft.

Die große, denkwürdige Episode, wo die beiden mächtigsten Kaiser Europas sich verbündeten, war vorüber. Gnadenbezeugungen, Ordensverleihungen und kostbare Geschenke aller Art wurden von französischer und russischer Seite auf das freigebigste verteilt, und beim Abschied mischte sich in die Freundschaftsversicherungen der beiden Kaiser die Trauer über die Trennung.

Am Morgen des letzten Tages wünschte Napoleon, noch einmal die Erfurter Welt um sich zu sehen. Zu den vielen großartigen Erinnerungen meines Lebens gehört auch diese Stunde. Sie waren noch einmal alle erschienen, die Fürsten und Herren, deren Armeen der Gewaltige vernichtet, deren Länderbesitz er geschmälert und deren Hoheitsrechte er sich selbst angemacht hatte. Und doch war nicht einer unter ihnen, der es gewagt hätte, ihm auch nur eine demütige Bitte vorzutragen;

sie waren nur gekommen, um Ihn noch einmal zu sehen und von Ihm noch einmal gesehen zu werden, und jeder wollte der letzte sein, weil er sich einredete, daß der Kaiser ihn vielleicht dann um so besser im Gedächtnis behalten würde. Und doch waren diese Augendienerei und diese Selbsterniedrigung so gut wie nutzlos. Er grüßte sie wohl mit einer gnädigen Handbewegung, aber ausgezeichnet wurden auch dieses Mal wieder nur die Akademiker von Weimar, die sich in ziemlicher Anzahl zum Abschied eingefunden hatten. Er wollte dadurch wahrscheinlich auf eine neue Art überraschen und imponieren. „Haben Sie noch immer so viele Schwärmer und Idealisten in Deutschland?“ fragte er die Herren. „Sire“, antwortete einer von ihnen (ich weiß nicht mehr, wer es war), „hier und da mag sich wohl der eine oder andere finden.“ — „Das gefällt mir nicht, und ich beklage Sie. In Paris haben wir auch welche; es sind gefährliche Leute, glauben Sie es mir, und, bei Licht besehen, sind es nur verkappte Materialisten. Meine Herren“, fuhr er mit erhöhter Stimme fort, „die Philosophen zerbrechen sich die Köpfe, um ein neues System zu schaffen, und sie sehen nicht, daß das beste vor ihren Augen liegt. Es ist der Christianismus, der den Menschen mit sich selbst versöhnt und der zu gleicher Zeit die öffentliche Ordnung und die Ruhe der Staaten sichert. Ihre Weltverbesserer rauben uns die Illusionen, und doch gehören die Illusionen zu dem Glück unseres Lebens. Ich selbst nehme von meinem hiesigen Aufenthalt eine mit, diejenige nämlich, daß Sie mir ein gutes, freundliches Andenken bewahren werden. Adieu!“

Zehn Minuten später saß er bereits in seinem Wagen und reiste nach Paris zurück, um, wie er sich einredete, Spanien vollends zu erobern.

* * *

Ich lasse hier den Traktat folgen, wie derselbe in Erfurt niedergeschrieben und unterzeichnet wurde. Er stimmt mit

meinem bereits oben mitgetheilten Entwurf im wesentlichen überein; nur ist die Reihenfolge der Artikel eine andere, und mancher von ihnen ist auch kürzer gefaßt. Der Artikel über die Moldau und die Walachei lautet jetzt in der Form etwas anders, aber der eigentliche Inhalt ist derselbe: der Kaiser Napoleon erkennt nämlich die Vereinigung der beiden Provinzen mit Rußland an, nur soll seine Einwilligung ein tiefes Geheimnis bleiben . . . das sind seine eigenen Worte. Auch die beiden anderen schlimmen Artikel, die er hineinbringen wollte, sind fortgeblieben: der eine, wo er das Schiedsrichteramt — bei einer Kriegserklärung Rußlands an Oesterreich übernehmen will, und der andere, wo er verlangt, daß Rußland bei einem eventuellen Kriege mit der Türkei ein Armeecorps dicht an der österreichischen Grenze aufstellen soll.

Der geheime Vertrag von Erfurt.

Verlesen und genehmigt am 12. Oktober 1808. Unterschrieben und ausgewechselt am 13. Oktober 1808.

Se. Majestät Napoleon, Kaiser der Franzosen, König von Italien, Protektor des Rheinbundes &c. &c. und

Se. Majestät Alexander, Kaiser aller Rußen &c. &c.

um ihre Allianz noch fester und für alle Zeiten dauernd zu machen, und indem sie sich die weiteren Verständigungen vorbehalten über die zu ergreifenden Maßregeln gegen England, ihren gemeinsamen Feind und den Feind des europäischen Kontinents, haben beschlossen, in einem besonderen Vertrage die Grundsätze zu bestimmen für alle ihre Schritte und Handlungen, die darauf hinausgehen, den Frieden in Europa wiederherzustellen, und haben zu diesem Zwecke als ihre Bevollmächtigten ernannt:

Se. Majestät der Kaiser der Franzosen &c. &c., Se. Excellenz den Grafen Jean Baptiste de Champagny &c., Ihren Minister der auswärtigen Angelegenheiten;

Se. Majestät der Kaiser aller Rußen 2c. 2c., Se. Excellenz den Grafen Nikolaus von Romanzoff 2c., Ihren Minister der auswärtigen Angelegenheiten;

welche über die folgenden Punkte sich vereinbart haben:

Artikel I. Se. Majestät der Kaiser der Franzosen und Se. Majestät der Kaiser aller Rußen erneuern den zu Tilsit am 7. und 9. Juli 1807 abgeschlossenen Friedens- und Allianzvertrag und verpflichten sich, mit dem gemeinsamen Feinde keinen Frieden zu schließen, auch in keine Unterhandlungen sich einzulassen, außer mit beiderseitigem Einverständnis.

Artikel II. Da die hohen kontrahierenden Parteien gewillt sind, unzertrennlich in Krieg und Frieden zusammenzuhalten, so sind sie übereingekommen, Bevollmächtigte zu ernennen, um die Friedensverhandlungen mit England zu eröffnen und diese Bevollmächtigten in diejenige Stadt des Kontinents zu senden, welche England zu diesem Zwecke bestimmen wird.

Artikel III. Während des ganzen Verlaufes der Unterhandlungen, wenn dieselben stattfinden sollten, werden die betreffenden Bevollmächtigten in der vollkommensten Übereinstimmung beraten und beschließen, und es ist keinem von ihnen gestattet, irgend welche Vorschläge oder Forderungen der englischen Bevollmächtigten anzunehmen oder gutzuheißen, als nur zum gemeinsamen Nutzen und Vorteil der beiden hohen kontrahierenden Parteien.

Artikel IV. Die Basis der Verhandlungen mit England ist das *Uti possidetis*.

Artikel V. Die hohen kontrahierenden Parteien betrachten als unabweisbare Grundbedingung eines Friedens mit England die Anerkennung Finnlands, der Moldau und der Walachei als integrierende Teile des russischen Kaiserreiches.

Artikel VI. Sie verlangen gleichfalls in demselben Sinne von seiten Englands die Anerkennung der neuen, von Frankreich begründeten Verhältnisse und Zustände in Spanien.

Artikel VII. Die hohen kontrahierenden Parteien verpflichten sich, während der Dauer der Verhandlungen weder Vorschläge, Anerbieten, noch sonstige Mittheilungen von den englischen Bevollmächtigten zu empfangen, ohne dieselben sofort ihren betreffenden Regierungen bekannt zu geben.

Artikel VIII. Se. Majestät der Kaiser aller Rußen erklärt, bei den ungeordneten und revolutionären Zuständen in der Türkei, und da es nicht möglich ist, von der ottomanischen Regierung die nötigen Garantien zum Schutz der Bewohner der Moldau und Walachei zu erlangen, die Vereinigung dieser beiden genannten Provinzen mit Rußland als Bedingung seiner Anerkennung der Integrität der Pforte; und Se. Majestät der Kaiser Napoleon schließt sich dieser Erklärung voll und ganz an.

Artikel IX. Se. Majestät der Kaiser aller Rußen verpflichtet sich zu dem tiefsten Stillschweigen über den vorhergehenden Artikel und wird versuchen, Unterhandlungen in Konstantinopel oder sonstwo zu eröffnen, um von der Pforte die gütliche Abtretung der genannten Provinzen zu erlangen, und das französische Kabinett verzichtet seinerseits dabei auf jede Einmischung. Nur werden die Bevollmächtigten beider Nationen sich angelegen sein lassen, die zwischen Frankreich und der Pforte bestehende Freundschaft zu respektieren, ferner die in der Levante ansässigen Franzosen zu schützen und schließlich eine Annäherung der Pforte an England zu verhindern.

Artikel X. Sollte die ottomanische Pforte die gütliche Abtretung der gedachten Provinzen verweigern, so würde der Kaiser Napoleon im Falle eines Krieges zwischen Rußland und der Türkei sich jeder Einmischung enthalten, wohl aber der Pforte seine freundschaftliche Vermittelung anbieten; sollte jedoch Oesterreich oder irgend eine andere Macht in diesem Kriege Partei für die Türkei ergreifen, so wird der Kaiser Napoleon die Sache Rußlands sofort zu seiner eigenen machen, wie es die zwischen Frankreich und Rußland bestehende unverbrüchliche Allianz.

bedingt; wie sich gleicherweise der Kaiser von Rußland, im Falle einer Kriegserklärung Oesterreichs an Frankreich, verpflichtet, die Sache Frankreichs zu seiner eigenen zu machen, in Anbetracht der Allianz, die beide Monarchen und ihre Kabinette verbindet.

Artikel XI. Die hohen kontrahierenden Parteien verpflichten sich im übrigen, die Integrität aller anderen Besitzungen des ottomanischen Reiches in ihrer ganzen Ausdehnung aufrecht zu erhalten und kein Vorgehen irgend welcher Art gegen die Türkei zu dulden, ohne vorher davon benachrichtigt zu sein.

Artikel XII. Sollten die Bemühungen Rußlands und Frankreichs zur Erlangung eines Friedens mit England erfolglos bleiben, sei es, daß England die Vorschläge zurückweist, sei es, daß die Verhandlungen sonstwie abgebrochen werden, so werden Ihre Kaiserlichen Majestäten nach Ablauf eines Jahres von neuem zusammenkommen, um sich über die kriegerischen Operationen zu verständigen und dieselben dann mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln ins Werk setzen.

Artikel XIII. Die hohen kontrahierenden Parteien, in Anerkennung der Loyalität, mit welcher der König von Dänemark sich ihrer gemeinsamen Sache angeschlossen hat, verpflichten sich Sr. Majestät gegenüber für die gebrachten Opfer zu einer angemessenen Entschädigung, wie sie gleichfalls Sr. Majestät den Besitz eines im Kriege eventuell gemachten Ländererwerbes garantieren.

Artikel XIV. Der vorstehende Vertrag soll für eine Zeitdauer von wenigstens zehn Jahren geheim gehalten werden.

Erfurt, am 13. Oktober 1808.

Unterzeichnet:

Champagny. Romanzoff.

Ende der fünften Abteilung und Schluß des ersten Bandes.



